SITZUNGSBERICHTE
DER LEIBNIZ-SOZIETÄT
Band 110• Jahrgang 2011

trafo Verlag Berlin

ISSN 0947-5850 ISBN BN 978-3-89626-955-3

Inhalt

Sondersitzung des Plenums aus Anlass des 300. Jahrestages der Verkündung
des ersten Statuts für die 1700 gegründete Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften

Siegfried Wollgast

Über die europäischen Wurzeln der Sozietäts-Konstituierung von 1700 in Berlin >>>

Hermann Klenner

Leibnizens Denkschriften vom 26. März 1700 "eine societatem scientiarum et artium zu fundiren"
und das Reglement der königlich-preußischen "Societät der Wißenschaften alhier" vom 3. Juni 1710 >>>

Aus Plenar- und Klassensitzungen

Lothar Kolditz

Deterministisches Chaos und Gesellschaft >>>

Erich Hahn

Religion und Ideologie in der ‚Ontologie des gesellschaftlichen Seins' von Georg Lukács >>>

Martin Hundt

Der Fortgang der MEGA und einige aktuelle Debatten um Marx' Werk >>>

Irene Dölling

Pierre Bourdieus Praxeologie - Anregungen für eine kritische Gesellschaftsanalyse >>>

Personalia

Dieter B. Herrmann

Laudatio auf Karl-Heinz Bernhardt >>>

Adolf Laube

Nachruf auf Prof. Dr. Eberhard Wächtler >>>

Reimar Müller

Nachruf auf Prof. Dr. Wolfgang Kirsch >>>

Wolfgang Küttler

Nachruf auf Prof. Dr. Ernst Engelberg >>>

Rezension

Werner Krause/Erdmute Sommerfeld

Lothar Sprung, Helga Sprung: Eine kurze Geschichte der Psychologie und ihrer Methoden >>>

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *110(2011), 5–40*

Aus Anlass des 300. Jahrestages der Verkündung des ersten Statuts für die 1700 von G. W. Leibniz in Berlin gegründete Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften trat das Plenum der Leibniz-Sozietät am 3. Juni 2010 zu einer Sondersitzung zusammen. Das Verkündungsdatum des Statuts war Bestandteil des Berliner Wissenschaftsjahres 2010. Wir veröffentlichen hier die beiden von Siegfried Wollgast und Hermann Klenner gehaltenen Vorträge.

Siegfried Wollgast

Über die europäischen Wurzeln der Sozietäts-Konstituierung von 1700 in Berlin

Auch die Vorgeschichte einer Erscheinung, Bewegung, eines Prozesses ist in die Zeitverhältnisse einzubetten. Und zwar in die der jeweiligen Zeit, nicht in die der Gegenwart, was häufig geschieht. Manchmal ist eine Beeinflussung nicht erkennbar, manchmal wird sie wegen der weltanschaulichen Sicht als völlig unmöglich angesehen oder man verwendet viel Papier, Tinte, Computertechnik usw. – auch Geist – darauf nachzuweisen, dass der Betreffende diese Quelle gar nicht gekannt haben kann. Doch ein jeder handelnde Mensch wurde und wird auch von den Zeitumständen geformt! Ich kann sie – manche taten das z.B. nach 1989 – völlig ablehnen. Aber sie haben mich stets beeinflusst, geformt usw. Manchmal haben sie zu einer Ablehnung geführt, manchmal zu einer schnellen oder partiellen oder verspäteten oder universellen Zustimmung.

All dies betrifft auch die Vorgeschichte unserer Sozietät. Lediglich Facetten daraus können in diesem kleinen Vortrag dargeboten werden, es ist dies kein Harnack-Ersatz, keine C. Grau-Fortsetzung.[1]

1 Vgl. Conrad Grau: Zur Vor- und Frühgeschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften im Vorfeld der europäischen Akademiebewegung, in: Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung. Bd. II, hg. von Klaus Garber und Heinz Wismann unter Mitwirk. von Winfried Siebers, Tübingen 1996, S. 1380-1412; ders.: Eine Gesellschaft in der Gesellschaft: Die Berliner Akademie im 18./19. Jahrhundert, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Berlin 35 (1987), H. 7, S. 587-596; ders.: Leibniz und die Folgen – Zur Wirkungsgeschichte des Leibnizschen Akademiekonzepts, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät (künftig: SLS), Berlin, Bd. 18, Jhrg. 2000, H. 3, S. 5-26.

In Europa sind „nahezu allen Akademiegründungen mehr oder weniger lange unterschiedlich ausgeprägte Vorbereitungsphasen“ vorausgegangen. „Das war einerseits Ausdruck der Suche nach einem tragfähigen Konzept entsprechend den jeweils gegebenen Möglichkeiten, andererseits aber auch Folge der Tatsache, daß eine Kongruenz von sachlicher Notwendigkeit und personeller Möglichkeit gegeben sein mußte, wenn Grundlagen für eine kontinuierliche Arbeit geschaffen werden sollten.“[2]

Die Begriffe der Akademie und der Sozietät umfassen ein sehr breites Feld. Dazu gehören neben wissenschaftlichen Akademien auch Sprachgesellschaften, politisch-gemeinnützige Gesellschaften, Lesegesellschaften. Auch die Universitäten werden seit dem 16. Jh. als Akademien bezeichnet. Chr. Thomasius behandelt nur sie in seiner Abhandlung „Von Mängeln in den Akademien“ (1701). Auf all das gehe ich hier nicht ein.

Die 1666 nach langen Vorbereitungen in Paris entstandene Académie des Sciences erhielt erst 1699 ihr erstes Statut. Die 1660 gegründete und 1662 vom König bestätigte Royal Society in London lässt ihre direkten Anfänge bis in die vierziger Jahre des 17. Jhs. zurückverfolgen. Und G.W. Leibniz' erster Sozietätsplan stammt aus dem Jahr 1668. Die Institutionalisierung der Berliner Sozietät am 11.7.1700 resultierte „zwar nicht zwangsläufig, so doch folgerichtig aus Entwicklungstendenzen, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus europäischer Sicht zu einer solchen Entscheidung hinführten. … Wesentliche Grundprinzipien der Akademieorganisation prägten sich in dieser Zeit aus. Der Akademiegedanke wurde in Europa zu einem wichtigen Bestandteil des geistig-kulturellen Entwicklungsprozesses der Neuzeit.“[3]

Die Wurzeln des europäischen Akademiegedankens liegen in der Antike: in Platons Akademie, im Peripatos des Aristoteles, im Museion zu Alexandria. Das Museion ist das erste staatlich unterstützte Forschungsinstitut. Die Akademien des 16. und 17. Jhs. haben einen gänzlich anderen Charakter. Ich will in meinem Beitrag deren Realisierung, Ansätze, Träume und Utopien kurz dartun. Dabei ist nicht nachzuweisen, ob bei allen direkten Quellen zu Leibniz' Berliner Akademie vorliegen. Der Akademiegedanke wurde in der italienischen Renaissance wieder geboren. Die ersten italienischen Akademien waren zunächst Zusammenschlüsse Gleichgesinnter, die in der Kirche nicht mehr ihre religiös-geistigen Bedürfnisse befriedigt fanden.[4] Ihnen folgten Gesellschaften, die bereits spezialwissenschaftlich orientiert waren und

2 Ebd., S. 1399f.

3 Conrad Grau: Die preußische Akademie der Wissenschaften. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten, Heidelberg-Berlin-Oxford 1993, S. 13.

die zwei Grundformen der späteren europäischen Akademien prägen sollten: die Sprach- und die Naturforschende Gesellschaften. Als Prototyp für die Sprachgesellschaften steht die Accademia della Crusca, für die Naturforschenden Gesellschaften die Accademia dei Lincei. Schon J.V. Andreaes Pansophie beabsichtigte eine Wiedervereinigung dieser Bereiche. Mit J.A. Comenius und G.W. Leibniz gewinnt der Akademiegedanke eine neue Qualität. Beide fußen zwar auf den Akademie- bzw. Sozietätsgründungen des 16. und 17. Jhs., reflektieren aber zugleich eine neue sozialökonomische und auch wissenschaftliche Situation.

Die Verfasser von Schriften zum Akademiegedanken des 16. und frühen 17. Jhs. sind „Propagandisten eines neu entstehenden Wissenschaftsverständnisses unter je spezifischen nationalen Bedingungen …, sie leisten einen entscheidenden Beitrag zur Förderung des allgemeinen Verständnisses für die Wissenschaft, ihrer öffentlichen Akzeptanz und ihrer rasanten Ausbreitung, sie reden einem wissenschaftlichen Enthusiasmus das Wort und begründen einen gewaltigen wissenschaftlichen Fortschrittsoptimismus.“[5] „Die Geschichte der Akademie in Italien wird gemeinhin in zwei Etappen aufgeteilt, die der humanistischen Akademie im Gefolge der 'Accademia Platonica' und die der literarischen Akademien des 16. und 17. Jahrhunderts.“[6] Aber die

4 „Wer den ersten Akademien beitrat, suchte vornehmlich vor zweierlei Schutz vor der Politik und vor der Einmischung der Theologie und der Kirchen.“ Paolo Rossi: Die Geburt der modernen Wissenschaft in Europa, München 1997, S. 46. Vgl. Wilhelm Dilthey: Grundlinien eines Systems der Pädagogik, in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 9: Pädagogik. Geschichte und Grundlinien des Systems, 4. unveränd. Aufl., Stuttgart-Göttingen 1986, S. 279; Luciano Canfora: Die Akademie in Griechenland, mit einem Ausblick auf Alexandria, in: Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition (wie Anm. 1), S. 43-52; August Buck: Die humanistischen Akademien in Italien, in: Fritz Hartmann/Rudolf Vierhaus (Hg.): Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert, Bremen/Wolfenbüttel 1977, S. 11-25. Zum Folgenden: Siegfried Wollgast: Zu Joachim Jungius' „Societas ereunetica“. Quellen-Statuten-Mitglieder-Wirkungen, in: ders.: Oppositionelle Philosophie in Deutschland. Aufsätze zur deutschen Geistesgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, Berlin 2005, S. 399-423, 431, 434f., 448f.

5 Gerhard Kanthak: Der Akademiegedanke zwischen utopischem Entwurf und barocker Projektmacherei. Zur Geistesgeschichte der Akademiebewegung des 17. Jahrhunderts, Berlin 1987, S. 16; vgl. Martha Ornstein: The Role of Scientific Societies in the Seventeenth Century, 2. Aufl., Chicago 1928 (New York 1975), S. 3-20.

6 Sebastian Neumeister: Von der arkadischen zur humanistischen *res publicia litteraria*. Akademie-Visionen des Trecento, in: Klaus Garber/Heinz Wismann unter Mitwirk. von Winfried Siebers (Hg.): Europäische Sozietätsbewegung und humanistische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung, Bd. I, Tübingen 1996, S. 171-189, zit. S. 171; vgl. Paul Oskar Kristeller: Humanismus und Renaissance II. Philosophie, Bildung und Kunst, hg. von Eckhard Keßler, München 1980, S. 104-106.

„Accademia Platonica“, 1459 von Cosimo de Medici und Marsilio Ficino gegründet, war noch keine organisierte Institution, sondern ein Kreis um M. Ficino. Sie war auch mit dem Hofe der Medici verbunden und löst sich zu Beginn des 16. Jhs. auf, ebenso z.B. die italienischen Akademien in Venedig, Neapel und Rom. Die „Accademia Platonica“ in Florenz wird gemeinhin als erste abendländische Akademie gesehen. Mit M. Ficino besitzt sie ein berühmtes Oberhaupt, mit G. Pico della Mirandola, Angelo Policiano u.a. ebensolche Mitglieder. Zum Wiederaufleben des Akademiegedankens kommt es 1582 mit der „Accademia della Crusca“. Es ist vorwiegend eine nationalsprachige Akademie, ihr erstes berühmtes „Vocabulario“ erschien 1612. Ihr Gegenpol ist die zunächst von 1603–1630 bestehende „Accademia dei Lincei“. Dieser Name lebt in der heutigen italienischen „Accademia Nazionale dei Lincei“ fort. Die vielen unterschiedlichen Formen dieser zwei Grundtypen in Italien können hier nicht behandelt werden.[7]

Zur „Accademia dei Lincei“ schreibt G. Galilei 1618 an Curzio Picchena, Staatssekretär bei Cosimo II, Großfürst der Toscana: „Die Lynceer sind eine Gesellschaft von Akademiemitgliedern dieses Namens. Sie wurde von Prinz Cesi … begründet und er ist noch ihr Haupt. Diese Mitglieder richten ihr Ziel auf das Studium der Gelehrsamkeit, speziell auf den Beitrag von Philosophie und ihr verwandten Wissenschaften. Darüber hinaus streben sie an, die verständigeren Einzelergebnisse niederzuschreiben und die Resultate ihrer Arbeit zum Wohle der Republik der Wissenschaften zu publizieren.“[8]

Vier Personen unterschrieben am 17. August 1603 die Gründungsurkunde der Accademia dei Lincei, darunter ihr Promotor und markanter Führer Federigo Cesi, Marquis von Monticelli und Erbe der Fürstentümer Acquasparta, Sant' Agnese und San Polo. Sie verpflichteten sich, die Natur als erste Quelle des Wissens direkt zu beobachten. Nationale und Standesunterschiede sollten in ihrer Gemeinschaft nicht gelten. Nach Fürst Virginio Cesarini, einem Verwandten, Freund und Gesinnungsgenossen Cesis, der sich 1615 mit der Aka-

7 Nach Girolamo Tiraboschi gab es im 16. Jh. in Italien 171 Akademien. Die den Universitäten angeschlossenen Gesellschaften sind dabei noch nicht einmal einbezogen. Vgl. Michele Maylender: Storia della Accademia d'Italia, Bd. I-IV, Bologna 1926-1930 (Reprint 1976). Nach A. Buck finden sich Mitte des 16. Jhs. in Italien 500 – vorwiegend literarische – Akademien. Vgl. Buck: Die humanistischen Akademien in Italien (wie Anm. 4), S. 16; vgl. Manfred Lentzen: Die humanistische Akademiebewegung des Quattrocento und die Accademia Platonica in Florenz, in: Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition, Bd. 1 (wie Anm. 6), S. 190-211, hier S. 204-211; Horst Heintze: Regionale Aufgliederung früher Renaissance-Akademien: Die Pontaniana und die Pomponiana, in: ebd., S. 214-237.

demie verband, waren die Ziele der „Luchsäugigen“: „freedom of intellect [that is, of the spirit], love of truth, confession of ignorance; the true sources of human knowledge not dialectics [sc. not Aristotelian] but reality [that is, based on *reason* and *observation*]: mathematics and experience of nature, the sole and only the precepts for knowing any thing in the world.“[9] Diese Akademie hatte auch – und damit war sie wegweisend – ein Laboratorium, einen botanischen Garten und eine Druckerei, höchst wichtig für wissenschaftliche Arbeiten!

Die „Luchsäugigen“ wählten den Luchs als Wappentier, er galt in der Antike als Tier mit einem so scharfen Blick, „'that it could, penetrate to the inside of things', which was clearly allusive to the aims of the Lynceans: 'to know the causes and the working of nature'.“ Die Frühgeschichte dieser kurzlebigen Akademie ist durch die Aura eines wie auch immer gearteten Pythagoreismus umhüllt. Zu einer gewissen Esoterik gesellt sich mystisch-religiöses Gedankengut. Finanziert wurde die Akademie von dem 1603 achtzehnjährigen F. Cesi, in dessen Palast in Rom man sich zunächst auch traf. Die Umwelt der Akademiegründer stand den Plänen der Lynceer verständnislos bzw. ablehnend gegenüber. Deren Tätigkeit bestand daher auch in einem geheimen Briefwechsel, in dem sie ihre kühnen Pläne darlegen.

Am 15. April 1611 wurde G. Galilei Mitglied der Lynceer.[10] Er war seither „the principal focus of the company of the Lynceans, generally accepted as its de facto head, admired, consulted, revered by all, and highly esteemed by the Prince himself“.[11] Seit 1611 wirkt die Accademia dei Lincei in

8 Vgl. Galileo Galilei: Galileo a [Curzio Picchena in Firenze] 20. aprile 1618, in: Le Opere di Galileo Galilei, Ediz. Nazionale, Bd. XII, Firenze 1902, S. 382. Eine Übersicht der Literatur zur Geschichte der Accademia dei Lincei 1603-1657 bei Enrica Schettini Piazza: Biografia storica dell‘Accademia Nazionale dei Lincei, Firenze 1980, S. 25-78; Giuseppe Gabrieli: Contributi alla storia della Accademia dei Lincei, Bd. 1, Rom 1989, S. 1-632. Stillman Drake: The Accademia dei Lincei, in: Science, Washington 151 (1966), S. 1194-1200; Giuseppe Olmi: „In essercitio universale di contemplatione, e prattica“: Frederico Cesi e i Lincei, in: Università, Accademia e Società scientifiche in Italia e in Germania del Cinquecento al Settecento, a cura di Laetitia Boehm e Ezio Raimondi, Bologna 1981, S. 169-235; ders.: Die Accademia dei Lincei, in: Die Philosophie des 17. Jahrhunderts. Bd. 1/1: Allgemeine Themen. Iberische Halbinsel. Italien, hg. von Jean-Pierre Schobinger, Basel 1998, S. 816-822; Antonio Clericuzio and Silvia de Renzi: Medicine, Alchemy and Natural Philosophy in the Early Accademia dei Lincei, in: Italian Academies of the Sixteenth Century, ed. by David S. Chambers and François Quiviger, London 1995, S. 175-194.

9 Raffaello Morghen: The Accademia Nazionale dei Lincei in the Life and Culture of United Italy on the 368th Anniversary of its Foundation (1871-1971), Rome 1974, S. 16. Vgl. Maylender: Storia della Accademi d‘Italia (wie Anm. 8), Bd. III, S. 430-505.

10 Vgl. Domenico Carutti: Breve storia della Accademia dei Lincei, Rome 1883, S. 162.

11 Morghen: The Accademia Nazionale dei Lincei (wie Anm. 9), S. 22.

drei Zentren: in Rom unter F. Cesi, in Florenz unter G. Galilei und in Neapel unter G.B. Della Porta. F. Cesis Tod und die Zensur gegen Galilei beendigten die Existenz der „Accademia dei Lincei“, ihre stark von G. Galilei geprägte Glanzzeit. 1657-1667 bestand in Florenz die „Accademia del Cimento“, die sich schon mit ihrem Namen zum Experiment bekannte. Sie hatte als Mitglieder so bedeutende Naturwissenschaftler wie Vincenzo Viviani, Francesco Redi, Nils Stensen und Alfonso Borelli. Die römische Kurie betrachtete die Accademia dei Lincei mit Misstrauen, unterstellte ihr Abweichungen von der kirchlichen Doktrin und spann überhaupt gegen sie Intrigen. In ihrer Blütezeit hatte diese Accademie 32 Mitglieder. Galilei setzte seinem Namen stets den Titel „Linceo“ hinzu, meist auch seinen Publikationen. Diese neue Akademie mit dem Motto „Sagacius ista“ (dieser scharfsinnige) war antiaristotelisch im neuplatonischen Sinne. Fürst Cesi und G. Galilei wurden enge Freunde, Cesi selbst wie auch die Sozietätsmitglieder haben G. Galilei vielfältig beraten und unterstützt. Cesi wollte auch Galileis „Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme“ drucken, verstarb aber darüber. Die „Accademia dei Lincei“ hat einige von Galileis Schriften publiziert, so die „Briefe über die Sonnenflecken“ (1613) und „Il Saggiatore“ (1623).[12]

In Deutschland gründete J. Jungius, 1622 die „Societas ereunetica“ nach italienischem Vorbild.[13] Vielleicht hat „die Accademia dei Lincei, die Jungius selbst auf seinen Reisen kennengelernt hatte“, das Vorbild abgegeben.[14] Die „Societas ereunetica“ (vom Griechischen ἐρευνάν = ausspüren, untersuchen) oder „Societas zetetica“ (vom Griechischen ζητεῖν = nachforschen, erforschen), war die wohl erste gelehrte Gesellschaft in Deutschland. Vielleicht wurde sie auch schon 1618 gegründet, bestanden hat sie nur einige Jahre. „Leibniz spricht einmal von Descartes, Galilei, Pascal, Campanella und Jun-

12 Die Bände XI-XIV von: Le Opere di Galileo Galilei. Ediz. Nazionale, Firenze 1901-1904 enthalten einen umfangreichen Briefwechsel zwischen F. Cesi und G. Galilei, auch viele andere Briefe zum Umfeld der Accademia dei Lincei.

13 Bernd Elsner: „Apollonius Saxonicus“. Die Restitution eines verlorenen Werkes des Apollonius von Perga durch Joachim Jungius, Woldeck Weland und Johannes Müller, Göttingen 1988, S. 17; vgl: Der Briefwechsel des Joachim Jungius. Aufgrund der Vorarbeiten von Bernd Elsner bearb. u. eingel. von Martin Rothkegel, Göttingen 2005, S. 10-13, 54f., 61-69, 73f., 75f., 80f., 85-95, 140f., 162f., 167f., 190f. J. Jungius' „Societas ereunetica“ wird in den Briefen häufig mit dem Decknamen „Franciscus“ oder „Eleutherius“ bezeichnet (ebd., S. 10f.).

14 Conrad Grau: Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg, Leipzig 1988, S. 80; vgl. Hans Kangro: Joachim Jungius, in: Neue Deutsche Biographie (künftig: NDB), Bd. 10, Berlin 1974, S. 686-689; Zur Lebensdauer der „Societas ereunetica“ vgl. Wollgast: Zu Joachim Jungius' „Societas ereunetica“ (wie Anm. 4), S. 428-431.

gius und fügt in Bezug auf den letzteren ausdrücklich … hinzu: '… diesen setzte ich keinem jener anderen nach'".[15] Jungius hat bereits 8 Jahre vor dem Erscheinen von R. Descartes' „Abhandlung über die Methode" dasselbe mathematische Erkenntnisideal vertreten, die Synthese von analytischer Mathematik und synthetischer Physik. Von dem großen Wirken von R. Descartes auf G. W. Leibniz wissen wir: J. Jungius „Logica Hamburgensis hat ganz besonders stark auf Leibniz gewirkt und seine eigene Reform der Logik so sehr mitbestimmt", daß er erwog „seine eigene Logik nur in Erläuterungen und Ergänzungen zu diesem Werk darzustellen." J. Jungius wird häufig nachgesagt, er habe zu wissenschaftlichen Größen keinen Kontakt unterhalten. Doch zeigt sein Briefwechsel, dass er z.B. 1639-1641 mit S. Hartlib und J. Dury bekannt war.[16]

Ernst Cassirer erinnert daran[17], dass Leibniz sich nur einem deutschen Denker, J. Jungius, wahrhaft verwandt fühlte. Wo immer er dessen Arbeiten erwähnt, stellt er ihn den bedeutendsten europäischen Denkern der Antike gleich: „Unter allen, die jemals die wahre Kunst des Beweises in Angriff genommen haben, kenne ich keinen, der tiefer in diesen Gegenstand eingedrungen wäre wie Joachim Jungius …. Ihn darf ich … umso weniger übergehen, als sein Verdienst … nirgend nach Gebühr anerkannt worden ist. Und doch besaß Deutschland zu seiner Zeit, nach Kepler, kaum einen einzigen Mann, den es gleich ihm Galilei und Descartes hätte gegenüberstellen können. Wäre es ihm vergönnt gewesen, seine Gedanken zu vollenden, so hätte er uns vieles gegeben, was für die Begründung einer streng wissenschaftlichen, beweiskräftigen Philosophie von größtem Nutzen gewesen wäre. …mit bewunderungswürdigem Eifer und Fleiß hatte er die Verschiedenheit der Begriffe erforscht und eine Zergliederung der Beweisformen begründet, die sich von der herkömmlichen weit unterscheidet. Auch war er … mit dem Innern der Mathematik in einer Weise vertraut, die fast über das Verständnis seiner Zeit

15 Adolf Meyer-Abich: Joachim Jungius und sein Werk, mit besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Leibniz, in: Gottfried Wilhelm Leibniz. Vorträge der aus Anlass seines 300. Geburtstages in Hamburg abgehaltenen wissenschaftlichen Tagung, Hamburg 1946, S. 79-96, zit. S. 81.

16 Vgl. ebd., S. 86f, 88; Lobrede G.W. Leibniz auf J. Jungius, ebd., S. 89f; Vgl. zum Folgenden: Siegfried Wollgast: Philosophie in Deutschland zwischen Reformation und Aufklärung 1550-1650, 2. Aufl., Berlin 1993, S. 430f.; Der Briefwechsel des Joachim Jungius (wie Anm. 13), S. 316f., 340, 487.

17 Ernst Cassirer: Leibniz und Jungius, in: Beiträge zur Jungius-Forschung. Prolegomena zu der von der Hamburgischen Universität beschlossenen Ausgabe der Werke von Joachim Jungius (1587-1657). Im Auftrage der Jungius Kommission, hg. von Adolf Meyer, Hamburg 1929, S. 22.

und des Ortes, den ihm Geburt und Schicksal zugewiesen hatten, hinausging. …, hätte er seine ganze Kraft auf die Erforschung der Sachen selbst verwenden können, so hätte er ohne Zweifel den höchsten Preis in der Wissenschaft davongetragen. Aber er war schon alt und seine Kraft war gebrochen, als die Schriften Galileis und Descartes' in Deutschland bekannt zu werden begannen."[18]

Doch was wußte und was hielt G.W. Leibniz von J. Jungius' kurzlebiger „Societas ereunetica"? Wie wirkte sie auf ihn? Sie vertrat jedenfalls Ziele, die dann die Royal Society verwirklichte, die auch ihm bei seinen Plänen zur Gründung von Akademien vorschwebten.

Die Anregung für die 1652 gegründete zunächst private „Accademia Naturae Curiosorum" entnahm ihr Gründer, der Schweinfurter Bürgermeister und Amtsarzt Johann Laurentius Bausch der Neapolitaner „Accademia Naturae Curiosorum" des G.B. Della Porta und – gleich J. Jungius bei der „Societas ereunetica" – der (römischen) „Accademia dei Lincei". J.L. Bauschs Akademie erhielt 1677 vom Kaiser ihre Bestätigung als Reichsakademie und besteht als „Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina" noch heute, seit 1878 in Halle an der Saale. Ihre Mitglieder sollten nach dem Statut von 1677 ausschließlich Ärzte oder Physiker (Naturwissenschaftler) sein.[19] Seit Ende 2007 wird der „Leopoldina" eine führende Funktion im Spektrum der deutschen Akademien zugeordnet. Nach H. Minkowski sollte die „Leopoldino-Carolina" „nach Aufbau und Aufgaben das Ziel, dem Bacon in der Neu-

18 Gottfried Wilhelm Leibniz: Elementa rationis [April bis Oktober 1686(?)], in: ders.: Schriften und Briefe, Reihe 6, Bd. 4A, Berlin 1999, S. 713-729, zit. S. 726. Hier sei das Urteil hinzugefügt, das Leibniz in einer anderen Abhandlung über Jungius gefällt hat. „Tres…Viros maxime miror ad tantam rem non accessisse, Aristotelem, Joachimum Jungium et Renatum Cartesium. Aristoteles enim, cum *Organon* et *Metaphysica* scriberet, notionum intima magno ingenio rimatus est. Joachimus Jungius Lubecensis vir est paucis notus, etiam in ipsa Germania, sed tanto fuit judicio et capacitate animi tam late patente, ut nesciam an a quoquam mortalium, ipso etiam Cartesio non excepto, potuerit rectius expectari restauratio magna scientiarum, si vir ille aut cognitus aut adjutus fuisset. Erat autem jam senex cum inciperet florere Cartesius, ut dolendum admodum sut nullam ipsis inter se notitiam intercessisse." Leibniz: De numeris characteristicis ad linguam constituendam, in: ebd., S. 263-270, zit. S. 266f.; Vgl. Gottfried Wilhelm Leibniz: Die Theodizee, neu übers. und mit Einl. versehen von A. Buchenau, Leipzig 1925, S. 268 (II, 213).

19 Vgl. Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina 1652-1977, hg. vom Präsidium der Akademie, Halle/S. 1977, S. 24f. Zum Akademiegedanken an Universitäten im 17. Jh. vgl. Detlef Döring: Samuel Pufendorf und die Leipziger Gelehrtengesellschaften in der Mitte des 17. Jahrhunderts, Berlin 1989 (= Sitzungsber. d. Sächs. Akad. d. Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Kl., Bd. 129, H. 2); in Landschaften und Städten vgl. Max Gondolatsch: Der Personenkreis um das Görlitzer Convivium und Collegium Musicum im 16. und 17. Jahrhundert, in: Neues Lausitzisches Magazin, Görlitz 112 (1936), S. 76-155.

Atlantis, nachgegangen war, erreichen. … Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß die … erste rein wissenschaftliche Akademie in Deutschland … durch diesen fragmentarischen Staatsroman und die in ihm vertretene neuartige Auffassung der Wissenschaftspflege ins Leben gerufen wurde … Auch die Form ihrer inneren Einrichtung [ist – S.W.] ausnahmslos auf das in der Neu-Atlantis gegebene Vorbild zurück zuführen … auch äußerlich schloß man sich dem Baconschen Vorbilde an.“[20] Diese Wirkung übt F. Bacon – gleich J. Jungius – auch auf G.W. Leibniz’ Sozietätspläne aus.

M. Ornstein betont die Rolle des 17. Jhs. für die Entwicklung der modernen Naturwissenschaften, setzt auch zurecht eine Zäsur zwischen erster und zweiter Hälfte des 17. Jhs.: „This first half seems more like a 'mutation' than a normal, gradual evolution from previous times. It accomplished trough the work of a few men a revolution in the established habits of thought and inquiry, compared to which most revolutions … registered in history seem insignificant. It created the experimental method, it invented and used with startling result the telescope and microscope, it exhibited the vanity and insufficiency of a great part of the traditional knowledge.“[21] In diesem Prozess steht J. Jungius wie F. Bacon oder J.V. Andreae.

Die Utopien des 16. und frühen 17. Jhs., auch die Sozietätspläne, sind Ausdruck eines geistigen Einheitsstrebens. Sie verkünden die Idee einer Idealgesellschaft, „in der sich der Gedanke der geistig-religiösen Erneuerung und der Einheit mit dem neuen Moment einer rationalen, ja mathematischen Konstruktion der menschlichen Beziehungen verbindet“. Der neuen Wissenschaft kommt hierbei eine hervorragende Rolle zu, dies wird besonders in den Gesellschaftsplänen J.V. Andreaes und F. Bacons deutlich. Bei Andreae treffen wir „auf einen ersten Quellpunkt des späteren Fortschrittsoptimismus: das Wesen und Ziel der Religion ist nicht mehr, wie bei Luther, absoluter Gottesgehorsam, sondern Glückseligkeitsstreben, der Mensch ist nicht mehr das hoffnungslos der Erbsünde verfallene Geschöpf, sondern der Mikrokosmos in dessen Geist die Gesetze des Makrokosmos angelegt sind, und der sie des-

20 Helmut Minkowski: Die Neu-Atlantis des Francis Bacon und die Leopoldino-Carolina. Zur Vorgeschichte der ersten deutschen naturwissenschaftlichen gelehrten Gesellschaft, in: Archiv für Kulturgeschichte, Leipzig-Berlin 26 (1936), S. 283-295, zit. S. 291, 293f. Von Rolf Winau (Zur Frühgeschichte der Academia Naturae curiosorum, in: Hartmann/Vierhaus (Hg.): Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert, (wie Anm. 4), S.117-134) wird großer Nachdruck auf den Einfluss italienischer Akademien auf die Gründung der „Academia Naturae curiosorum“ gelegt; der Einfluss von F. Bacon sei weniger groß, ein Einfluss der „Nova Atlantis“ liege gar nicht vor.

21 Ornstein: The Role of Scientific Societies in the Seventeenth Century (wie Anm. 5), S. 21.

halb zu klarer Erkenntnis entwickeln und anwenden kann".[22] Auch den ersten wissenschaftlichen Akademien geht es um dieses Ziel. Ebenso J.V. Andreaes Rosenkreuzern und seinen Sozietätsplänen – trotz aller Spezifik.

J.V. Andreaes Hauptanliegen war die Vollendung der Reformation. Dahin führen sollte eine Universalreform bzw. Universalreformation durch Gründung einer christlichen Gesellschaft – ein Grundgedanke auch anderer über ihre Zeit hinaussehender Gelehrter des 17. Jhs. wie F. Bacon, J.A. Comenius, G.W. Leibniz. „Doch die Anfänge dieser Bewegung liegen im Lebenswerk Andreaes, seiner Errichtung einer Societas christiana, die im Spiel der Bruderschaft des Rosenkreuzes ihren Anfang nahm und im Programm der Christianopolis den Höhepunkt erreichte. Die Projekte von Joachim Jungius, Samuel Hartlib, Joh. Abraham Poemer und auch Jan Amos Comenius folgten diesem Versuch Andreaes, stehen sogar in gewisser Abhängigkeit hiervon, so daß ihm eine herausragende Bedeutung im gesamteuropäischen Kontext zukommt."[23]

Die wissenschaftlichen Gesellschaften in Deutschland seit der Renaissance werden als sodalitates, societates, academias bezeichnet. G.W. Leibniz gebrauchte den Begriff „Akademie" nicht, er sprach von „Sozietäten".[24] Ursprünglich hatte man auch für die Berliner Gründung Akademie als Namen gefasst, Leibniz ändert das aber: „Es wäre künftig der Nahme der Sozietät

22 Carl Hinrichs: Die Idee des geistigen Mittelpunktes Europas im 17. und 18. Jahrhundert, in: ders.: Preußen als historisches Problem. Gesammelte Abhandlungen. Hg. von Gerhard Oestreich, Berlin 1964, S. 273, 279.

23 Richard van Dülmen: Die Utopie einer christlichen Gesellschaft. Johann Valentin Andreae (1586-1654), Bd. I, Stuttgart/Bad Cannstatt 1976, S. 115. Zu F. Bacon vgl. auch Helmut Minkowski: Die geistesgeschichtliche und die literarische Nachfolge der Neu-Atlantis des Francis Bacon, in: Neophilologus, Dordrecht 22 (1937), S. 124-126; Francis Bacon: Über die Würde und die Förderung der Wissenschaften. London 1605/1623. Hg. und mit ein. Anh. versehen von Hermann Klenner, Freiburg-Berlin-München u.a. 2006. Nach Robert John Weston Evans (Learned Societies in Germany in the Seventeenth Century, in: European Studies Review, London 7 (1977), p. 129-151) war „the short-lived Societas Ereunetica … a fruit of genuine intellectual enquiry, but also of an almost Rosicrucian enthusiasm." (Ebd., p. 135). Auch nach Arno Seifert (Das höhere Schulwesen. Universitäten und Gymnasien, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. I: 15. bis 17. Jahrhundert. Von der Renaissance und der Reformation bis zum Ende der Glaubenskämpfe, hg. von Notker Hammerstein. Unter Mitwirk. von August Buck, München 1996, S. 346) ist der Akademiegedanken ein „rosenkreuzerisches" Erbstück.

24 Vgl. Rudolf Vierhaus: „Theoriam cum praxi zu vereinigen …" Idee, Gestalt und Wirkung wissenschaftlicher Sozietäten im 18. Jahrhundert, in: Gelehrte Gesellschaften im mitteldeutschen Raum (1650-1820) Teil I. Hg. von Detlef Döring und Kurt Nowak, Stuttgart-Leipzig 2000 (Abhandl. d. Sächs. Akad. d. Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Kl., Bd. 76, H. 2), S. 7-18, zit. S. 8.

besser, als der Academie. Denn in Teutschland Academie mehr von Lehr- und Lernenden verstanden zu werden pfleget.“[25] Leibniz nimmt diese Korrektur vor, „um den Abstand der Forschung an realen Gegenständen von den vermittelten Schulmeinungen zu demonstrieren. Terminologisch folgt er dabei der Royal Society“. Erst „mit Wilhelm von Humboldts Definition von Akademie und Universität versteht man auch im deutschen Sprachraum unter 'Akademie' eine Institution, in der viele Fächer zu exakter Forschung vereinigt sind“.[26]

Die ersten Akademien haben die Sinnwissenschaften Theologie und Philosophie und ihre Anliegen weitgehend umgangen. Doch ihre Herausbildung war ein Ausdruck der wissenschaftlichen Revolution des 17. und beginnenden 18. Jhs. Dabei ist die Entwicklung des Akademiegedankens eng mit den Namen von René Descartes und Francis Bacon verknüpft. R. Descartes war Physiker, Mathematiker *und* Philosoph. Er schuf u.a. die mathematisch, sein und das folgende Jahrhundert nachhaltig beeinflussende Methodenlehre und entwarf zudem noch kurz vor seinem Tode die Statuten einer schwedischen Akademie der Wissenschaften. Auf F. Bacons Philosophie und deren praktische Realisierung im „Novum Organon“ wie in der „Nova Atlantis“ ist immer wieder zurückzukommen.

Die Vorbildrolle der Royal Society of London und der Académie des Sciences zu Paris für die Berliner Sozietät ist schon oft dargelegt worden. Weniger die Leistungen der nach England emigrierten Mitteleuropäer, die Ideen von J.V. Andreae und J.A. Comenius, auch die Pansophie, in den 30er und 40er Jahren des 17. Jhs. vermittelten.

Vorläufer der Royal Society waren verschiedene Gelehrtenzirkel, die nach dem englischen Bürgerkrieg vornehmlich in London und Oxford entstanden. Der Preuße Samuel Hartlib ließ 1646/47 Andreaes akademische Programmschriften „Christianae societatis imago“ von 1619 und „Christiani amoris dextera porrecta“ von 1620 ins Englische übersetzen. Dies wie auch

25 Gottfried Wilhelm Leibniz an Hofprediger Jablonski 26. März 1700, in: Leibniz und seine Akademie. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften 1697-1716. Hg. von Hans-Stephan Brather, Berlin 1993, S. 67.

26 Elisabeth Lea/Gerald Wiemers: Planung und Entstehung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig 1704-1846. Zur Genesis einer gelehrten Gesellschaft, Göttingen 1996 (Abhandl. d. Akad. d. Wissenschaften in Göttingen, Phil.-hist. Kl., 3. F., Nr. 217), S. 44f.; vgl. Wilhelm von Humboldt: Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten, in: Die Idee der deutschen Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neubegründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus, Darmstadt 1956, S. 375-386, bes. S. 382f.

J.A. Comenius' „Makaria“ (1641), sein „Via lucis“ (1641, 1668 gedruckt) haben auf die Vorgeschichte und die Gründung der englischen „Royal Society“ stark gewirkt. Der Einfluss von F. Bacons Ideen schwingt dabei mit, so seiner „Nova Atlantis“. Zur Vorgeschichte der Royal Society gehört der Oxforder „Experimental Philosophical Club“, um 1649 von den Professoren John Wallis, John Wilkins und Samuel Foster begründet. Um 1650 gründete der spätere Mitbegründer der „Royal Society“ Thomas Henshaw (1618-1700) mit dem entschiedenen Vertreter der Rosenkreuzeridee und Alchimisten Thomas Vaughan (1621-1666) die „Christian Learned Society“. Sie entwickelte sich z.T. dank des Enthusiasmus des Hartlib-Kreises auch des Utopismus von J.V. Andreae, J.A. Comenius u.a. Vielfach ist der Utopiegedanke in seiner Bedeutung für die moderne Wissenschaft in den Jahrhunderten der Aufklärung totgeschwiegen worden. Die moderne Wissenschaft des 21. Jhs. sieht das anders, sie sieht z. B. auch Magie oder Glauben anders, positiv! Wir haben den Fehler begangen, der Vergangenheit unser heutiges Weltbild zu unterstellen! Und wir tun es immer wieder!

Die Propaganda des Hartlib-Dury-Kreises ist für die Gründung der Royal Society (1660) positiv vorbereitend gewesen. Ist doch sein Bildungsprogramm „keine Konzeption der reinen Naturwissenschaft, kein Versuch, die Grenzen der Wissenschaften permanent auszuweiten. Es ist vielmehr ein Bildungsprogramm zur pädagogischen Bewältigung des täglichen Lebens und eine praktische Politik der Förderung angewandter Wissenschaften. Stets stehen im Mittelpunkt der Überlegungen ökonomische Projekte für die Verbesserung von Landwirtschaft und Handel; medizinische und Armenfürsorge stehen gleichrangig neben Institutionen der Arbeitsvermittlung. Die Wissenschaft soll sich an der Entwicklung von Technologien interessieren, die die Nahrungsversorgung, die Beschäftigung, die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte und so den allgemeinen Nutzen fördern.“[27]

Schon in den Diskussionen der Vorläufer der Royal Society suchte man politische und religiöse Fragen weitgehend auszuklammern. Ihr Programm sah vornehmlich Untersuchungen zu Mathematik, Astronomie, Biologie, Anatomie, Chemie, Statistik, Pneumatik und Optik vor. F. Bacons Denken „stellte … nur einen gemeinsamen Bezugspunkt für die verschiedensten, oft auch widersprüchlichen Ansätze und Standpunkte, keine eigentliche wissen-

27 Kanthak: Der Akademiegedanke zwischen utopischem Entwurf und barocker Projektmacherei (wie Anm. 5), S. 53-58, zit. S. 58; Vgl. Donald R. Dickson: The Tessera of Antilla: Utopian Brotherhoods & Secret Societies in the Early Seventeenth Century, Leiden-Boston-Köln 1998 (Brill's Studies in Intellectual History, vol. 88).

schaftstheoretische Grundlage dar. … Ihre Bedeutung für die damalige Wissenschaft bestand … mehr in ihrer Funktion als Agentur für den Austausch und die Verbreitung wissenschaftlicher Daten, und nicht in einer gemeinsamen Forschungstätigkeit, die ihre Gründer für so wichtig gehalten hatten.“[28] Zu den wichtigsten Vertretern der „Royal Society“ im 17. Jh. gehören R. Boyle, Robert Hooke, William Petty, John Ray und J. Wallis. Die „Academie des Sciences“ stellte sich auf Wunsch König Ludwig XIV. die Aufgabe, ihre Arbeiten auf die zentralen technischen Probleme der Zeit zu konzentrieren: auf Pumptechnik und Hydraulik, Schießtechnik und Schifffahrt, Verbesserung von Handwerksgeräten und Maschinen. Die Forschungen wurden vom König finanziert, die Mitglieder vom Staat benannt und besoldet. Der englische König Karl II. gewährte seiner Akademie zwar Schirmherrschaft, aber keine finanzielle Unterstützung.

Zu bedenken ist auch: Die Royal Society ist noch keine reine Gelehrtensozietät, „ihr gehören auch Adlige, Kirchen- und Geschäftsleute an; sie kennt noch nicht das Bild des professionellen Forschers, ihre Mitglieder sind zum großen Teil an experimenteller Forschung interessierte Amateure. Die Mitarbeit von Geschäftsleuten hat einerseits den praktischen Vorteil des finanziellen Mäzenatentums als ökonomische Sicherung der Sozietät, andererseits bekräftigt sie ihre ökonomische Einbindung in die bürgerliche Gesellschaft.“ Die französische Akademiebewegung hat im Gegensatz zu England „keine breite Basis im Bürgertum. Der unmittelbare Vorläufer der *Académie des Sciences* ist ein Salon der Oberschicht. … Die spätere Académie des Sciences (1666) ist eher ein Teil der französischen Staatsverwaltung als eine eigenständige Sozietät von Wissenschaftlern.“[29] Meines Erachtens hat letztlich die englische Akademie einen größeren Einfluß auf Leibniz’ Sozietät von 1700 bzw. 1710 als die französische. Schließlich war er ja in England auch schon 1673 Mitglied geworden, Mitglied der Académie des Sciences wurde er erst 1700.

Mit der Entwicklung des Akademiegedankens ist die Entstehung des wissenschaftlichen Zeitschriftenwesens untrennbar verbunden. Beispiele dafür sind die seit 1665 erscheinenden Fachorgane der französischen und engli-

28 Michael Hunter: Struktur und Bedeutung der Royal Society, in: Grundriss der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie des 17. Jahrhunderts. Bd. 3/2: England, hg. von Jean-Pierre Schobinger, Basel 1998, S. 390f.; vgl. Michael Heidelberger/Sigrun Thiessen: Natur und Erfahrung. Von der mittelalterlichen zur neuzeitlichen Naturwissenschaft, Reinbeck bei Hamburg 1985, S. 261.

29 Kanthak: Der Akademiegedanke zwischen utopischen Entwurf und barocker Projektmacherei (wie Anm. 5), S. 62, 64.

schen wissenschaftlichen Akademie; die „Miscellanea curiosa medico-physica Academiae Naturae Curiosorum …“ erscheinen seit 1670 mit einigen kleineren Lücken kontinuierlich. Im Jahre 1682 begründete Otto Mencke in Leipzig die „Acta Eruditorum“. Diesem privaten Unternehmen stand ein Kreis bedeutender Wissenschaftler zur Seite, so dass von einer Art Gelehrtengemeinschaft gesprochen werden kann. Hier haben E.W. von Tschirnhaus und auch G.W. Leibniz viel publiziert; in gewisser Hinsicht waren die „Acta“ das Hinterland einer potentiellen sächsischen Akademie der Wissenschaften.[30]

J.V. Andreae hat sich sein Leben lang um die Schaffung einer christlichen Gesellschaft oder Bruderschaft bemüht. Dass diese Pläne mit denen der frühneuzeitlichen Akademien oder den Dichtergesellschaften wie der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ Gemeinsamkeiten haben, sei hier nur genannt. In jedem Falle geht es um eine Sammlung des intellektuellen Potentials. Der Ansatz kann auf dem naturwissenschaftlichen oder auf dem musischen Aspekt liegen. In J.V. Andreaes „Christianopolis“ verbinden sich beide Aspekte. Mir scheint, man sollte J.V. Andreae zu den bedeutendsten Vorgängern bzw. Zeitgenossen des Projekts zählen, das F. Bacon schon 1592, 1594 und 1608 verfocht, lange vor seiner postum erschienenen „Nova Atlantis“, das dann in der „Royal Society“ Verwirklichung fand.

In seinen Sozietätsschriften (1617-1628) hat Andreae allgemein zur Bildung einer christlichen Bruderschaft aufgerufen. Leitbild, Ziel seiner Bestrebungen bietet seine „Christianopolis“ (1619). Diese gegenüber Th. Morus, T. Campanella und F. Bacon zu Unrecht vernachlässigte „Utopie“ beabsichtigt einen Umbau der ganzen Gesellschaft: Ein anderes Christentum, eine für die damalige Zeit sonst unbekannte Hochschätzung der Wissenschaft, eine Union von musischer und naturwissenschaftlicher Erkenntnis sowie eine neue Regierungsform gehen dabei einher. Es gibt in Andreaes direkten Sozietätsplänen wohl kaum Vorschläge zur Realisierung der angestrebten neuen Gesellschaft Christianopolis. Auch F. Bacons Schriften, auch seine philosophischen Arbeiten, zielen ja nicht direkt auf seine Idealgesellschaft.

30 Vgl. Grau: Die preußische Akademie der Wissenschaften (wie Anm. 3), S. 25; Joachim Kirchner: Zur Entstehungs- und Redaktionsgeschichte der Acta Eruditorum, in: ders.: Ausgewählte Aufsätze aus Paläographia, Handschriftenkunde, Zeitschriftenwesen und Geistesgeschichte. Zum 80. Geburtstag des Verfassers am 22. August 1970 hg. vom Verlag Anton Hiersemann, Stuttgart 1970, S. 153-172. Augustinus Hubertus Laeven: De „Acta Eruditorum“ onder Redactie van Otto Mencke. De Geschiedenis van een Internationaal Geleerdenperiodiek tussen 1682 en 1707, Amsterdam & Maarssen 1986.

Wir haben weder eine klare Vorstellung über den Aufbau von J.V. Andreaes Sozietät, noch wissen wir, ob sie überhaupt in einer bestimmten Form existiert hat. Die Vermutung liegt nahe, dass sie „über einen erweiterten Freundschaftsbund nicht hinausgekommen ist". Die Anregung zur „Societas Christiana" erhielt Andreae von W. von der Wense, einem Schüler T. Campanellas. Auch T. Adami, ein anderer Verehrer T. Campanellas, hat Andreaes Sozietätspläne beeinflusst.[31]

Die „Christianae Societatis Imago" von 1620 vermittelt nähere Einblicke in die mögliche Verfassung einer von J.V. Andreae geplanten Sozietät. Sie sollte hierarchisch gegliedert und auf Deutsche beschränkt sein. Als Vorsitzender, Präsident oder Ähnliches sollte ein durch Frömmigkeit, Bildung und Tugend ausgezeichneter deutscher Fürst gewählt werden. Ihm sollten 12 Ratgeber zur Seite stehen. Die Präsidenten der Religion, der Tugend und des Wissens bilden das oberste Gremium. Sie bemühen sich um Reinerhaltung der christlichen Religion, um Stärkung der Humanität und Freundlichkeit und um die Befreiung der Welt von Falschheit und curiositas. Alles soll gefördert werden, was den Christen nutzt. Die restlichen 9 Ratgeber werden in drei Gruppen geteilt: der Theologe mit dem Zensor und dem Philosophen, der Politiker mit dem Historiker und dem Ökonomen, der Physiker mit dem Mathematiker und dem Philologen. Ihnen sind die Geheimnisse der Gesellschaft anvertraut, sie amtieren als Richter und Ratgeber, treffen sich zu bestimmten Zeiten und beraten über das öffentliche Wohl, über eventuelle Übel und vorgetragene Wünsche. Sie suchen, die Gesellschaft nach innen und außen zu fördern; dafür haben sie weitere Helfer, z.B. der Theologe je einen Prediger, Disputierer und Betrachter, der Philologe je einen Logiker, Rhetoriker und Dichter. Diesen Aufbau finden wir auch in der „Christianopolis" als Regel für die Lenkung des Gemeinwesens. Rang, Stand, Reichtum oder Armut sind für

31 Van Dülmen: Die Utopie einer christlichen Gesellschaft. Johann Valentin Andreae (1586-1654), Bd. I (wie Anm. 23), S. 148f. Vgl. George Henry Turnbull: Johann Valentin Andreaes Societas Christiana, in: Zeitschrift für deutsche Philologie, Berlin 73 (1954), S. 426-432; ebd. 74 (1955), S. 151-185; Johann Valentin Andreae: Christianae Societatis Imago (1620), in: van Dülmen (wie Anm. 23), S. 269-275; Carlos Gilly: Johann Valentin Andreae 1586-1986. Die Manifeste der Rosenkreuzerbruderschaft. Katalog einer Ausstellung in der Bibliotheca Philosophica Hermetica, Amsterdam 1986, S. 117-119; Das Erbe des Christian Rosenkreuz. Vorträge gehalten anläßlich des Amsterdamer Symposiums 18.-20. November 1986; Johann Valentin Andreae 1586-1986 und die Manifeste der Rosenkreuzerbruderschaft 1614-1616, Amsterdam 1988; Carlos Gilly: Adam Haslmayr. Der erste Verkünder der Manifeste der Rosenkreuzer, Amsterdam 1994. Zu Andreaes „Christianopolis" zusammenfassend Wollgast: Philosophie in Deutschland zwischen Reformation und Aufklärung 1550-1650 (wie Anm. 16), S. 282-299.

J.V. Andreaes Sozietät unwichtig. Oberstes Gesetz ist die Einheit von Wissen und Frömmigkeit. Die Gesellschaft ruht auf Freiwilligkeit und Unverletzlichkeit der Sorge um Haus und Familie. Alleinige Aufnahmebedingung ist das Bekenntnis zur wahren protestantischen Religion und eine „glühende" Liebe und Zuneigung zur Gesellschaft. Diese Grundsätze unterscheiden sich wesentlich von denen der „Societas ereunetica"! Überhaupt gibt es bei den verschiedenen Akademien bzw. Sozietäten des 16. und 17. Jhs. unterschiedliche Bedingungen für Mitgliedschaft und unterschiedliche Publikationsverpflichtungen.

Die Literatur zu J.V. Andreaes Sozietätsplänen ist fast unübersehbar, die Wertungen sind höchst unterschiedlich. Ich folge dem Urteil: „Die Rosenkreuzerfiktion, gerichtet an die europäischen Gelehrten guten Willens, überführt den Akademiegedanken der Renaissance, bereichert mit einem chiliastischen Zeitindex und mit naturmagisch-paracelsischem Praxisdenken, in den betont christlichen, die Kluft zwischen Lutheranern und Reformierten einebnenden Vorwurf einer Selbstorganisation der Wissenden und von Staat, Kirche und Universität Enttäuschten. Daraus erwuchs – abseits aller spektakulären Versprechen – die ungeheure Ausstrahlung des … Projekts."[32]

Rosenkreuzer finden sich in Jungius' Kreis in Rostock nicht, doch viele Hinweise auf eine Nähe von J. Jungius und seiner „Societas" zu ihnen. G.E. Guhrauer, der bislang gründlichste Jungius-Biograph, lässt zwar eine Nähe von Jungius zu den Rosenkreuzern offen, sieht aber generell eine Verbindung zwischen den Ideen beider. P. Jakubowski hat diese Hinweise aufgenommen, nach G. Kanthak sind Andreaes „Beziehungen zur *Societas Ereunetica* von Joachim Jungius in Rostock belegt."[33] Andreaes Sozietätspläne wie auch

32 Wilhelm Kühlmann: Sozietät als Tagtraum – Rosenkreuzerbewegung und zweite Reformation, in: Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition, Bd. II (wie Anm. 1), S. 1142.

33 Vgl. Gottfried Wilhelm Leibniz: Sämtliche Schriften und Briefe, Ser. II: Philosophischer Briefwechsel, hg. v. der Akad. d. Wissenschaften der DDR, Bd. I: 1663-1684, 2. Aufl., Berlin 1987, S. 416; Johann Heinrich von Seelen: Athenarum Lubecensium, Bd. I-IV, Lübeck 1719-1722, hier Bd. III, S. 438, 439; vgl. Peter Jakubowski: Joachim Jungius und der erste Höhepunkt in der Naturerkenntnis an der Rostocker Universität, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock, Ges.- und sprachwiss. Reihe 35, No. 9 (1986); vgl. Gottschalk Eduard Guhrauer: Joachim Jungius und sein Zeitalter. Nebst Goethe's Fragmenten über Jungius, Stuttgart 1850 (Reprint Hildesheim 1984), S. 53-69; Kanthak (Der Akademiegedanke zwischen utopischem Entwurf und barocker Projektmachereiwie Anm. 5, S. 35) beruft sich auf Richard van Dülmen: Sozietätsbildung in Nürnberg im 17. Jahrhundert, in: Gesellschaft und Herrschaft. Festschrift für Karl Bosl, München 1969, S. 153-190 sowie auf van Dülmen: Die Utopie einer christlichen Gesellschaft (wie Anm. 23).

F. Bacons Empirismus haben die Entstehung von J. Jungius' „Societas ereunetica“ beeinflußt.[34]

Im Einladungsschreiben zur „Societas“ wird die Leistung der Sozietätsmitglieder in Logik und Mathematik höchstlich gelobt. Sie vermögen „selbst die abstrusesten Sophismen apodiktisch zu widerlegen … mit der gleichen Gewißheit und Evidenz, mit der ein Euklidischer Lehrsatz bewiesen wird.“ Sie „versprechen …, auf das klarste zu beweisen, daß die Philosophie der Jesuiten, die heute fast ganz Europa beherrscht, nichts als Sophistik und glatter Betrug ist, womit diese sich in die arglosen Gemüter der Menschen eingeschlichen haben und so dem päpstlichen Aberglauben Vorschub zu leisten, sich selbst aber sehr schlau die Herrschaft zu verschaffen suchen… Außerdem erbieten sie sich, den bei weitem bequemsten Weg zur Erforschung der Natur zu zeigen … aber dieser Weg … erfordert … eine gewisse Unterstützung durch begüterte Männer und die Gunst von Liebhabern des Wahren.“[35] Diese „Societas“ hat 23 „leges“. Danach soll ihr Ziel allein darin bestehen, „die Wahrheit aus der Vernunft und der Erfahrung (è ratione et experientia) zu erforschen und die gefundene Wahrheit zu erweisen; das heißt, alle Künste und Wissenschaften, die sich auf Vernunft und Erfahrung stützen, von der Sophistik zu befreien, zu einer demonstrativen Gewißheit zurückzuführen, durch richtige Unterweisung zu verbreiten und schließlich durch glückliche Erfindung zu mehren.“ Auch für Jungius' „Societas“ dürfte sein Bekenntnis gelten: „Per inductionem et experientiam omnia.“ „Nur das Geheimnißvolle, womit Jungius seine Societät vor dem Unberufenen umgeben zu müssen glaubte, verräth die Zeit ihrer Entstehung, was … auch in der ersten Einrichtung der Londoner Societät der Wissenschaften auffällt.“ Aber schon die „Accademia dei Lincei“ pflegt dieses „Geheimnißvolle“. Jungius' Gesellschaft unterscheide sich, und es lässt sich ja vornehmlich nur nach dem Statut urteilen, „von den Akademien, wie sie nach dem Muster der Londoner Socie-

34 Guhrauer: Joachim Jungius und sein Zeitalter (wie Anm. 33), S. 69; vgl. Walter Sparn: Die Schulphilosophie in den lutherischen Territorien, in: Grundriss der Geschichte der Philosophie. Die Philosophie des 17. Jahrhunderts. Bd. 4/1: Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, Nord- und Mittelosteuropa, hg. von Helmut Holzhey und Wilhelm Schmidt-Biggemann, Basel 2001, S. 495.

35 Text nach Wollgast: Zu Joachim Jungius‘ „Societas ereunetica“ (wie Anm. 4), S. 425, 423. Vgl. Martin Vogel (Fogelius): Historia vitae et mortis Joachimi Jungii, Mathematici summi, caeteraque incomparabilis Philosophi, in: Henning Witte: Memoriae philosophorum, oratorum, poetarum, historicorum et philologorum nostri saeculi […], Bd. 1 Frankfurt am Main 1679, S. 275-278. Moderne Übersetzung bei Christoph Meinel: In Physicis futurum saeculum respicio, Joachim Jungius und die Naturwissenschaftliche Revolution des 17. Jahrhunderts, Göttingen 1984, S. 11.

tät an den Hauptorten Europas nach und nach errichtet worden, nicht unwesentlich, und nähert sich weitmehr einer Akademie im Sinne der Griechen. Der Präsident … ist hier zugleich als Haupt einer Schule zu denken, welcher die Kräfte und Leistungen der Mitglieder nach gewissen Bestimmungen … leitet und sie einem gemeinschaftlichen Ziele, nach der Idee der Wissenschaft oder der Philosophie, zuführt.“[36]

Der Kampf der Neuerer in der Wissenschaft galt im 17. Jh. vor allem der von Aristoteles herkommenden Methode. Unvermeidbar gerieten sie dadurch in Gegensatz zur herrschenden Religion, gelegentlich wurden sie von Dogmatikern als Atheisten bezeichnet.[37] Dabei zeugt die „Societas ereunetica“ von einer gewissen Ausgliederung von Sinnwissenschaft – hier als „Philosophie der Jesuiten“ bezeichnet – aus der Akademie. Nicht einmal religiöse Toleranz, Vorstufe allgemeiner Toleranz wird hier bedacht! Nur eine theologische bzw. philosophische Richtung wird anerkannt, die anderen werden verteufelt! Diese Entdemokratisierung der Sinnwissenschaften hat es in den Akademien noch lange gegeben.

Die Akademien des 17. Jhs. legten Wert auf die Pflege der Volkssprache und auf die Erziehung der Menschen. Hinsichtlich der Sprache lässt sich dies für die „Societas ereunetica“ nicht nachweisen, eher schon für das Ziel, die Menschen durch höhere Bildung einer höheren Entwicklungsstufe entgegenzuführen. Sicher ist, „dass wir bei den Sozietätsgründern ein eigentümliche… Streben nach festen Formen und Gestaltungen des Gemeinschaftslebens wahrnehmen, das … deutlich bekundet, wie klar ihnen die auch von ihren Gegnern nicht bestrittene Thatsache war, dass kein wichtiger Gedanke in der Welt sich durchzusetzen pflegt, wenn sich nicht Männer finden, die in festgeschlossener Gemeinschaft für ihn einzutreten Willens sind. Was an einer Person hanget, sagt … Jungius, 'ist sterblich, was am ganzen Collegio ist dauerhaft'“. Die Sozietätsgründer und -mitglieder wurden durch „die Schwierigkeiten, die in den damaligen Weltverhältnissen dem Streben nach freien Organisationen entgegentraten, … gezwungen …, mit äusserster Vorsicht zu verfahren und vieles absichtlich zu verhüllen, was … diesen Akademien … ihre historische Wichtigkeit gegeben hat.“[38]

---

36 Guhrauer: Joachim Jungius und sein Zeitalter (wie Anm. 33), S. 76; noch bestimmter ders.: De Joachimo Jungio Commentatio historico-literaria, Vratislaviae 1846, S. 7.

37 Vgl. Wollgast: Philosophie in Deutschland 1550-1650 (wie Anm. 16), S. 428; Ulrich Gottfried Leinsle: Das Ding und die Methode. Methodische Konstitution und Gegenstand der frühen protestantischen Metaphysik, T. I-II, Augsburg 1985, S. 337-357, 434-436.

38 Ludwig Keller: Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts, in: Monatshefte der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Münster i.W. 4 (1895), S. 1-28, hier S. 9.

Die Trennung der Akademien von der Universität bzw. ihre selbstständige Entstehung im 17. Jh. auch in Deutschland außerhalb der Universität widerspricht der humanistischen Forderung, Forschung und Lehre in einer Person zu vereinen. G.W. Leibniz wollte Akademien in Dresden, Berlin und St. Petersburg gründen, an Orten mit einem regen politischen Leben. Die Nähe der Akademien zu politischen Zentren schien ihm – von Wien, der Hauptstadt des Reiches abgesehen – wichtiger als die Nachbarschaft einer Universität. Dementsprechend verlief zwischen 1660 und 1800 die Geschichte der Universitäten und Akademien in unterschiedlichen Bahnen. Zu Beginn des 17. Jhs. wurden fast alle wissenschaftlichen Entdeckungen außerhalb der Universitäten gemacht. Viele Gründer, Vordenker und Mitglieder von Akademien haben nie an einer Universität gelehrt, weder F. Cesi, F. Bacon, E.W. von Tschirnhaus, J.A. Comenius, J.V. Andreae noch G.W. Leibniz.

G.W. Leibniz hat zu Beginn der 70er Jahre des 17. Jhs. in Paris eng mit E.W. von Tschirnhaus zusammengearbeitet. Es ging dabei um mathematische, aber auch um philosophische Probleme, so um das Verhältnis zu B. Spinoza. Der vielseitige Gelehrte Ehrenfried Walther von Tschirnhaus wurde am 22.7.1682 zum ersten deutschen auswärtigen Mitglied der Französischen Akademie der Wissenschaften gewählt; bis 1699 folgten Johann und Jakob Bernoulli, erst am 13. März 1700 auch G.W. Leibniz. Zu seinem Bedauern erhielt Tschirnhaus aber nicht die mit der Wahl verbundene Pension. Er suchte sich nun in der Heimat einzurichten und verwandte den Hauptteil der Erträge seines Gutes Kieslingswalde, 12 km östlich von Görlitz, für wissenschaftliche Zwecke. Vorrangig sind seine Versuche mit großen Brennspiegeln zu nennen. In Kieslingswalde hatte er seit 1679 ein Forschungslaboratorium errichtet, dazu eine Schleifmühle und eine für das Gießen von großen Glasblöcken bedeutsame Glashütte. Auch neue Schleifmethoden wurden von ihm entwikkelt, die die Voraussetzung zur Herstellung besonders großer Sonnenspiegel schufen. Die damit erzeugten hohen Wärmegrade ermöglichten das Schmelzen von Kaolinerde zum Herstellen von Porzellan.[39]

Seit den 90er Jahren versammelten sich um Tschirnhaus und sein Forschungslaboratorium führende Wissenschaftler und Techniker. Er selbst nannte diese Sozietät „Museum“, auch eine Berufung auf das Museion zu Alexandria im ptolemäischen Ägypten. Es „ist … keine Übertreibung, wenn

39 Vgl. u.a. Klaus Schillinger: Die Herstellung von Brennspiegeln und Brenngläsern durch Ehrenfried Walther von Tschirnhaus und ihre Widerspiegelung in ausgewählten Briefen, in: Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt, Bd. 4: Deutsche Aufklärung, hg. von Erich Donnert, Weimar-Köln-Wien 1997, S. 97-114.

wir sagen, daß um 1696 eine oberlausitzisch-sächsische Gesellschaft der Wissenschaften bereits in Tätigkeit war.“[40] Tschirnhaus hat als Wissenschaftsorganisator auf drei Ebenen erfolgreich gewirkt: „Staatliche Forschungsakademie, private Gelehrtensozietät und genossenschaftliches Publikationsorgan mit Informationsaustausch waren … die drei Leitsterne seines wissenschaftsorganisatorisch-kommunikativen Wirkens.“[41]

Für den ersten Typ war ihm die Pariser Académie des Sciences Vorbild, für den zweiten die aus Privatmitteln finanzierte Londoner Royal Society, für den dritten wohl die seit 1670 erscheinenden „Ephemeridae“ der Naturforscherakademie Leopoldina. Den zweiten Typ, die private Gelehrtensozietät, hat Tschirnhaus mit seiner Forschungssozietät in Kieslingswalde zustande gebracht, mit ihr eine internationale Korrespondenzgesellschaft: also den dritten Typ! Sie stimmt dann weitgehend mit dem Kreis um die „Acta Eruditorum“ O. Menckes in Leipzig überein. Tschirnhaus erreichte 1692 in einem Vertrag mit Kurfürst Johann Georg IV. die Zusage finanzieller Unterstützung für das Vorhaben, sein „Museum“ zu einer Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften auszubauen. Auch die staatliche Forschungsakademie rückte in den 90er Jahren verstärkt in Tschirnhaus‘ Blick. Er „propagierte die Selbstfinanzierung der Akademien durch Eigenproduktion, auch um die Wissenschaft von den Höfen unabhängig zu machen. Die Anfertigung optischer und mechanischer Geräte und Instrumente sowie chemischer Stoffe versprach die erforderlichen Mittel, wenn der Reingewinn der Akademie und deren Gliedern zufloß. Diesen und andere Gedanken von Tschirnhaus nahm Leibniz auf, als er die Berliner Akademie der Wissenschaften ins Leben rief. Darin liegen Tschirnhaus‘ konzeptionelle Verdienste um die preußische For-

40 Vgl. Eduard Winter: Der Bahnbrecher der deutschen Frühaufklärung. E.W. von Tschirnhaus und die Frühaufklärung in Mittel- und Osteuropa, in: Eduard Winter (Hg.): E.W. von Tschirnhaus und die Frühaufklärung in Mittel- und Osteuropa, Berlin 1960, S.44; ders.: Das Tschirnhausische Oberlausitzer Museum, in: Die Oberlausitz in der Epoche der bürgerlichen Emanzipation, Protokollband; Kolloquium der Winckelmann-Gesellschaft Görlitz 1.-3. September 1977, Hg. von Johannes Irmscher, Ernst-Heinz Lemper, Günter Mühlpfordt, Görlitz 1981, S. 67-70 (Schriftenrhe. d. Ratsarchivs d. Stadt Görlitz, Bd. 10); Carl Reinhardt: Johann Jakob von Hartig und Ehrenfried Walther von Tschirnhaus, in: Neues Lausitzisches Magazin, Görlitz 106 (1930), S. 11-28; Carl Reinhardt/Richard Jecht: Über die Verfasser der Briefe an Ehrenfried Walther von Tschirnhaus aus der Sammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, in: ebd., Görlitz 116 (1940), S. 100-108.

41 Günter Mühlpfordt: Tschirnhaus als Wissenschaftsorganisator. Seine Bedeutung für die Entstehung der modernen Forschungsakademie, in: Dresdner Hefte 4 (1983), S. 32; vgl. ders.: Ehrenfried Walther von Tschirnhaus, in: Sächsische Lebensbilder, Bd. 6/2, hg. von Gerald Wiemers, Stuttgart 2009, S. 739-783, bes. S. 744f., 777-781 (Vorabdruck zu seinem 300. Todestag am 11. Oktober 2008 als Veröffentlichung d. Universitätsarchivs Leipzig, Bd. 9, Leipzig 2008).

schungsakademie."[42] Er hat u.a. bereits 1694 und 1698 Leibniz auf seine Methode aufmerksam gemacht, seine Untersuchungen durch kapitalistische Manufakturbetriebe zu unterhalten.[43]

Bei Untersuchung der Akademiegeschichte ist stets auch zu beachten: bis nach Leibniz waren fast alle Akademien keine Partizipanten des Staatshaushaltes! Die Berliner Sozietät war bis 1811 „ein selbstfinanzierender Verein, der sich die Mittel für seine Existenz mit Hilfe des ihm allergnädigst verliehenen Kalendermonopols beschaffte". Und zu dieser Zeit waren die Akademien „konkurrenzlos – die institutionellen Repräsentanten der forschungsbetonten und forschungszentrierten Wissenschaft".[44] Bis heute ist über die Vorzüge eines solchen Systems nachzudenken, z.B. in der Richtung: 1. Wie kann man sich durch wissenschaftliche Eigenleistungen, nicht durch sicheres Staatssalär selbst finanzieren? 2. Welche Lücken sollte eine forschungsbetonte und -zentrierte Sozietät wissenschaftlich bearbeiten?

Die Idee zur Gründung einer Sozietät der Wissenschaften in Dresden erwähnte Leibniz in einem Brief an Moritz Vota S.J. vom 4. September 1703.[45] Allerdings kannte August II. durch den sächsischen Statthalter Anton Egon von Fürstenberg bzw. E.W. von Tschirnhaus diesen Plan bereits. Jedenfalls, so der sächsische Akademieplan von 1704, sollte G.W. Leibniz der Präsident der neu zu schaffenden Sozietät in Dresden werden. Er hielt sich Anfang 1704 fast incognito einige Tage in Dresden auf. Am 18.08.1704 sandte er seinen Sekretär Johann Georg von Eckhart nach Dresden. Dieser sollte die Situation verfolgen und die Verhandlungen vorantreiben.[46] Im Dezember 1704 weilte Leibniz erneut drei Wochen in Dresden. Durch Vermittlung, auch von E.W.

42 Ebd., S. 35f.

43 Tschirnhaus an Leibniz 27.2.1694, in: Gottfried Wilhelm Leibniz: Sämtliche Schriften und Briefe, Rhe. III: Mathematischer, naturwissenschaftlicher und technischer Briefwechsel, Bd. 6: 1694-Juni 1696, Berlin 2004, S. 24-32, bes. S. 29-32; Tschirnhaus an Leibniz 8. März 1698, in: Der Briefwechsel von Gottfried Wilhelm Leibniz mit Mathematikern, hg. von Carl Immanuel Gerhardt, Bd. 1, Berlin 1899, S. 505f.

44 Hubert Laitko: Die Akademie im gesellschaftlichen Wandel. Historische Zäsuren als Prüfsteine akademischer Identität, in: SLS, Berlin Bd. 81, Jhrg. 2005, S. 19-57, zit. S. 20; ders.: Theoria cum praxi-Anspruch und Wirklichkeit der Akademie, in: SLS, Berlin Bd. 45, Jhrg. 2000, H. 2, S. 5-57, zit. S. 30.

45 Eduard Bodemann: Der Briefwechsel des Gottfried Wilhelm Leibniz in der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Hannover, Hannover 1889, S. 368; vgl. Rüdiger Otto: Leibniz' Projekt einer Sächsischen Akademie im Kontext seiner Bemühungen um die Gründung gelehrter Gesellschaften, in: Gelehrte Gesellschaften im mitteldeutschen Raum (1650-1820), Teil I. (wie Anm. 24), S. 53-92.

46 Johann Georg von Eckhart: Lebensbeschreibung des Freyherrn von Leibnitz, in: Christoph Gottlieb von Murr: Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur, Nürnberg 7 (1779), S. 174f.

von Tschirnhaus, erwirkte er eine Audienz beim Kurfürsten, die positiv verlief: Leibniz sollte gemeinsam mit Tschirnhaus die Gründung der Sozietät in die Wege leiten. Leibniz ging aber nach Berlin zurück und wartete hier die Dresdner Entwicklung ab.

Die spärlichen Quellen zur geplanten sächsischen Akademie bestehen aus der von C.I. Gerhardt 1858 überreichten Korrespondenz zwischen Leibniz und Tschirnhaus 1693 bis 1705. Sie wird ergänzt durch die 1883 von E. Bodemann veröffentlichten Briefe Leibniz' an Personen des sächsischen Hofes und der Unterhändler J.G. von Eckhart und J.K. Weck an Leibniz, vorrangig aus dem Jahre 1704 sowie Eckharts ebenfalls von E. Bodemann publiziertes Reisejournal. Hinzu kommt das eigentliche, von Leibniz ausgearbeitete, Akademiekonzept. Es besteht aus acht Schriftstücken, die Louis Alexandre Foucher de Careil 1875 unter der Überschrift „Plan d' une Académie en Saxe" herausgegeben hat: Den Promemoria zur Errichtung einer Sächsischen Sozietät und weiteren (insgesamt 12) Überlegungen bzw. Vorschlägen dazu von Anfang 1704; den im August 1704 J.G. von Eckhart für Kurfürst Friedrich August I. nach Dresden mitgegebenen unterschriftsfertigen Papieren: der Stiftungsurkunde; dem Dekret zur Einrichtung und Unterhaltung der Sozietät; dem Präsidentendiplom; den Mitteilungen an den Statthalter und das Oberkonsistorium; dem Rundschreiben an die Vettern der Albertinischen Linie der Wettiner. Alle diese Schriftstücke sind in deutscher Sprache verfasst.

In den „Promemoria zur Gründung einer Sozietät der Wissenschaften in Sachsen" von Anfang 1704 werden 7 Punkte formuliert, durch die eine neue Sozietät „großen und schleunigen nuzen" haben werde. Sie beziehen sich auf eine Verbesserung der Studien, überhaupt der Erziehung und Information der Jugend, auf die Förderung der Ökonomie, dabei speziell der Berg-, Handwerke, der „beaux arts" und der Medizin, auf Schutz der Menschen vor dem und im Krieg, auf Feuer- und Wasserschutz, auf das Aussenden von Emissären für den Handel bis Indien, China und in die Tartarei. In den zwölf Vorschlägen dazu schreibt Leibniz u.a., die neue Akademie solle gleich der Berliner das Kalendermonopol besitzen, von Zeit zu Zeit Lotterien veranstalten, an der Tabak- und Papiersteuer beteiligt sein, auch für ihre Mitglieder gewisse Rechte in allen gesellschaftlichen Bereichen erwirken. Unterhalt und Einrichtung der Sozietät soll laut Dekret vom August 1704 auch alle bereits genannten Möglichkeiten erfassen.[47]

Das für die Akademiegründungen in Berlin, Dresden und Wien hervorragendste Merkmal ist die Erweiterung der Pläne durch geisteswissenschaftliche Fächer. Die Sozietäten waren auch von G.W. Leibniz zunächst als

mathematisch-naturwissenschaftliche Einrichtung vorgesehen. 1700 fügt der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., aus eigenem Entschluss unter Berufung auf das Vorbild Frankreich, wo für Sprache eine eigene Akademie gestiftet wurde, die Pflege der deutschen Sprache hinzu.[48] Der „universale Akademiegedanke" stammt nicht von Leibniz, so nachdrücklich die Literatur es auch bis heute behauptet.[49] Aber einmal aufgeworfen, hat der erfahrene Leibniz den Gedanken auch bewältigt und mit der Einbeziehung geisteswissenschaftlicher Disziplinen in Berlin auf die nachfolgenden Akademien international gewirkt. An Hand der Dresdner Stiftungsurkunde kann bewiesen werden, dass er die umfassende Akademie erstmalig 1704 für Sachsen knapp und klar formuliert: „Das *objectum* dieser Unsrer *Societät* der wissenschafften soll ganz unbeschrenket seyn, also verschiedener anderswo *fundirter Societäten* oder sogenannter *Academien objecta* zusammenfassen und alle andern nachrichtungen, künste und übungen in sich begreifen, dazu durch das natürliche liecht menschliches nachsinnen und unermüdeten fleiß zu gelan-

47 [Gottfried Wilhelm Leibniz]: Promemoria zur Gründung einer Societät der Wissenschaften in Sachsen, Anfang 1704, bestimmt für J.R. Patkul, in: Oeuvres de Leibniz, publiées pour la premiére foix d' après les manuscrits originaux avec notes et introductions par M. Foucher de Careil, t. 7: Leibniz et les académies, Paris 1875 (Reprint Hildesheim-New York 1969), S. 243-248; ders.: Einige *puncta* die aufrichtung einer Societät der Wissenschaften betreffend, Anfang 1704, bestimmt für J.R. Patkul, in: ebd., S. 237-242; ders.: Decret zur Einrichtung und Unterhaltung der Societät der Wissenschaften, zweite Hälfte August 1704, bestimmt für Kurfürst Friedrich August I., in: ebd., S. 249-265; Vgl. Schreiben von Professor Gerhardt in Eisleben über *Tschirnhaus's Betheiligung an dem Plane, eine Akademie der Wissenschaften in Sachsen zu begründen*, mitgetheilt von Herrn Drobisch in der Öffentl. Sitzung der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 12. Dezember 1858, in: Berichte über die Verhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, Philolog.-hist. Classe, Bd.10, Leipzig 1858, S.80-93.

48 Vgl. Daniel Ernst Jablonski an Leibniz, Berlin 23. März 1700, in: Gottfried Wilhelm Leibniz: Sämtliche Schriften und Briefe, Ser. I: Allgemeiner politischer und historischer Briefwechsel, Bd. 18: Januar-August 1700, Berlin 2005, S. 471f.

49 Vgl.: Julius Schuster: Die wissenschaftliche Akademie als Geschichte und Problem, in: Forschungsinstitute. Ihre Geschichte, Organisation und Ziele, hg. von Ludolph Brauer u.a., Bd. 1, Hamburg 1930, S. 126f.; Ludwig Hammermayer: Gründungs- und Frühgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Kallmünz/Opf. 1959, S. 3; ders.: Akademiebewegung und Wissenschaftsorganisation. Formen, Tendenzen und Wandel in Europa während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa, Hg. von Erik Amburger, Michał Cieśla und László Sziklay, Berlin 1976, S. 8; Hans Heinrich Müller: Akademie und Wirtschaft im 18. Jahrhundert. Agrarökonomische Preisaufgaben und Preisschriften der Preußischen Akademie der Wissenschaften (Versuch, Tendenzen und Überblick), Berlin 1975, S.24, 26; Ines Böger: „Ein seculum…da man zu Societäten Lust hat". Darstellung der Leibnizschen Sozietätspläne vor dem Hintergrund der europäischen Akademiebewegung im 17. und frühen 18. Jahrhundert, Bd. 1: Darstellung und Analyse, Bd. 2: Anmerkungen, München 1997 (Univ. Diss. München 1996); Grau: Berühmte Wissenschaftsakademien (wie Anm. 14), S. 45f., 64, 78 u.ö.

gen: also nicht allein auf *physica* und *mathematica* gerichtet seyn, sondern auch dahin trachten, daß was bey menschlichen studien, künste, lebensarth oder *profession* und *facultat* zu wissen auszuzeichnen zu erfinden dienlich, zusammenbracht."[50]

Tschirnhaus hatte schon lange vor Leibniz Möglichkeiten einer Akademiegründung in Sachsen bedacht, was dieser ihm Ende 1704 selbst bestätigte.[51] G.W. Leibniz hielt seine eigenen entsprechenden Pläne zunächst vor Tschirnhaus geheim und fand sich erst 1704, als Tschirnhaus nicht mehr zu umgehen war, zu einer Verständigung bereit.[52]

Tschirnhaus folgte nicht Leibniz' Plan, auch Geisteswissenschaften in die geplante sächsische Akademie aufzunehmen. Er wollte die Neugründung vornehmlich auf Mathematik und Physik (Naturwissenschaften), beschränkt wissen sowie 30 000 Taler „aus optischen und chymischen operationibus certissimis" für die Akademiegründung zur Verfügung stellen.[53] Auch die Berliner Gründung sieht Tschirnhaus nur unter diesem Aspekt: „Uebrigens unterlaßen Sie ja nicht dass gutte *moment*, da man zu Berlin vorhatt eine *Academiam ad Mathesin et Physicam excolendam* zu stabiliren, vielleicht kombt was hierauß, so sich *Exteri* nicht *imaginiren*", schreibt er noch nach der Stiftung der Akademie in Berlin an Leibniz.[54] Nach Tschirnhaus' Tod „versandete" der Plan einer Akademiegründung in Dresden, 1709 ist letztmalig davon die Rede. Leibniz ist an Tschirnhaus wegen der Mitgliedschaft in der Berliner Akademie offenbar nicht herangetreten, obgleich D.E. Jablonski und Johann Jacob Chuno (Cuneau) in ihrer Denkschrift I vom 20.3. 1700 u.a. empfahlen, „der Berühmte von TschirnHausen in Sachsen" möge als auswärtiges Mitglied in die neue Sozietät aufgenommen werden.[55]

50 [Gottfried Wilhelm Leibniz]: Stiftungsurkunde für die Societät der Wissenschaften in Sachsen, zweite Hälfte August 1704, bestimmt für Kurfürst Friedrich I., in: Oeuvres de Leibniz, publiées…par M. Foucher de Careil, t. 7 (wie Anm. 47), S. 220.

51 Leibniz an Tschirnhaus, Dresden (wohl Ende 1704), in: Der Briefwechsel von Gottfried Wilhelm Leibniz mit Mathematikern, Bd. 1 (wie Anm. 43), S. 518.

52 Vgl. Eduard Bodemann: Leibnizens Plan einer Societät der Wissenschaften in Sachsen. Mit bisher ungedruckten Handschriften aus den Leibniz-Papieren der Königl. öffentlichen Bibliothek in Hannover, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde, Dresden 4 (1883), bes. S. 190, 197f. u.ö. „Der Aufsatz von Bodemann ist bisher die einzige ergiebigere Abhandlung über Leibniz' Dresdner Sozietätspläne, die zudem mit einer guten Einsicht in die Quellen verbunden ist." (Böger: „Ein seculum…da man zu Societäten Lust hat", Bd. 2, (wie Anm. 49), S. 150).

53 Ebd., S. 200f.; Tschirnhaus an Leibniz 23.4.1704, zit. ebd., S. 186.

54 Tschirnhaus an Leibniz 16.10.1700, in: Der Briefwechsel von Gottfried Wilhelm Leibniz mit Mathematikern, Bd. 1 (wie Anm. 43), S. 510.

55 Brather (Hg.): Leibniz und seine Akademie (wie Anm. 25), S. 52.

„Der intensive briefliche Gedankenaustausch mit Leibniz in den 90er Jahren … zeigt, daß er wie dieser eine … merkantilistisch orientierte, wiewohl philosophisch-ethisch begründete Konzeption zur Wissenschaftsorganisation vertrat. Gemeinsam war beiden das Weigelsche Ideal des dem *bonum commune* verpflichteten Gelehrten sowie das Credo von der Notwendigkeit, Theorie und Praxis zu verbinden. So beschreibt Tschirnhaus ganz im Sinne seines Briefpartners die wissenschaftliche Akademie als eine Gemeinschaft von Forschern, die den Ertrag ihrer Erfindungen zusammenlegen und daraus eine Fonds zur Ermöglichung neuer Forschungen bilden sollte. Doch während Leibniz in Berlin vergeblich darum bemüht war, die Voraussetzungen für eine praxisorientierte Akademiearbeit zu schaffen, begann Tschirnhaus schon relativ früh, zunächst mehr oder weniger im Alleingang, diese Forderung in die Tat umzusetzen.“[56]

Bei der Vorbereitung zur Gründung der sächsischen Akademie empfand Leibniz Tschirnhaus immer mehr als „lästigen Rivalen“. Zugleich suchte er im sächsischen Sozietätsentwurf bei der Berliner Sozietätsplanung gemachte Fehler zu vermeiden. Der Wirkungskreis der Akademie wird hier noch zu verbreitern gesucht. So ist von der Praxis und Geschichte der Jurisprudenz die Rede, von Verbesserung der Gesetzgebung und Administration, von ihren Möglichkeiten zur Förderung der Landesökonomie.[57] Daß Leibniz Präsident dieser neuen Akademie werden sollte, bezeugt eindeutig das von ihm vorbereitete Diplom aus der zweiten Augusthälfte 1704.[58] Völlig unverständlich ist die Aussage in einer neueren kleinen Leibnizbiographie: „Dem sächsischen Kurfürsten und König von Polen, August dem Starken, versuchte Leibniz 1704 in Dresden die Gründung einer Sozietät der Wissenschaften nahezulegen, die sein langjähriger Freund und Briefpartner Ehrenfried Walther von

56 Böger: „Ein seculum…da man zu Societäten Lust hat“, Bd. 1 (wie Anm. 49), S. 410.

57 Ebd., S. 411, 419, 422.

58 Vgl. Bodemann: Leibnizens Plan einer Societät der Wissenschaften in Sachsen (wie Anm. 52). Diplom für Leibniz' Ernennung zum Präsidenten der Societät der Wissenschaften in Sachsen, zweite Hälfte August 1704, bestimmt für Kurfürst Friedrich August I., in: Oeuvres de Leibniz, publiées…par M. Foucher de Careil, t. 7 (wie Anm. 47), S. 234-236; Tschirnhaus an Leibniz 23.04.1704, in: Der Briefwechsel von Gottfried Wilhelm Leibniz mit Mathematikern, Bd. 1 (wie Anm. 43), S. 517; Eckhart an Leibniz, 6.9.1704, In: Bodemann: Leibnizens Plan einer Societät der Wissenschaften in Sachsen (wie Anm. 52), S. 186, 201. Im „36-Punkte-Programm“ von Sandomir, Ergebnis des Gesprächs zwischen E. W. von Tschirnhaus und König August II. im Sommer 1704, bestimmt der Punkt 23, daß aus den Goldmacherversuchen J. F. Böttgers „ein Fond zu einer perpetuirlichen Academie de Sciençes von 36 000 thalern jährlich beliebet würde“. Vgl. Ehrenfried Walther von Tschirnhaus Gesamtausgabe. Hg. von Eberhard Knobloch. Rhe. II, Abt. 4: Johann Friedrich Böttgers Tätigkeit am Dresdner Hof. Bearb. von Carsten Krautz u. Mathias Ullmann, Leipzig-Stuttgart 2000, S. 9.

Tschirnhaus leiten sollte."[59] Dieser verstarb plötzlich in der Nacht vom 10. zum 11.10.1708 zu Kieslingswalde. Für die Pariser Akademie verfasste B. le Bovier de Fontenelle den Nekrolog auf Tschirnhaus. Leibniz schreibt: „Ich habe einen alten Freund und hervorragenden Mitarbeiter bei gemeinsamen Forschungen verloren. Das Land aber hat einen bedeutenden Mann verloren, von dem wir viele ausgezeichnete Entdeckungen erwarteten."[60]

Nun liegen die Ereignisse um die Gründung einer sächsischen Akademie der Wissenschaften 1702-1704 nach der Stiftung der Berliner Akademie am 11.7.1700. Aber sie sind vor der Verkündung ihres Statuts am 3.6.1710. Nach 1700 gab es um die Gestaltung der Berliner Akademie noch viele Diskussionen, Positionen und Wertungen.

Ein unmittelbarer Vorgänger der Preußischen Akademie der Wissenschaften ist die vom Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm geplante „Universaluniversität" zu Tangermünde. Sie fußte auf Plänen des schwedischen Flüchtlings Freiherr Bengt Skytte (1614-1683). Dieser weilt 1657 einige Wochen im Hause von J.A. Comenius und gewinnt in England 1659/60 Grundlagen für seine brandenburgischen Akademiepläne von 1667. Friedrich Wilhelm von Brandenburg wollte erstrangige Wissenschaftler aus ganz Europa unabhängig von ihrer religiös-weltanschaulichen Überzeugung in einer Gelehrtenstadt zusammenziehen. Das besagt die Urkunde „Fundatio Novae Universitatis Brandenburgica Gentium Scientiarum & Artium", die der Große Kurfürst am 12.4.1667 unterzeichnet hat. Sie ist als Einladung formuliert. In 17 Punkten werden materielle Vergünstigungen und Privilegien ausgesprochen. Der Große Kurfürst will niedrige Preise garantieren und auf seine Kosten Beamte zum Schutz der Stadt anstellen. „Freie Wohnung und ein festes Gehalt werden Gelehrte mit hervorragendem Wissen beziehen, um tägliche Vorträge halten zu können, nicht nach der Art des Jugendunterrichts, sondern für solche Männer, die bereits über Kenntnisse auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete verfügen. Der Universität werden insbesondere Rechte, Privilegien und Begünstigungen bezüglich Lehre und Meinung gewährt. Allen christlichen Konfessionen … solle Gewissens- und

59 Reinhard Finster/Gerd van den Heuvel: Gottfried Wilhelm Leibniz mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, 2. Aufl., Reinbek bei Hamburg 1993, S. 41.

60 Vgl. Bernard Le Bovier Fontenelle: Eloge de Monsieur de Tschirnhaus, in: ders.: Oeuvres. Nouvelle Edition, t. 5, Paris 1758, S. 232-252; G.W. Leibniz, Brief an M.G. Hansch vom 16.11.1708, in: Viri illustris Godefr. Guilielmi Leibnitii Epistolae ad diversos, Hg. von Christian Kortholtus, Vol. III, Leipzig 1738, p. 78: „Perdidi ego amicum veterem, et praeclarum studiorum communium adiutorem. Perdidit respublica virum insignem a qua multa praeclara expectabamus."

Religionsfreiheit gewährt werden. Darüber hinaus könnten hervorragende Juden, Araber und andere Ungläubige Zutritt auf besonderem Antrag hin erhalten, sofern sie versprächen, ihre Irrtümer nicht zu verbreiten und als ehrsame Bürger ohne Ärgernis zu leben. … Gelehrte und Künstler von Ruf genössen mitsamt ihren Familien immerwährende Steuerfreiheit …. Von allen benachbarten Herrschern werde der Kurfürst diesem Ort das Recht der Neutralität zusichern lassen, um ihm unter internationaler Schirmherrschaft Sicherheit und Freiheit von Kriegswirren zu garantieren. Für alle Zeit werde an diesem Ort der Kriegsdienst verboten, er solle frei von Durchmärschen und Einquartierungen sein. Die Universität sei frei, ihre leitenden Beamten selbst zu wählen und sich die Ordnung ihrer eigenen Verwaltung vorzuschreiben; sie übe ihre eigene Jurisdiktion aus und schaffe sich – vorbehaltlich der übergeordneten Territorialrechte – ihre eigenen Regelungen und Statuten, die die Sozietät regierten."[61] Viele Quellen sind diesem Plan zugrunde gelegt, so F. Bacons „Nova Atlantis" mit dem Haus Salomonis. Zweifellos ist überhaupt die Utopie auch in diesem Akademieprojekt tragend. Auch J.A. Comenius' „Weisheitsakademie" kann als Universalkirche wie als internationale Gelehrtenakademie verstanden werden.[62] Seine Pansophie, seine Allwissenschaft, birgt auch Chiliasmus, eine Spielart utopischen Denkens.

J.A. Comenius hat, nicht zuletzt durch seine „Panergesia", B. Skyttes Plan stark geprägt, von dem der Große Kurfürst sehr schnell wieder Abstand nahm. Leibniz hat im Sommer 1667 B. Skytte in Frankfurt am Main kennengelernt und auch dessen Anregungen in seinen Akademieplänen verarbeitet. Für ihn sind „Die Aufgaben der Akademie … universale Erkenntnis und deren universale Ausbreitung und Anwendung mit dem Ziel, die irdischen Zustände zum Abbild der Weltharmonie umzugestalten, das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen."[63] In seinen Sozietätsplänen hat sich Leibniz aus-

61 Kanthak: Der Akademiegedanke zwischen utopischem Entwurf und barocker Projektmacherei (wie Anm. 5), S. 8f; vgl. Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht, 3. erweit. Aufl., Bd. 1, Leipzig 1919 (Reprint Berlin 1960, 1965), S. 532-534; Werner Korthaase: Brandenburg University of Nations, Sciences and Arts and Brandenburg-Prussian Society of Sciences. Comenius, Bengt Skytte, G.W. Leibniz and Daniel Ernst Jablonski Reform, Tolerance and Scholarship, in: Studia Comenia et historica, Uherský Brod 69/70 (2003), S. 61-108; ders.: Comenius' pansophic Universal University of Nations, Sciences and Arts, in: Comenius und der Weltfriede. Comenius and the World Peace. Hg. von Werner Korthaase, Sigurd Hauff, Andreas Fritsch, Berlin 2005, S. 487-510.

62 Ebd., S. 43.

63 Hinrichs: Die Idee des geistigen Mittelpunktes Europas im 17. und 18. Jahrhundert, in: ders.: Preußen als historisches Problem (wie Anm. 22), S. 295.

drücklich auf Thomas Morus' „Utopia", auf F. Bacons „Nova Atlantis" und auf Tomasso Campanellas „Sonnenstaat" bezogen. Seine Akademieidee war wohl „der erste bewußte Gegenzug gegen die in der modernen Gesellschaft sich immer weiter aufspaltende Arbeitsteilung, deren Unvermeidlichkeit er ebenso einsah, wie er erkannte, daß ihr eine konträre Bewegung entgegensetzt werden muß, wenn die Wissenschaft als Herrschaft des Menschen über die Natur nicht seiner Kontrolle entgleiten soll."[64]

Sicherlich bezeichnen die Akademiegründungen des 17. Jhs. etwas qualitativ Neues in der Wissenschaft. Es wäre aber nicht gerechtfertigt, neben der Diskontinuität die Kontinuität zu vernachlässigen. Die Kreativität der deutschen Universitäten im 17. Jh. liegt vornehmlich in der allmählichen Herausbildung eines neuen weltanschaulichen Grundverständnisses. Das orthodoxe Aristotelesbild wird überwunden; auch an den Universitäten wird in einem langen Prozess, von Universität zu Universität mit unterschiedlicher Intensität, die Aufklärung vorbereitet oder dann verbreitet. Zudem wurde der Zersetzungsprozess der Feudalkirche durch Pantheismus, Deismus und heterodoxe Mystik großenteils durch Gelehrte inauguriert bzw. befördert. Sie stellen sich an die Spitze oppositioneller Bewegungen, die von den Konfessionskirchen verketzert werden. B. Skyttes Plan von 1687 ist damals für Universitäten wie Akademien anwendbar. Und wenn darauf verwiesen wird, dass die Grundsätze der Royal Society von F. Bacon in seiner „Nova Atlantis" vorgeformt und für die Gestaltung dieser Akademie anregend waren, so muss gerechterweise hinzugefügt werden, dass sich diese Ideen schon in J.V. Andreaes 1619 erschienen „Christianopolis" finden.

Bei allem Respekt vor den im 17. Jh. gegründeten Akademien: Auch die Universitäten nahmen im 17. Jh. eine Entwicklung und bereiteten Großes vor! Es ist vor allem nicht zu vergessen: „Die Universitäten sind es gewesen, an und mit denen sich ein besonderer Gelehrtenstand oder Gelehrtenberuf entwickelt hat … Selbst die beste Unterrichtspflege in den alten Benediktinerklöstern oder auch in den Studienanstalten der Bettelmönche hätte die Wissenschaft nie aus der engen Verbindung und Abhängigkeit vom geistigen Stande lösen können. An den Universitäten wurde die Wissenschaft selbst eine Macht, hier fand sie einen festen Rückhalt, äußerlich sichtbare Formen und Ordnungen und eine, wenn nicht alle, so doch die damals als vornehmlich berechtigt geltenden Wissenszweige umfassende Organisation."[65] Auch an

64 Hans Heinz Holz: Gottfried Wilhelm Leibniz. Eine Monographie, Leipzig 1983, S. 186.
65 Emil Reicke: Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1900, S. 51.

den deutschen Universitäten gab es im 17. Jh. unterschiedliche Strömungen. Es ist jedenfalls sehr einseitig, sie global als konservativ zu bezeichnen. Und die 1694 gegründete Universität Halle sollte eine Spitzenposition in der Frühaufklärung und darüber hinaus in Deutschland einnehmen. Wie wir bereits darlegten, wurde auch an deutschen Universitäten dieser Zeit nicht nur gelehrt, sondern auch geforscht!

Keineswegs wurde an den vier Fakultäten der Universitäten des 17. Jhs. bloß das Bekannte, Gängige gelehrt! So beschreibt Denis Papin (1647-1712) als Mathematikprofessor in Marburg die atmosphärische Dampfmaschine. Georg Ernst Stahl (1660-1734) entwickelte als Medizinprofessor an der Universität Halle die Phlogistontheorie. Schon zwischen 1550 und 1650 weist die protestantische und die katholische Schulphilosophie verschiedenste Richtungen auf, der Aristotelismus ist davon nur eine Komponente.[66] Dabei war die Philosophie auch bei Naturwissenschaftlern gebräuchlich, etwa bei dem Grazer Universitätsprofessor und bedeutenden Astronomen Johannes Kepler. Der Dreißigjährige Krieg war „nicht generell Ursache eines geistigen Niederganges und Tiefstands im Reich, wie früher gern gesagt wurde. Er führte durchaus auch zu geistigen Neuansätzen, zur Übernahme insbesondere westeuropäischer Ideen. Freilich trifft das nur auf wenige Universitäten zu. Die meisten verblieben noch in den 1660er bis 1680er Jahren bei einem kräftigen Konservatismus, einem orthodoxen Pedantismus und einem unbeweglichen Dogmatismus. In der Anknüpfung an das scheinbar bewährte Alte suchten damals viele aus der geistig-materiellen Not herauszukommen. Das ließ wiederum die Anhänger moderner Lehren die Hochschulen meiden. Am bekanntesten sind hier Leibniz und Pufendorf.“[67]

Das Kurfürstentum Brandenburg war der erste deutsche Staat, in dem der Gedanke einer Akademie der Wissenschaften verwirklicht wurde. Der Polyhistor G.W. Leibniz „ist es gewesen, der in diesem Falle objektive Voraussetzungen für die Sozietätsgründung mit subjektiven Bedingungen zu koordinieren verstand. Vor allem deshalb war es ihm möglich, in Brandenburg zu erreichen, was ihm in anderen Staaten nicht gelang.“[68] Die Wissenschaftsent-

66 Vgl. Wollgast: Philosophie in Deutschland zwischen Reformation und Aufklärung 1550-1650 (wie Anm. 16), S. 128-220.

67 Notker Hammerstein: Universitäten, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Bd. II: 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands von 1800, hg. von Notker Hammerstein u. Ulrich Herrmann, München 2005, S. 369.

68 Grau: Die Preußische Akademie der Wissenschaften (wie Anm. 3), S. 14.

wicklung in Paris und London, den damals führenden Wissenschaftszentren, hat Leibniz jedenfalls selbst aktiv, auch mitgestaltend, miterlebt.

Die von mir genannten unterschiedlichen Akademie-Gründungen in unterschiedlichen Ländern Europas in der Renaissance und in der Frühen Neuzeit weisen gemeinsame Parameter auf und münden in J.A. Comenius wie G.W. Leibniz: „In Deutschland … werden alle … italienischen Akademierichtungen zuerst durch Andreä verschmolzen zu dem Gedanken einer gesamteuropäischen Gelehrtengesellschaft, die Christentum, Platonismus und Naturwissenschaften in der 'Pansophie' verbindet, mit dem Ziel einer 'Generalreformation', d.h. der religiösen, geistigen und mittelbar auch politischen Wiederherstellung der Einheit Europas auf dem Boden einer neuen Allwissenschaft. Damit hängt auch eine neue Begründung der von der Academia della crusca gegründeten Sprachpflege zusammen. Die pansophischen Reformer begannen eine Front zu bilden gegen den scholastischen Wissenschaftsbetrieb der Zeit, insbesondere die aristotelische Dialektik, und nannten sich schon deshalb gern Platoniker. Über das bloße Wissen und seine Anhäufung wird einerseits die Weisheit, andererseits seine Nutzbarmachung im Sinne Bacons zur technischen Umwandlung und zur geistigen Erziehung der Menschenwelt gestellt. Der Gedanke der Nutzbarmachung und der Erziehung aber führt weiter zu dem Gedanken, daß die Wissenschaft nicht durch die lateinische Sprache vom Volke abgeschlossen sein dürfe … Und was sich … bei Andreä und seinen Gesinnungsgenossen wie Ratke, Jungius u. a. anbahnte, fand dann seine Zusammenfassung in dem Geiste zweier führender Männer des 17. Jahrhunderts, in Johann Amos Comenius und Gottfried Wilhelm Leibniz … Die Wiederherstellung der verlorengegangenen geistigen Einheit des Abendlandes, die Idee des geistigen Mittelpunktes, haben Comenius und Leibniz, von den Utopien und Akademien, den naturphilosophischen und Sprachgesellschaften beeinflußt, am eindrucksvollsten und umfassendsten vertreten.“[69]

G.W. Leibniz hat fast ein halbes Jahrhundert lang „beharrlich das Ziel verfolgt, ein Netz von Akademien zu realisieren, welches sich zunächst über das Reich, später über ganz Europa und schließlich weltweit erstrecken sollte. Und er war zweifellos der erste, der die Probleme der modernen Akademie …, ihre Voraussetzungen, ihre Organisationsformen, ihre Anforderungen und Zielsetzungen bis in die letzten Folgerungen durchdachte. Leibniz hat

69 Hinrichs: Die Idee des geistigen Mittelpunktes Europas im 17. und 18. Jahrhundert, in: Preußen als historisches Problem (wie Anm. 22), S. 280.

nicht nur dem Akademiegedanken seine ursprüngliche Universalität zurückgegeben, sondern auch immer wieder den interdisziplinären Zusammenhang aller Wissenschaften betont, eine entsprechende Wissenschaftsorganisation gefordert und vor allem die Nutzbarmachung der wissenschaftlichen Erkenntnis für den Menschen, die Allgemeinheit, den Staat in den Vordergrund gerückt. … in den *gelehrten Sozietäten* … und dem auf Zusammenarbeit ausgerichteten Streben ihrer Mitglieder nach ständig neuen Erfahrungen auf allen Gebieten des menschlichen Wissens erkannte Leibniz letztlich das geeignete Fundament, auf welchem im Laufe der Zeit eine weltweite christliche Gemeinschaft heranwachsen sollte.“[70]

Leibniz' Akademiepläne sind unterschiedlich adressiert und weisen unterschiedliche Quellen auf. Dabei hat er ganz im Sinne des Wissenschaftsideals von F. Bacon „immer wieder die Notwendigkeit, Theorie und Praxis zum Wohle der menschlichen Gesellschaft zu vereinen, betont.“[71] Ihm gilt bereits 1671 als „vornehmste Pflicht der Sozietät“: „die erfundene Wunder der Natur und Kunst zur arzney, zur *mechanick*, zur *commodität* des Lebens, zu *materi* der arbeit und Nahrung der armen, zu abhaltung der Leüte von Müßiggang und Lastern, zu handhabung der Gerechtigkeit, zu belohnung und Straffe, zu erhaltung gemeiner Ruhe, zu aufnehmen und *w*ohlfart des Vaterlandes, zu *exterminirung* theüerer Zeit, Pest und Krieges soviel in unser macht und an uns die schuld ist, zu ausbreitung der wahren *religion* und Gottesfurcht, ja zu *glückseeligmachung des Menschlichen Geschlechts* so viel an ihnen ist anzuwenden.“[72]

G.W. Leibniz hat stets Wissenschaft und (Volks) Wirtschaft zum Nutzen des Staates zu verbinden gesucht, ein Leben lang immer wieder seine Pläne zur Organisation der Wissenschaft vorgetragen. Er vermochte „eine Konzeption vorzulegen, die die Forderungen der neuen Wissenschaft nach gemeinschaftlicher, praxisrelevanter Forschung und die Erwartungen des Staates an die praktische Wissenschaft zur Mehrung des öffentlichen Nutzens gleichermaßen zu integrieren wußte. Die Berücksichtigung theoretischer wie politischer, philosophischer wie einzelwissenschaftlicher Interessen verleiht dem Leibnizschen Sozietätsgedanken jene Universalität, die ihn vor anderen aus-

70 Böger: „Ein seculum…da man zu Societäten Lust hat“, Bd. 1 (wie Anm. 49), S. 1.

71 Ebd., S. 186.

72 Gottfried Wilhelm Leibniz: Grundriss eines Bedenkens von Aufrichtung einer Sozietät 1671?, in: ders.: Sämtliche Schriften und Briefe, hg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, 4. Rhe: Politische Schriften, Bd. 1: 1667-1676, 3. durchges. u. erg. Aufl. Berlin 1983, S. 536.

zeichnete und noch im 18. Jahrhundert unerreicht bleiben sollte.“ Und wenn G.W. Leibniz Wissenschaft als „Herrschaft des Menschen über die Natur“ begreift, dazu als rationales Mittel zur Gestaltung der menschlichen Lebensverhältnisse, so werden auch damit Ideen von F. Bacon dargelegt. Überhaupt hat es auch G.W. Leibniz hervorragend verstanden, „durch die Verquickung eigener und fremder Ideen zu neuen, seiner Zeit mitunter weit vorauseilenden Ergebnissen zu gelangen. Dabei hat er das Gedankengut, das er von anderen übernommen hat, so geschickt zu assimilieren gewußt, daß es oft schwer fällt, das Übernommene vom Eigenen zu trennen.“[73] Das gilt auch für seine Akademiepläne.

Worin besteht bei allen Unterschieden das Gemeinsame in den europäischen Sozietätsgründungen des 16. und 17. Jhs.?[74]

1. Die Universitäten, seit dem 12. Jh. Hauptträger von Bildung und Wissenschaft in Europa, vermochten seit dem 15. Jh. nicht mehr voll den gesellschaftlich bedingten neuen Anforderungen an den wissenschaftlich-technischen Fortschritt zu entsprechen. Die Gründe dafür waren vielfältig. Ich beschränke mich hier auf den Hinweis, dass die Bindung der Lehrinhalte der Universitäten an das mittelalterlich-christlich-katholische, später auch an das protestantische, Weltbild und das in sich geschlossene System des Bildungsinhalts generell ein unüberschreitbares Hindernis bildeten. Im einzelnen schloss das ein Überschreiten dieser Grenze nicht aus, wie die andauernden geistigen Kämpfe an den Universitäten verdeutlichen. Vor allem seit dem Ende des 17. Jhs. erfolgte eine Umgestaltung des Universitätssystems, worin sich zeigt, welche Erneuerungskraft ihm letztlich innewohnte. Die Existenz und das Wirken der Akademien haben diesen Prozess gefördert. Es gibt zu jeder Zeit auch eine Wechselbeziehung zwischen Universitäten und Sozietäten!
2. Arbeitsgebiet der Akademien waren von Anfang an entweder jene Wissenschaften, die an den Universitäten noch keinen oder keinen genügenden Platz hatten, oder neue Fragestellungen an existierende Wissenschaften. Beides resultierte aus dem Aufkommen der Bourgeoisie, für die Mathematik, Naturwissenschaften, Technik und historisch-philosophische Probleme einen neuen oder überhaupt erstmals Stellenwert er-

73 Böger: „Ein seculum…da man zu Societäten Lust hat“, (wie Anm. 49), S. 348, 352.

74 Vgl. zum Folgenden Conrad Grau: Forschungskonzeptionen und Organisationsformen europäischer Akademien der Wissenschaften im 17./18. Jh., in: Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. Naturwissenschaftliche Revolutionen im 17. Jahrhundert, hg. von Günter Wendel, Berlin 1988, S. 65-73, zit. S. 66-69.

langten. In den naturwissenschaftshistorischen Schriften über jene Epoche wird mit Recht immer wieder nachdrücklich auf den Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Naturwissenschaft und Technik einerseits und der Entwicklung der Produktion andererseits hingewiesen. Die Belege dafür bietet die gesamte Geschichte der Wissenschaft auf den genannten Gebieten seit dem Ende des 15. Jhs.. So schreibt Gerhard Harig, Physiker, Wissenschaftshistoriker und erster Staatssekretär für Hoch- und Fachschulwesen der DDR: „Die großen Entdeckungsreisen gingen von Portugal und Spanien aus, die Erneuerung der rechnenden Astronomie von Peuerbach und Regiomontan in Wien, Begründer der Mineralogie sowie der Berg- und Hüttenkunde ist der Deutsche Georg Agricola usw. Von den drei bedeutenden Werken, die im Jahre 1543 erschienen, stammt … 'De humani corporis fabrica' von dem in Italien lebenden Flamen Andreas Vesalius und die 'Cosmographie' von Sebastian Münster aus Basel.“ Das Neue in der Wissenschaft zeigte sich gleichzeitig ebenso deutlich bei der Geschichtsforschung und der Beschäftigung mit den Nationalsprachen, also auf historisch-philosophischem Gebiet. Die humanistische Geschichtsschreibung der Renaissance war die Voraussetzung für die Herausbildung der Geschichte als Wissenschaft im 17. und 18. Jh. Die Hinwendung zum Nationalen, die u.a. in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache Ausdruck fand, hing zugleich mit dem Nationalbildungsprozess zusammen. Frühe Beispiele für Akademieforschung gibt das Wirken G. Galileis in der Accademia dei Lincei, oder die von der Accademia della Crusca übernommene Aufgabe, ein Wörterbuch der italienischen Sprache zu schaffen. Der Präsident der Accademia dei Lincei, Fürst F. Cesi, hat 1611 die auf seinem Gute Acquasparte in Umbrien gefundenen Fossilien zu sammeln und zu systematisieren begonnen, es war das erstmalig bekannte Unternehmen dieser Art in der europäischen Wissenschaftsgeschichte. Im Zusammenhang mit dem untrennbar mit der Royal Society verbundenen Robert Hooke spricht G. Harig „von an der Natur interessierten Wissenschaftlern, die ihre Forschungen außerhalb des Rahmens und unabhängig von der offiziellen Wissenschaft ihrer Zeit, wie sie an den Universitäten betrieben wurde, durchführen.“[75] Dies gilt auch für die Erforschung der Gesellschaft.

75 Gerhard Harig: Die Aneignung des antiken Wissens auf dem Gebiet der Naturwissenschaft in der Renaissance, in: ders.: Schriften zur Geschichte der Naturwissenschaften, hg. von Georg Harig und Günter Wendel, Berlin 1983, S. 40-49, zit. S. 41; ders.: Robert Hooke und die Experimentalwissenschaft des 17. Jahrhunderts, in: ebd., S. 184-204, zit. S. 186.

3. Eine jede Zeit hat von gewissen Begriffen ein Eigenverständnis. In der Antike, im 16. und 17. Jh. hatte man ein anderes Verhältnis zu Akademien als heute. Jedenfalls waren es keine Forschungsinstitute im heutigen Sinne. Im 16. und 17. Jh. waren „Versammlungen, festgelegte Reglements und die Beurteilung von Erzeugnissen anderer … drei hervorstechende Merkmale“ von Akademien.[76]
   Ich habe eine Reihe von Akademien des 16. und 17. Jhs. genannt, die auf G.W. Leibniz und sein Akademieverständnis gewirkt haben dürften. Doch: „Tiefgreifende Unterschiede in den politischen und religiösen Gegebenheiten, verschiedene philosophische Traditionen und widersprüchliche (bisweilen auch entgegengesetzte) Vorstellungen von Wissenschaft führten zu einer schwer durchschaubaren (in den einzelnen Ländern unterschiedlich ausgeprägten) Verflechtung unabhängiger Gründungen von Wissenschaftlervereinigungen mit den diesbezüglichen obrigkeitlichen Interessen.“[77] Und das 16. bzw. 17. Jh. war auch wissenschaftlich von Sinnwissenschaften geprägt, die Geisteswissenschaften überwogen die Naturwissenschaften! Zu dieser Zeit dominierten in Europa Hexenprozesse und Inquisitionstribunale, der Dreißigjährige und andere Kriege sowie die Pest. Eine große Rolle spielen im 17. Jh. neben Rationalität auch Emotionalität, Magie, Alchemie und Chiliasmus. Dass Wissenschaft über Magie gesiegt hat, ist eine fehlerhafte wie auch wissenschaftlich überwundene Theorie. Dagegen ist Einbildungskraft in der Wissenschaft heute ebenso unverzichtbar wie im 16. und 17. Jh. Auch dabei haben die Begriffe Einbildungskraft und Fakten einen Bedeutungswandel erfahren.[78]
4. Seit der Antike werden „freie Künste“ (artes liberales) und „mechanische Künste“ (artes mechanicae) unterschieden. Die artes liberales sind dem freien Manne, dem Wissenschaftler, angemessen. Sie werden in den 7 Schulfächern des Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) und des Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik) behandelt. Die artes mechanicae fordern den Gebrauch der Hände, mit ihnen das Experiment. Kernfächer dieser „artes“ sind Architektur und Medizin. Insgesamt ist Arbeit und Technik aus der Philosophie und aus der Bildung

76 Rossi: Die Geburt der modernen Wissenschaft in Europa (wie Anm. 4), S. 297.
77 Ebd., S. 300.
78 Vgl. Lorraine Daston: Angst und Abscheu vor der Einbildungskraft in der Wissenschaft, in dies.: Wunder, Beweise und Tatsachen. Zur Geschichte der Rationalität, 2. Aufl., Frankfurt am Main 2003, S. 99-125.

der Freien ausgeschlossen. Sie sind Handwerkertätigkeit, so in der Medizin die Chirurgie. Auch die Mechanik wird hierher gerechnet. In der Frühen Neuzeit aber werden die artes mechanicae in die Wissenschaft einbezogen, die Praxis in die Theorie, viele bisherige Handwerkskünste werden den theoretischen Arbeiten der Gelehrten und der Humanisten gleichgestellt. Daher auch die Aufwertung der Naturwissenschaften durch Akademien, daher auch die lange dauernden Angriffe der Kirchen gegen sie.[79]

5. Mit der Akademieentwicklung ist die Herausbildung des wissenschaftlichen Fachzeitschriftenwesens eng verbunden. Einerseits haben die Akademien selbst Zeitschriften herausgegeben, andererseits regten sie solche an. Der entscheidende Grund dafür war das Bedürfnis nach schnellerer und umfassenderer wissenschaftlicher Information auf breiterer Basis, als sie der wissenschaftliche Briefwechsel bot. Im unmittelbaren Umfeld der Akademien in Paris und London entstanden das „ Journal des cavants" (1665) und die „Philosophical Transactions" (1665), die schnell europäische Bedeutung erlangten. Seit 1670 gab die Academia naturae curiosorum ihre „Miscellanea" heraus, das erste speziell naturwissenschaftlich-medizinische Periodikum überhaupt. Es wies sich durch seine Sprache – die lateinische im Unterschied zur französischen bzw. englischen – und durch seinen Titel als internationale Zeitschrift aus. Es versprach, „Medicorum in et extra Germaniam Observationes Medicas et Physicas, vel Anatomicas, vel Botanicas, vel Pathologicas, vel Chirurgicas, vel Therapeuticas, vel Chymicas" zu veröffentlichen und wandte sich „ad Celeberrimos Medicos Europae". 1682 begannen die „Acta Eruditorum" in Leipzig zu erscheinen. Der Editorenkreis wurde als eine Gelehrtengemeinschaft verstanden, als eine „Societas Collectorum Actorum Eruditorum Lipsiensis".[80] Die Beispiele ließen sich vermehren. Die Herausgabe eigener Serienpublikationen wurde zum unabdingbaren Bestandteil akademischer Arbeit.

Die eigentliche Vorgeschichte der Berliner Sozietät ist nur gut 100 Jahre alt. Sie geht etwa „Im Gegensatz zur *Royal Society* und zur *Académie des Sci-*

79 Vgl. Hans Martin Klinkenberg: Artes liberales/artes mechanicae, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hg. von Joachim Ritter, Bd. 1, Basel-Stuttgart 1971, S. 531-535; Heidelberger/Thiessen: Natur und Erfahrung (wie Anm. 28), S. 190-192; Rossi: Die Geburt der modernen Wissenschaft (wie Anm. 4), S. 54-71.

80 Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina (wie Anm. 19), S. 84; Laeven: De „Acta Eruditorum" onder Redactie van Otto Mencke (wie Anm. 30), S. 19-190.

ences … nicht auf eine Tradition organisierter Forschungsarbeit von Gelehrten oder Amateuren zurück, sondern ist letztlich das Ergebnis des Wirkens einer Einzelperson, des Universalgenies Leibniz.“[81] Dies gilt m.E. auch heute, unabhängig davon, dass wir durchaus anerkennen, dass auch etwa D.E. Jablonski oder den Zeitumständen große Verdienste bei der Installierung und Entwicklung der Berliner Sozietät zukommen. Doch Friedrich II. von Preußen, Friedrich der Große, soll von G.W. Leibniz gesagt haben, „er stelle für sich allein eine Akademie dar“.[82] Ich habe dem nicht hinzuzusetzen.

81 Kanthak: Der Akademiegedanke zwischen utopischem Entwurf und barocker Projektmacherei (wie Anm. 5), S. 90.

82 Zit. nach Bodemann: Leibnizens Plan einer Societät der Wissenschaften in Sachsen (wie Anm. 52), S. 178.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *110(2011), 41–106*

Hermann Klenner

Leibnizens Denkschriften vom 26. März 1700 „eine societatem scientiarum et artium zu fundiren“ und das Reglement der königlich-preußischen „Societät der Wißenschaften alhier“ vom 3. Juni 1710

> Große Herren sind bey gegenwärtigen zeiten selbst dergestalt embarassiret, daß nur zweyerley dinge bey ihnen verfangen wollen, praesens utilitas, vel voluptas. Wo aber der Nuzen nicht sofort mit händen zu greiffen und die bäume erst gepflanzet und nicht alsbald früchte gebrochen werden sollen da stockt es in dem die gegenwärtige noth und kriegeslast ihnen wenig zuläßet auff entlegene dinge zu gedencken, wenn sie auch noch so guth. Daher wenn man guthe gedancken nicht auff eine beßere zeit oder gar auff *die posterität verschieben will, so sehe* [ich] *fast nichts* übrig, als societäten wohlgesinneter privatorum.
>
> Leibniz, Juni 1693 (A I/9, S. 501).[1]

Herr Präsident! Liebe Leibnizianerinnen und Leibnizianer! Meine Damen und Herren!

I Vier Vorbemerkungen

1) Es war weder meine Idee noch mein Wunsch, Sie anlässlich des heutigen dreihundertsten Jahrestages des ersten Reglements unserer von Leibniz konzipierten Berliner Sozietät der Wissenschaften mit einem Vortrag zu solch einem Thema zu behelligen, und mit einer Festrede schon gar nicht. Die wohl einem Kontinuitätsbedürfnis und dem Selbstwertgefühl geschuldete Bitte des

1 Siglen–Verzeichnis s. am Ende des Beitrags, S. 106.

Präsidiums unserer Sozietät war es, die mich schließlich etwas zu tun verführte, was mir eigentlich nicht liegt. Um es unverblümt zu sagen: Wir haben es nicht nötig, uns eines großen Glanzes von hinten zu versichern – es sei denn wegen der damit verbundenen Brisanz! –, und dem erhebenden Gefühl, wie herrlich weit wir es gebracht haben, dürfte es ratsam sein zu widerstehen.

2) Sodann ist meine Kompetenz zu einem Leibniz-Vortrag von eingeschränkter, zweifelhafter Natur. Zwar verunziert meinen Kopf – wie den von Leibniz – ein Lipom (E II, 196); auch pflege ich, wie er (B 193), statt abzulesen, frei zu referieren, aber das macht den Wissenschaftler nicht aus. Wohl hat man mich wie ihn (und wie den intellektuellen Vater der Londoner Sozietät Francis Bacon auch) zum *doctor juris utriusque* promoviert, doch Leibniz selbst verstand sich zwar als gelernter Jurist, auch als Rechtsphilosoph, weit mehr aber als Mathematiker. Als Dreißigjähriger gestand er einem Hamburger Juristen ein, dass er in der Rechtswissenschaft bisher zwar vieles angefangen, nichts aber vollendet habe, doch werde er nach seinem inzwischen tieferen Studium der Mathematik auch in der *juris scientia* Besseres geben können; zwei Jahre danach schrieb er einem der bedeutendsten Juristen seiner Zeit und seines Landes: selbst wenn ihm der größte Reichtum und die höchsten Ehren versprochen werden würden, möchte er nicht dazu verurteilt sein, „die Sisyphusarbeit der Gerichtsgeschäfte wie einen Felsblock wälzen zu müssen“.[2] Seine 1667 in Frankfurt am Main publizierte *Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae* hat mit ihren mehr als zweihundert Seiten weder damals noch heute unter Juristen Furore gemacht,[3] während seine in den Leipziger *Acta Eruditorum* vom Oktober 1684 veröffentlichte *Nova methodus pro maximis et minimis* (M V, 220-226) mit ihren sieben Seiten als Grundlegung der Infinitesimalrechnung samt deren Notierung (ein langgezogenes S als Integralzeichen; ein dx als Differentialzeichen) weltberühmt wur-

2 A II/1, S. 406 (10. Mai 1776 an Vincentius Placcius); ibidem, S. 633 (Juni 1678 an Hermann Conring). – Auch der von Leibniz hochgerühmte Francis Bacon – „homo immortalis“; „divini ingenii vir“ (A VI/1, S. 296, 489; A VI/2, S. 413; A VI/4, 1480, 2064) wollte nicht als Jurist im engeren Sinn praktizieren: „It drinketh too much time, which I have dedicated to better purposes“ (Bacon, *Über die Würde und die Förderung der Wissenschaften*, Freiburg 2006, S. 712).

3 Neudruck (samt umfangreicher Einführung) von Gustav Hartmann): Glashütten 1974, ansonsten in: A VI/1, S. 259-364 (S. 362: „juris philosophus“); A VI/2, S. 25-35; vgl. auch: A VI/3, S.2749-2949. Hingegen hat seine 1683 publizierte „Meditatio juridico-mathematica de interusurio simplice“ (M VII, 125-132) damals eine korrekte Berechnung des sogenannten Zwischenzinses innerhalb bestimmter Schuldverhältnisse (zum Verständnis: § 272 im heutigen BGB) ermöglicht; vgl. Ernst Landsberg, *Geschichte der Deutschen Rechtswissenschaft*, Bd. III/1, München 1898, S. 27.

de; so auch seine Dyadik, das lediglich aus Einsen und Nullen bestehende Zahlensystem, die zu den *conditiones sine quibus non* heutiger Datenverarbeitungsanlagen zählt.[4]

Beginnend mit seiner *Dissertatio de Arte Combinatoria* von 1666 zielte Leibnizens Vision auf eine für alle Wissensgebiete gültige, nicht bloß Evidenz, sondern Irrtumslosigkeit (!) ermöglichende Arbeitsweise in Gestalt eines Rechnens auch außerhalb der Mathematik der Mathematiker.[5] Diese Zielstellung erforderte seiner Meinung nach: Mit den Methoden des Euklid nicht nur in der Physik, sondern auch in der Metaphysik zu forschen; die *ars inveniendi* wie auch die *ars judicandi* nach Art der Mathematiker in Kettenschlüssen zu betreiben, dabei weder einen undefinierten Ausdruck noch eine unbewiesene Aussage zu akzeptieren (A IV/1,S. 279); jedem Terminus ein Zahlzeichen zuzuordnen, mit dem gerechnet, also mit *absoluter* Gewissheit geschlussfolgert werden könne; *alle* Wissensgebiete gelte es soweit zu durchdenken und die Schlussfolgerungen „ebenso anschaulich zu machen, wie es die der Mathematiker sind, derart, dass man seinen Irrtum mit den Augen findet", und sich die polemisierenden Vertreter unterschiedlicher Auffassungen mit der Aufforderung: „*calculemus*!" an einen Tisch setzen, und, um zu sehen, wer recht hat, an die rechnerische Lösung des Meinungsstreites gehen können.[6] Denken, um zu entdecken wie um zu beweisen, wird so zum Kalkulieren. Erkenntnis solle nicht allein „klar" sein, sondern auch „okular", augenfällig sein. Bereits seiner eigenen „Confessio naturae contra Atheistas" hatte der zweiundzwanzigjährige Leibniz einen für die Beweisführung nicht gerade bei Theologen oder Philosophen, woandersher aber wohlbekannten Schluss-Satz hinzugefügt: „Quod erat demonstandum" [□].[7] Es endete auch seine „Demonstratio propositionum primarium" von 1671, in der er das Vorhandensein einer „prästabilierten Harmonie" aller Dinge im All, besonders zwischen Körper und Geist, Leib und Seele des Menschen, begründete, mit einem „Q. E. D" (A VI/2, S. 483). Kein Wunder, dass Norbert Wiener auf die

4 M VII, 223-243; Leibniz, *Die Hauptschriften zur Dyadik* (ed.: Hans J. Zacher), Frankfurt 1973.

5 Zum Folgenden: A VI/1, S. 163-230; M V/7-79; M VII, 49-76; W 71; Leibniz, *Kleinere philosophische Schriften*, Leipzig 1966, S. 139. – Vgl. aber (ohne Bezug auf Leibniz): Alberto Artosi, „Please Don't Use Science or Mathematics in Arguing for Human Rights or Natural Law", in: *Ratio Juris*, vol. 23 (2010), S. 311-332 .

6 F 16, 91, 492; Leibniz, *Philosophische Schriften* (ed.: Carl. I. Gebhardt), Bd. VII [1890], Hildesheim 1978, S. 200.

7 A VI/1, S. 493.

Frage, wen man sich als Schutzpatron für die Kybernetik vorstellen könne, antwortete: „Leibniz".[8]

3) Und dann sind andere mit unserer Sozietät verbundene Wissenschaftler auf ihre Weise eher mehr und jedenfalls anders für das auferlegte Thema qualifiziert. Um einige zu nennen: So hat Hans Heinz Holz schon vor Jahrzehnten Leibnizens Sozietäts-Denkschriften ebenso wie dessen metaphysische Abhandlungen ediert und ihm neuerdings in seiner dreibändigen Problemgeschichte der Dialektik einen Ehrenplatz zugewiesen.[9] – Holzens Doktorvater Ernst Bloch, zwischen 1955 und (Schande über uns!) 1961 Ordentliches Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, hat in seinen Leipziger Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie Leibniz als einen „ungeheuren Sämann, der im Morgenwind des Bürgertums seine Gedanken ausstreut, deren Frucht bei vielen heute noch nicht aufgegangen ist", bewundert, auch wenn er über dessen *Theodicée* von 1710 mit ihrer Rechtfertigung eines angeblich allwissenden, allmächtigen und allgütigen Gottes (T II, 315-321) samt ihrer Konsequenz, dass wir in der besten aller möglichen Welten leben (T I, 219), den Stab brach: die einzige Rechtfertigung Gottes bestehe darin, dass er gar nicht existiert![10] – Helmut Seidel hatte in seinen Vorlesungen zur Geschichte der Aufklärungsphilosophie Klarheit bei den Worten und Nutzen bei den Dingen als den Kern von Leibnizens Theorie/Praxis-Problematik herausgearbeitet.[11] – Conrad Grau, der ebenfalls bereits von uns Gegangene, hatte einen Großteil seines Lebenswerkes in den Dienst unserer Akademiegeschichte gestellt: eine Auswahlbibliographie nennt allein dreißig seiner einschlägigen Publikationen.[12] – Hans-Stephan Brather hat in seiner 1993 im Berliner Akademie-Verlag unter dem Titel: *Leibniz und seine Akademie* publizierten Monographie (deren grundlegende Teile noch vom Philosophischen Institut der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR als Habilitationsschrift angenommen worden waren) eine kommentierende

8 Norbert Wiener, *Cybernetics*, Cambridge, Mass. 1962, S. 12: „If I were to choose a patron saint for cybernetic… I should have to choose Leibniz". Vgl. auch: Rolf Wernstedt (ed.), *Leibniz in der Gegenwart*, Hannover 2010.

9 P II/21-47, 86-93; Q 56-172, 194-319. – Hans Heinz Holz, *Leibniz*, Frankfurt 1992; Holz, „Leibniz und das commune bonum", in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 13, Jg. 1996, Heft 5, S. 5-25; Holz, *Einheit und Widerspruch,* Bd. 1, Stuttgart 1997, S. 261- 453.

10 Ernst Bloch, *Neuzeitliche Philosophie I*, Frankfurt 1985, S. 124, 173.

11 Helmut Seidel, *Von Francis Bacon bis Jean-Jacques Rousseau*, Berlin 2010, S. 149-160, 199-214.

12 Vgl. Conrad Grau, *Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrtengesellschaft in drei Jahrhunderten*, Heidelberg 1993, S. 265.

Quellenedition allerersten Ranges vorgelegt. – Hubert Laitko hat das Spannungsfeld zwischen den Idealitäten und den Realitäten der Akademieforschung in Berlin aufgebrochen, denn die Verhältnisse waren nicht immer einer „himmelstürmenden Programmatik“ gewogen.[13] – Dieter Herrmann haben wir eine Darstellung der Berliner Astronomiegeschichte zu danken, aus der sich natürlich ergibt, dass die Sternwartengründung nicht nur der Sozietätsgründung vorausging, sondern diese ohne jene nicht zu haben gewesen wäre.[14] – Herbert Hörz bewies in seiner Grundlegung einer dialektischen Theorie der Wissenschaftsentwicklung die multivalente Bedeutung der Wissenschaft als Kultur-, Produktiv-, Human- wie auch als Sozialkraft.[15] – Siegfried Wollgast beackert wie niemand sonst in unseren Landen den geistigen Boden, auf dem die deutschen Großdenker des 17. und 18. Jahrhunderts wuchsen.[16] – Helga Schultz hat in ihrer Sozialgeschichte der Residenz Berlin zwischen 1650 und 1800 die sozialen und personalen Bedingungen ausgebreitet, die das Etablieren der hiesigen kurfürstlich-brandenburgischen und später königlich-preußischen Sozietät der Wissenschaften ermöglichten.[17] – John Desmond Bernal schließlich, seit 1962 Auswärtiges Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, bot in seinen beiden wissenschaftshistorischen und -soziologischen Monographien (von denen die zuletzt genannte von unserem im vorigen Jahr verstorbenen Mitglied Helmut Steiner herausgegeben wurde) so reichhaltige wie unverzichtbare Einsichten in die materiellen und ideellen Produktivitätsbedingungen und -verhältnisse europäischer Wissenschaftsentwicklung und Akademiegründungen, dabei natürlich auch Leibniz würdigend, selbst wenn er ihn für einen mittelalterli-

13 Hubert Laitko (u.a.), *Wissenschaft in Berlin*, Berlin 1987; Laitko „Betrachtungen zum Problem akademiespezifischer Forschung“, in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 3, Jg. 1995, Heft 3, S. 19-38; Laitko, „Theoria cum praxi. Anspruch und Wirklichkeit der Akademie“, in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 45, Jg. 2001, Heft 2, S. 5-57; Laitko, „Die Akademie im gesellschaftlichen Wandel“, in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 81, Jg. 2005, S. 19-57.

14 R 395 ff.; Dieter Herrmann (ed.), *Die Geschichte der Astronomie in Berlin*, Berlin 2002.

15 Herbert Hörz, *Wissenschaft als Prozess*, Berlin 1988, S. 64-81.

16 Siegried Wollgast, *Zur Stellung des Gelehrten in Deutschland im 17. Jahrhundert*, Berlin 1984; Wollgast, *Philosophie in Deutschland zwischen Reformation und Aufklärung*, Berlin 1993; Wollgast, *Oppositionelle Philosophie in Deutschland*, Berlin 2005; Wollgast, *Zur Frühen Neuzeit*, Berlin 2007.

17 Helga Schultz, *Berlin 1650-1800*, Berlin 1987; vgl. auch: Ingrid Mittenzwei / Erika Herzfeld, *Brandenburg-Preußen 1648-1789*, Berlin 1987, S. 174; Conrad Grau, „Die Berliner Akademie der Wissenschaften und die Hugenotten“, in: Sibylle Badstübner (u.a.), *Hugenotten in Berlin*, Berlin 1988, S. 327-362; Adolf Laube (u.a.), *Deutsche Geschichte*, Bd. 3, Berlin 1983, S. 363-418.

chen Denker hielt.[18] – Nicht soll verschwiegen werden, dass Hans-Peter Schneider sich des Stellenwertes der juristischen Schriften von Leibniz angenommen hat,[19] Eberhard Knobloch und Herbert Breger des der mathematischen.[20]

4) Um meine Vorbemerkungen abzuschließen: In Ludwig Feuerbachs Leibniz-Monographie von 1837 findet sich die Behauptung, dass man John Locke – mit dessen *Essay concerning Human Understanding* von 1690 sich Leibniz in seinem dialogischen Großkommentar von 1704/1765: *Nouveaux Essais sur l'entendement humain* (A VI/6, S. 43-527) auseinandergesetzt hatte – schlechthin nicht missverstehen könne.[21] Es fällt schwer, die provokante Inverse zu unterdrücken, dass im Unterschied dazu, Leibniz, der Enzyklopädist, eigentlich von niemandem verstanden werden kann! Jedenfalls dürfte es heutzutage wohl kaum einen wirklichen Wissenschaftler geben, der den Gegenbeweis anzutreten wagen würde und, sich an dem Autodidakten in fast allem: Leibniz messend, Subalternitätsgefühle zu vermeiden wüsste. Der- oder diejenige müsste nämlich über die Universalität des Wissens der Leibniz-Zeit verfügen, also in all den Fachgebieten zu Haus (und dabei stets auf der Suche nach Neuem) sein, in denen der damalige *homo universalis* es auch war: in der Jurisprudenz, Mathematik, Philosophie, Theologie, Logik, Linguistik, Historik, Psychologie, Statistik, Musikologie, Physik, Astronomie, Geologie, Technik, Chemie, Biologie, Medizin. Und dann war ja Leibniz auch noch Bibliothekar, Wissenschaftsorganisator, Politiker, Diplomat, Staatsmann und – Dichter. Professor war er allerdings nicht.

18 John Desmond Bernal, *Die Wissenschaft in der Geschichte*, Berlin 1967, S. 329, 673, 882; Bernal, *Die soziale Funktion der Wisssenschaft*, Berlin 1986, S. 204, 208. vgl. Helmut Steiner, *Wissenschaft für die Gesellschaft. Leben und Werk des Enzyklopädisten John D. Bernal*, Berlin 2003. Vgl. auch: Paolo Rossi, *Die Geburt der modernen Wissenschaft in Europa*, München 1997, S. 68, 209, 262, 306.

19 Vgl. Hans-Peter Schneider, *Justitia universalis. Quellenstudien zur Geschichte des christlichen Naturrechts bei Leibniz*, Frankfurt 1967, wobei er (S. 115, 477) Leibnizens *Théodicée* [„Gottesrechtslehre"!] für ein vor allem *recht*sphilosophisches Werk hält; vgl. auch: Schneider, „Leibniz und die preußische Justizreform im 18. Jahrhundert", in: *Studia leibnitiana*, Sonderheft 16, Stuttgart 1990, S. 281-296.

20 Eberhard Knobloch, „Leibniz und sein mathematisches Erbe", in: *Mitteilungen der mathematischen Gesellschaft der DDR*, Bd. 1, Berlin 1987, S. 7-35; Knobloch, „Mathmatics at the Prussian Academy of Sciences", in: *Mathmatics in Berlin*, Berlin 1998, S: 1-8; Knobloch, „Die Wissenschaften an der Berliner Akademie", in: Dina Edmundts (ed.), *Kant und die Berliner Aufklärung*, Wiesbaden 2000, S. 30-39. Vgl. auch: Herbert Breger, „Leibniz und die Mathematik", in: G. Banse / W. Küttler / R. März (ed.), *Die Mathematik im System der Wissenschaften*, Berlin 2009, S. 13-19.

21 Ludwig Feuerbach, *Gesammelte Werke*, Bd. 3, Berlin 1969, S. 3.

II Quellen

1) Die akademischen und Lebensdaten sämtlicher Mitglieder der hier in Rede stehenden Sozietät sowie deren Strukturen und Leitungen können dem von Werner Hartkopf alphabetisch geordneten Index: *Die Berliner Akademie der Wissenschaften. Ihre Mitglieder und Preisträger 1700 – 1990*, Berlin 1992, entnommen werden. Was die Briefe, Aktenstücke und Urkunden anlangt, die den sich über Jahrzehnte hinziehenden Konzeptions- und Gründungsprozess der Berliner Sozietät der Wissenschaften dokumentieren, so sind nach wie vor die im Band 2 der von Adolf Harnack auftragsgemäß publizierten *Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften*, Berlin 1900, nachgedruckten Nummern 1-130 ebenso unverzichtbar wie die von ihm drei Jahre zuvor herausgegebenen *Berichte des Secretars der Brandenburgischen Societät der Wissenschaften J. Th. Jablonski an den Präsidenten Leibniz (1700–1715) nebst einigen Antworten von Leibniz*, Berlin 1897. Diese Materialien haben ihre komprimierende Ergänzung gefunden in den von Werner Hartkopf und Gert Wangermann herausgegebenen *Dokumenten zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1700 bis 1990*, Berlin 1991 (Nr. 1-3 und 15-27), sowie, umfassend kommentiert und erforderlichenfalls ins Deutsche übersetzt, in den von Hans-Stephan Brather edierten Quellen zur Geschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften von 1697 bis 1716: *Leibniz und seine Akademie*, Berlin 1993. Im Übrigen steht der Forschung das hervorragend geführte Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zur Verfügung.

2) Gänzlich anders sieht es mit Leibnizens eigener literarischer Hinterlassenschaft aus. Noch immer – und das auf weitere Jahrzehnte hin – ist sie nicht zur Gänze veröffentlicht. Der Graphomane hat selbst wenig publiziert, wenn auch entschieden mehr als Baruch de Spinoza. Der Zölibatär – wie jener es war (aber auch seine Mit- und Gegenspieler Isaac Newton und John Locke) – hinterließ jedoch ein gigantisches Erbe. Mutmaßte ein Zeitzeuge: „Einige Millionen kleiner Zettel, davon eine ungeheure Menge wenig über einen Finger lang und breit ist, unter denen wohl mehr als die Hälfte unnütz seyn mag“ (E II, 126). Heutigentags sind jedenfalls nicht weniger als 30.000 Abhandlungen, Aufzeichnungen und Exzerpte sowie mehr als 15.000 Briefe an 1100 Adressaten in 160 Orten von 16 Ländern (es ist dies die umfangreichste Korrespondenz des 17. Jahrhunderts und der *République des Lettres*!) überlie-

fert.[22] Dass dieser seiner Nachwelt hinterlassene Reichtum dem Zahn der Zeit zum Trotz erhalten blieb, ist zunächst der Ordre seines inzwischen auch noch zum englischen König anvancierten Landesherrn in Hannover zu verdanken, der bereits einen Tag nach dem Tod seines (wie auch Preußens und Russlands) Geheimen Justizrates Leibniz – der doch vor allem Privatgelehrter war! – dessen Nachlass versiegeln und schließlich einige Wochen später die diesem zugehörigen Elaborate und Korrespondenzen mitsamt Rechenmaschine und Privatbibliothek (mit zahlreichen Notizen in vielen seiner Bücher) – nicht aber dessen Barschaft und Wertpapiere – zugunsten der kurfürstlichen (heute: Niedersächsischen Landes-) Bibliothek konfiszieren ließ (R 615); dort liegen sie forschungsfreundlich wohlverwahrt bis zum heutigen Tag.

Es hat internationaler Anstrengungen bedurft, um eine vollständige Leibniz-Ausgabe auf den Weg zu bringen: Auf ihrer ersten, der Pariser Tagung von 1901, an der von deutscher Seite die Akademiemitglieder Theodor Mommsen und Hermann Diels teilnahmen, beauftragte die Internationale Association der Akademien der Wissenschaften Preußens Wissenschaftsakademie, das Gesamtwerk von Leibniz auf historisch-kritische Weise zu edieren (A I/1, S. XXVI). Das dafür angefertigte Verzeichnis der vor allem in Hannover archivierten Leibniz-Handschriften hätte einen Katalog von etwa zehn Bänden ergeben, wurde aber leider nicht gedruckt. Immerhin konnte 1923 der erste Band des angeregten Monumentalwerkes publiziert werden. Die nunmehr von der Berlin-Brandenburgischen und der Göttinger Akademie der Wissenschaften zu verantwortende und vom Berliner Akademie-Verlag betreute Edition von: Leibniz, *Gesammelte Schriften und Briefe* (gedruckt ausschließlich in der jeweils von ihm verwendeten Sprache) wurde im Verlauf der Zeit auf gegenwärtig Acht Reihen mit insgesamt mehr als einhundert Bänden konzipiert, von denen dreihundert Jahre nach seinem Ableben freilich weniger als die Hälfte vorliegen,[23] damit bis jetzt nur einen Teil seiner bis Oktober 1716 währenden Lebensarbeit abdeckend, wie im Nachfolgen-

22 Vgl. Eduard Bodemann, *Die Leibniz-Handschriften der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Hannover*, Hildesheim 1966; Bodemann, *Der Briefwechsel des Leibniz*, Hildesheim 1966; Erich Barke (ed.), *Leibniz neu denken*, Stuttgart 2009, S. 9; Gerd van den Heuvel, *Leibniz im Netz. Die frühneuzeitliche Post als Kommunikationsmedium in der Gelehrtenrepublik um 1700*, Hameln 2009, S. 4.

23 Vgl. Herbert Breger, „Bericht über das Leibniz-Archiv in Hannover“ [und die inzwischen auf 108 Bände geplante Akademie-Ausgabe von Leibnizens *Gesammelten Schriften und Briefen*], in: Hans Poser (ed.), *VII. Internationaler Leibniz-Kongress. Nihil sine ratione*, Nachtragsband, Hannover 2002, S. 65-72.

den bei jeder einzelnen Reihe der (teilweise digitalisierten) Akademie-Ausgabe vermerkt ist:

Reihe I: Allgemeiner, politischer und historischer Briefwechsel, Bd. 1-21 plus Suppl.-Band (1668 bis Dezember 1702);
Reihe II: Philosophischer Briefwechsel, Bd.1-2 (1663 bis 1694);
Reihe III: Mathematischer, naturwissenschaftlicher und technischer Briefwechsel, Bd.1-6 (1672 bis Juni 1696);
Reihe IV: Politische Schriften, Bd.1-6 (1667 bis1697);
Reihe V: Historische und sprachwissenschaftlichen Schriften, bisher kein Band;
Reihe VI: Philosophische Schriften, Bände 1- 4 (1663 bis Juni 1690), sowie Band 6 (*Nouveaux Essais*);
Reihe VII: Mathematische Schriften, Bd.1-5 (1672 bis 1676);
Reihe VIII: Naturwissenschaftliche, medizinische und technische Schriften, Bd. 1 (1668 bis 1676).

Es bleibt also gar nichts anderes übrig, als in Ergänzung zu der im Erscheinen begriffenen Akademie-Ausgabe mit ihren Acht Reihen andere Leibniz-Editionen heranzuziehen, wie sie dem im Anhang aufgelisteten Literaturverzeichnis entnommen werden können.

Für eine Anthologie der von Leibniz verfassten Gedichte – beginnend mit einem von ihm als dreizehnjähriger Schüler auch selbst vorgetragenen Pfingstpoem von 300 Hexametern (in Latein!) und endend in seinem Todesjahr mit Versen für eine Äbtissin – hat sich hingegen bisher noch kein Herausgeber und/oder Übersetzer gefunden. Es handelt sich um (gelegentlich sogar von anderen bei ihm bestellte) Gebrauchslyrik, beispielsweise über Jesus am Kreuze, auf des Cheruskers Sieg über Varus, auf Martin Luther, auf den neugewählten Papst Alexander VIII., auf den Tod von Englands Queen Mary, auf den Tod von Spaniens König Karl II., auf die Umwandlung der brandenburgischen Kurfürsten- in die preußische Königswürde (wodurch aus einem Friedrich III. ein Friedrich I. wurde), auf den Tod von Preußens Königin Sophie Charlotte (in 29 Strophen!), auf den Tod des Professors der Beredsamkeit und Geschichte Christof Cellarius aus Halle, auch auf den Tod des Papageien der Madame de Scudery.

Zu den die Edition einer historisch-kritischen Gesamtausgabe wie die dadurch erst ermöglichende Rezeption der gedanklichen Erbschaft des wohl einzigen Universalgelehrten Deutschlands und des vielleicht letzten der Welt in ihrer Ganzheit komplizierenden Gegebenheiten gehört gewiss, dass Leibniz (aus Prinzip!) ein Gelehrtensprachler war: annäherungsweise 40% des

von ihm Geschriebenen liegen in der lingua *Europæa universalis* Latein vor, 30% in französisch, 15% in deutsch, der Rest in italienisch, englisch und niederländisch. Also hinterließ der in Sachsens Leipzig geborene Polyhistor 85% seines, wie etwas despektierlich gesagt wurde,[24] „Heuschobers voller Annalen, Gutachten, Aide-mémoirs, Katalogen und Miszellaneen" einer ratlosen Welt in einer ihm von Haus aus fremden, von ihm autodidaktisch erlernten Sprache. Und dabei hatte er doch selbst auch schon mal vorgeschlagen, das zum Wissenschaftler- und Theologengebrauch übliche Latein durch die (immer noch im Entstehen begriffene) Nationalsprache der Deutschen zu ersetzen: „Alles studiren und lesen soll künfftig meistentheils in teutschen büchern geschehen, auch was man schreibt, teutsch antworten. Im reden und schreiben muss man sich zu kurzen wohl geschlossenen periodis gewöhnen, die flickwörther meiden, denen wörthern liecht und krafft geben. Allezeit also reden, wie es gleich zu papier gebracht werden könnte. Die gebreuchlichsten formeln und redensarten sich wohl einbilden, damit sie ungezwungen und von selbsten fließen".[25] Obendrein hatte er eine ausführliche „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, samt beygefügten Vorschlag einer teutschgesinnten Gesellschaft" verfasst.[26] Und ein Spottgedicht auf die Nachahmer der Franzosen (A IV/3, S. 834) sowie folgende Verse hatte er ebenfalls gereimt: „Was lobt man viel die Griechen, / Sie müssen sich verkriechen, / Wenn sich die teutsche Muse regt. / Was sonst die Römer gaben, / Kann man zu Hause haben, / Nachdem sich Mars bei uns gelegt" (A IV/1, S. 529). – Eine Gesamtausgabe des bedeutendsten deutschen Philosophen vor Kant, Hegel, Marx und Nietzsche in seiner und unserer Muttersprache ist bisher noch nicht einmal vorgeschlagen worden.

Die gegenwärtig beste Zusammenstellung aller zu Leibnizens Lebzeiten und aus dem Nachlass bis in die Gegenwart erschienenen Einzel- und Gesamtausgaben seiner Werke und Briefe, der Übersetzungen in andere Sprachen, sowie ein Bericht über sein Leben, seine Lehre (samt Inhaltsangaben seiner Monographien und kleineren Publikationen) sowie deren Wirkung auf die Autoren der verschiedenen Wissensgebiete einschließlich der wichtigsten

24 Hans Magnus Enzensberger, *Mausoleum. Balladen aus der Geschichte des Fortschritts*, Frankfurt 1994, S. 27.

25 A VI/4, S. 2703. Vgl. die neueren Editionen: Leibniz, *Ermahnung an die Deutschen*, Darmstadt 1967, sowie: Leibniz, *Unvorgreifliche Gedanken*, Stuttgart 1983.

26 A IV/3, S. 795-820; vgl. auch A IV/6, S. 528-565: „Unvorgreiffliche Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache".

Literatur über Leibniz und dessen Gedankenwelt findet sich in dem von Friedrich Überweg begründeten, von Helmut Holzhey herausgegebenen und völlig neubearbeiteten Grundriss der Geschichte der Philosophie: *Die Philosophie des 17. Jahrhunderts*, Bd. 4: *Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation*, ed.: Helmut Holzhey / Wilhelm Schmidt-Biggemann, Basel 2001, S. 999-1160.

Leibnizens Primärliteratur ist bisher am vollständigsten erfasst bei Emile Ravier, *Bibliographie des œuvres de Leibniz*, Paris 1937 (ND: Hildesheim 1966), 704 Seiten. Die Sekundärliteratur zu und über Leibniz hat längst enzyklopädische Ausmaße angenommen; deren Autoren und Titel sind in einer von Kurt Müller begründeten und von Albert Heinekamp herausgegebenen, gutgegliederten zweibändigen *Leibniz-Bibliographie* auf insgesamt mehr als eintausend Seiten erfasst (Bd.1 bis 1980, Bd. 2 von 1981 bis 1990 reichend), Frankfurt 1984/96; jährliche Nachträge zur Primär- und Sekundärliteratur finden sich in den seit 1969 erscheinenden *Studia Leibnitiana*, auch in deren *Supplementa*; vgl. ferner:www.leibniz-bibliographie.de.

Eine Chronik zu: *Leben und Werk von Gottfried Wilhelm Leibniz* (bearbeitet von Kurt Müller und Gisela Krönert, Frankfurt 1969), vom 1. Juli 1646 bis zum 14. Dezember 1716 reichend und durch zusätzliche Verzeichnisse der erwähnten Werke, Korrespondenzen, Personen, Orte und Länder zu erschließen, ist ein unentbehrliches Hilfsmittel, präziser als die meisten Leibniz-Biographien und Gesamtdarstellungen seiner Gedankenwelt, von denen wenigstens die wichtigsten genannt seien: Johann G. Eckhart [1717], Hildesheim 1982; Carl G. Ludovici [1737], Hildesheim 1966; Johann A. Eberhard [1795], Hildesheim 1982; Ludwig Feuerbach [1837], Berlin 1969; Gottschalk E. Guhrauer [1846], Hildesheim 1966; Kuno Fischer [1855], Wiesbaden 2009; Bertrand Russell [1900], Oxford 1975; Ernst Cassirer [1902], Hildesheim 1980; Hermann Schmalenbach [1921], Aalen 1973; Kurt Huber [1951], München 1989; I. M. Lange, Leipzig 1947; Aron Gurwitsch, Berlin 1974; Waldemar Seidel, Leipzig 1975; Konrad Moll, Stuttgart 1978/1996; George M. Ross, Oxford 1984; (als bisher beste und quellennächste:) Eric Aiton [Bristol 1985], Frankfurt 1991; Reinhard Finster / Gerd v. d. Heuvel [1990], Reinbek 2010; Hans H. Holz, Frankfurt 1992; Eike Chr. Hirsch, München 2007. Ferner sind über Leibniz zumindest vier Romane geschrieben worden: Egmont Colerus, *Leibniz. Der Lebensroman eines weltumspannenden Geistes* [1934], Wien 1986; Christa Johannsen, *Leibniz. Roman seines Lebens* [1966], Berlin 1976; Manfred Richter, *Legende Lövenix. Ein ungesicherter Bericht über die Liebe* [zu Soscha = Preußens Königin Sophie Charlotte] *und andere*

Merkwürdigkeiten im Leben des Gottfried Wilhelm Leibniz (mit einem Geleitwort von immerhin Hans-Jürgen Treder, unserem verstorbenem Mitglied), Berlin 2004; Renate Feyl, *Aussicht auf bleibende Helle. Die Königin und der Philosoph*, Köln 2006. Sogar eine bildkünstlerische Auseinandersetzung mit Leibniz gibt es: Ruth Tesmar, *Briefe an Leibniz*, Berlin 1998 (eingeleitet von Dieter Simon, dem damaligen Präsidenten der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften zur Ausstellungseröffnung am Gendarmenmarkt).

Weiterhin stehen aus neuerer Zeit zur Verfügung: Reinhard Finster (u.a.), *Leibniz Lexicon*, Hildesheim / New York, 1988 (printed philosophical register with large contexts in der jeweiligen Originalssprache nach Gebhardts siebenbändiger Ausgabe von Leibnizens *Philosophischen Schriften*, Berlin 1875-1890); Stuart Brown / N. J. Fox (ed.), *Historical Dictionary of Leibniz's Philosophy*, Oxford 2006; Annette Antoine (ed.), *Leibniz-Zitate*, Göttingen 2007.

III Leibnizens Sozietäten-Chronik

„Es scheinet, dass anjetzo ein saeculum sei, da man zu Sozietäten Lust hat", lesen wir bei Leibniz (P II/83). Und jedenfalls hatte er selbst zeitlebens viel Lust zu und auf Sozietäten.[27] Mehr als ein Dutzend verschiedene Sozietäts-Vorhaben lassen sich nennen, für die er Ideen zu liefern Lust hatte. Und dann war er ja auch selbst noch Mitglied einiger Sozietäten bzw. Akademien.

Nachfolgend werden Leibnizens Sozietäts-Ideen und -Tätigkeiten (sowie in einem IV. Abschnitt seine eigenen und die wichtigsten Beiträge anderer Personen und Ämter innerhalb des Entstehungsvorgangs der Berliner Sozietät der Wissenschaften) chronologisch erfasst. Der Gleichmäßigkeit des Zeitablaufs wegen werden sämtliche Daten nach dem gregorianischen Kalender von 1582 angegeben, obwohl dieser, anders als für die katholischen Länder Deutschlands, für dessen evangelische Territorien durch das *Conclusum* des *Corpus Evangelicorum* (der dem Reichstag des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation angehörenden Gesandte der Augsburger Konfession) zu

27 Vgl. die bibliographischen Angaben bei: Albert Heinekamp (ed.), *Leibniz-Bibliographie*, Bd.1, Frankfurt 1984, S. 91-99; Bd. 2, Frankfurt 1996, S. 21-23, sowie: Wilhelm Totok, „Leibniz als Wissenschaftsorganisator", in: Totok/Haase, *Leibniz – Sein Leben, Sein Wirken, Seine Welt*, Hannover 1966, S. 293-320; Werner Schneiders, „Sozietätspläne und Sozialutopie bei Leibniz", in: *Studia Leibnitiana*, Bd. VII, 1975, S. 58-80; Gerhard Kanthak, *Der Akademiegedanke zwischen utopischem Entwurf und barocker Projektemacherei*, Berlin 1987.

Regensburg erst ab dem Jahre 1700 anerkannt wurde, wonach die dem 18. Februar dieses Jahres folgenden elf Tage auszulassen waren, der Kalender also vom 18. Februar auf den 1. März vorgerückt wurde.[28]

1663

Der am Sonntag, den 1. Juli (21. Juni alten Stils) 1646, in Leipzig geborene Leibniz wird als Student an der Jenenser Universität Mitglied der dortigen *Societas quaerentium*, einer unter dem Vorsitz des Mathematikprofessors Erhard Weigel wöchentlich über alte und neue Bücher diskutierenden Gesellschaft von Professoren und Studenten (G I, 33; J 33).

1665

Leibniz wird als Student an der Leipziger Universität Mitglied einer von jungen Gelehrten gegründeten *Societas conferentium*, übernimmt das Amt des „Fiskals" (Kassenprüfers) und hält dort den Vortrag „De collegiis", in dem er unter Hinweis auf Thomas Hobbes, *De cive*, I/2, definiert: „Societas est corpus ex una persona civili tamquam anima et multis naturalibus tamquam membris constans" (A VI/2, S. 4-13).

1666

Leibniz wird in Nürnberg für ein Vierteljahr Mitglied und Sekretär einer alchemistischen Gesellschaft (E I, 26; G I, 46).[29]

1669

Leibniz konzipiert in 50 Paragraphen eine der Vervollkommnung des Menschengeschlechts dienende mönchisch oder/auch freimaurerisch anmutende Gelehrtengemeinschaft: *Societas Philadelphica* (A IV/1, S. 552-557; P II, 21-27).

Leibniz konzipiert in 19 Artikeln eine auf die friedliche Zusammenführung der drei christlichen Konfessionen und Kirchen zielende *Societas confessionum conciliatrix* (A IV/1, S. 557-559; P II, 28-31).

1670

Leibniz schlägt dem Statthalter von Mainz vor, eine *Societatem eruditorum Germaniae* mit der hauptsächlichen Aufgabe einer Ordnung des gesamten Bücherwesen im Reich einzurichten (A I/1, S. 54).

---

28 Abdruck des *Conclusum*–Textes vom 23. September 1699 in: H II, 58; vgl. auch H I, 64 ff.

29 Vgl. George M. Ross, „Leibniz and the Nuremberg Alchemical Society", in: *Studia leibnitiana*, Bd. VI, 1974, S. 222-248; Ross, *Gottfried Wilhelm Leibniz* [Oxford 1984], Bad Münder 1990.

1671

Leibniz widmet seine *Hypothesis physica nova*, Mainz 1671, 74 S. (deutsch: Frankfurt 1680), der *Royal Society of London for Improving of Natural Knowledge* (A VI/2, S. 221-257).

Leibniz widmet seine *Theoria motus abstracti seu Rationes motuum*, Mainz 1671, 33 S., der *Académie Royale des Sciences* zu Paris (A VI/2, S. 258-276).

Leibniz konzipiert in 25 Paragraphen den *Grundriß eines Bedenckens von aufrichtung einer Societät in Teütschland zu auffnehmen der Künste und Wißenschafften*, in der diejenigen, die die Macht haben, und diejenigen, die Verstand haben, zusammengeführt werden, damit „die ingenia der Deutschen nach dem Exempel aller ihrer Nachbarn aufgemuntert, eine mehrere Konspiration und engere Korrespondenz erfahrner Leute erwecket, viele schöne nützliche Gedanken, Inventionen und Experimente […] erhalten und zunutz gemachet, Theorici Empiricis felici connubio conjugieret werden“ (A IV/1, S. 530-543; P II/32-47); in einer zweiten Version dieses *Grundrisses* (ibidem) wird vor allem auf die dadurch zu erreichende Verbesserung der Künste, Wissenschaften, Literatur, des Buchwesens, der Medizin und Chirurgie, der Manufakturen, des Handwerks, des Handels und der Banken verwiesen.

Leibniz konzipiert in einem weiteren Entwurf von 25 Paragraphen ein *Bedencken von aufrichtung einer Academie oder Societät in Teütschland zu Aufnehmen der Künste und Wißenschafften* (A IV/1, S. 543-552; P II, 48-59).

Leibniz notiert Gedanken über *Societät und Wirtschaft*, um einen Mangel vieler Republiken aufheben zu helfen, „welcher darin bestehet, dass man einen jeden sich ernähren lasset, wie er kann und will, er werde reich mit hundert anderer Verderben oder stoße hundert andere mit um (A IV/1, S. 559-561; P II/127-130).

Leibniz konzipiert eine *Societät Gottgefällig*, um den „Armen Arbeit zu schaffen, sie also vorm Bettelstab, diebstahl, rauben, in Krieg lauffen oder in Kloster geben“ abzuhalten (A IV/1, S. 561-562).

1673

Am 1. Februar demonstriert Leibniz in einer Sitzung der Londoner *Royal Society* die Arbeitsweise seiner hölzernen Rechenmaschine,[30] bittet am 20. Fe-

30 Vgl. Leibniz, „Brevis descriptio Machinae Arithmeticae cum figura“, in: *Miscellanea Berolinensia ex scriptis Societati Regiae Scientiarum*, Berlin 1710, S. 317-319 (deutsch in: B 285-290).

bruar um Aufnahme und wird ein Jahr nach Isaac Newton am 19. April einstimmig zum Mitglied gewählt (G I, 170; J 73-79; A III/1, S. 33).

1675

Am 9. Januar demonstriert Leibniz die Arbeitsweise seiner Rechenmaschine in einer Sitzung der Pariser *Académie Royale* (E II, 204-209; A I/1, S. 495; J 86; R 66).

Leibniz schlägt zur Belehrung und Unterhaltung der Franzosen die Einrichtung einer *Académie des représentations* mit Varieteevorführungen und Theateraufführungen vor (A IV/1, S. 567).

1678

Leibniz entwirft Pläne zum besseren Ausbau der Bergwerke im Harz, aus deren Ertrag eine Societät zur Förderung der Wissenschaft und Kunst für Deutschland in Hannover gegründet werden könnte (A I/2, 81, 121,155).

Leibniz skizziert Gedanken zu einer sich der krankenpflegerischen Nächstenliebe widmenden *Societas sive ordo caritatis* (A IV/3, S. 847-849).

Leibniz konzipiert eine sich der Lobpreisung Gottes und dem Studium der Naturgeheimnisse widmende, sowie den Armen kostenlose medizinische Versorgung gewährende *Societas Theophilorum ad celebrandas laudes Dei opponenda gliscendi per orbem atheismo* (A IV/3, S. 849-852; J 131).

1679

Leibniz schlägt Herzog Johann Friedrich von Braunschweig–Lüneburg die Einrichtung einer *Akademie* vor, um den Plan einer Begriffsschrift, seiner „Characteristica universalis“, zu verwirklichen (A I/2, S. 155-157).

Leibniz entwirft eine *Ermahnung an die Teutsche, ihren verstand und sprache besser zu üben, sammt beygefügten vorschlag einer Teutsch gesinten Gesellschaft* (A IV/3, S. 795-820; P II, 60-80).

1689

Leibniz wird Mitglied der *Accademia fisiko-mathematica* in Rom (G II, 89; K 186; R 234).

1691

Leibniz kontaktiert den Präsidenten der *Academia naturae curiosorum Leopoldina* Johann Georg Volckammer (A III/5, S. 156).

1692

Leibniz unterstützt die Gründung einer Rechnung liebenden Gesellschaft in Hamburg (L 117).

1693

Im Juni schreibt Leibniz dem Assessor am Reichskammergericht Huldreich von Eyben: Da die großen Herren nur an Sachen von augenblicklichem Nutzen oder aber an Vergnügungen interessiert seien, bleibe, was Sozietäten betrifft, bloß noch die Hoffnung auf wohlgesinnte Privatleute (A I/9, S. 501).

Leibniz skizziert Gedanken „Über die Finanzierung einer Akademie durch Seidengewinnung“ (A IV/5, S. 587-590).

1696

Leibniz regt am 14. Dezember die Gründung einer *Academie Teutonique*, einer *Teutsch gesinneten Genossenschaft* an, die sich unter der Leitung des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel der Pflege der deutschen Sprache widmen solle (A I/13, S. 105).

1700

Am 26. Januar wird Leibniz Mitglied der *Académie Royale des Science* zu Paris (Abdruck des vom Präsidenten der Akademie Jean-Paul Bignon und deren Sekretär Fontenelle unterzeichneten Aufnahmediploms für Leibniz vom 13. März 1700 in: B 329).

Am 11. Juli unterzeichnet der Brandenburger Kurfürst die von Leibniz entworfene Stiftungsurkunde: *Diploma fundationis Societatis scientiarum Berolini*, mit der Friedrich III. „eine sichere Societet der Scientien fundiret und stiftet“ und sich selbst zu ihrem Protectore erklärt (H I, 93-94; D 223-225; B 87-89).

Auf den 12. Juli ist das von Friedrich III. unterschriebene Bestallungsdiplom für „Gottfried Wilhelm von Leibnitz“ als *Praeside bey der Societate Scientiarum Brandenburgica* datiert (H II, 115-116; D 225-226; mit Faksimile: B 106-111).

1703

Am 4. September gibt Leibniz erste Anregungen, eine Akademie der Wissenschaften in Sachsen zu gründen (L 185).

1704

Ende Januar, Anfang Februar betreibt der sich „fast inkognito“ in Dresden aufhaltende Leibniz die Gründung einer Sozietät der Wissenschaften in Sachsen (L 188).

Der sich vom 8. bis 26. Dezember in Dresden aufhaltende Leibniz betreibt die Gründung einer Sozietät der Wissenschaften in Sachsen. [31]

1711

Am 30. Oktober gewährt Russlands Zar Peter der Große während seines Aufenthalts in Torgau Leibniz, der vermutlich in der Woche zuvor eine Denkschrift verfasste: *Specimen Einiger Puncte, darinnen Moscau denen Scienzen beförderlich seyn köndte*, eine Audienz (L 226; G II, 270; K 221; J 444; R 536).

1712

Am 11. November wird Leibniz vom Zaren in Karlsbad zum Geheimen Justizrat mit einem Jahresgehalt von eintausend Talern ernannt (H I, 182; G II 275; R 544).

1713

Am 2. Januar konzipiert der seit Mitte Dezember des vorangegangenen Jahres sich in Wien aufhaltende Leibniz den Plan zur Stiftung einer kaiserlich-deutschen Akademie unter Vorsitz des Erzbischofs von Mainz: *Societatis Imperialis Germanicae designatae schema. Caesar fundator et caput*, und auf diesen Tag ist seine Ernennung zum Reichshofrat rückdatiert (K 229; L 237).

Im Mai entwirft Leibniz für Kaiser Karl VI. den Stiftungsbrief über die geplante Wiener Sozietät der Wissenschaften (G II, 289 f.; L 239).

Am 6. August konzipiert Leibniz „Ohnmaßgebliche anmerkungen bey dem Project eines decreti die aufrichtung einer societät der Wißenschafften" (L 240).

Am 14. August ernennt Kaiser Karl VI. Leibniz zum Direktor der geplanten Sozietät der Wissenschaften in Wien mit einem Jahresgehalt von 4000 Gulden (J 459; R 549 ff.).

1714

Am 23. Februar verfasst Leibniz für Karl VI. eine Denkschrift über politische, ökonomische und militärische Mittel zur Sicherung und Stärkung des Staates (L 243).

Vermutlich im April verfasst Leibniz eine Denkschrift über die Errichtung einer Sozietät wahrscheinlich für Prinz Eugen sowie ein Gesuch an den Kaiser, eine Hofkommission zu berufen, mit der Leibniz über den Fundus der Sozietät verhandeln kann (L 244).

Am 23.Juni wendet sich Leibniz wegen der Gründung einer Kommission für die Sozietät der Wissenschaften an den Kaiser (L 245).

---

31 Vgl. Siegfried Wollgast, „Leibniz, Tschirnhaus und der Dresdener Sozietätsplan", in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 13, 1996, H. 5, S. 73-95.

Am 17. August verfasst Leibniz für den Kaiser eine Denkschrift über die Errichtung und die Verfassung einer Sozietät der Wissenschaften in Wien (L 246).

Am 3. September verlässt Leibniz nach einem Aufenthalt von einem Jahr und neun Monaten Wien für immer (L 247).

1715

Im Januar beginnt ein bis April andauernder Briefwechsel zwischen Leibniz und dem in kaiserlichen Diensten stehenden Prinz Eugen von Savoyen über die Errichtung der Wiener Sozietät der Wissenschaften (L 250).

Am 15. März äußert Leibniz gegenüber dem Minister in Hannover (und seit 1714 auch in London) Andreas Gottlieb Freiherr von Bernstorff den Wunsch, Historiograph von England zu werden (L 251).

1716

Am 4. Juni schreibt Leibniz dem kaiserlichen Rat Karl Gustav Heraeus: Was die Sozietät angeht, so müsse man sich in Geduld fassen; er werde sie nicht mehr erleben, freue sich aber im Voraus, dazu beigetragen zu haben, dass andere sie erleben werden (L 258).

Am 28. Oktober konzipiert Leibniz den Entwurf zu einer Subscriptions-Societät, um das Bücherwesen in Deutschland in Ordnung zu bringen (L 261).

Am 14. November stirbt Leibniz in Hannover.

IV Leibnizens Berliner Sozietätsplan und dessen Verwirklichung

1694

In seinem Brief vom 30. November bittet Leibniz das Mitglied des Geheimen Staatsrates in Berlin Ezechiel Spanheim (über ihn: B 399-401), ihn beim leitenden Minister aller brandenburgischen Regierungskollegien Eberhard Christoph von Danckelman als Nachfolger des im Monat zuvor verstorbenen Hofhistoriografen Samuel Pufendorf zu empfehlen, zugleich mit dem Hinweis darauf, dass er auch umfassende Kenntnisse im Bergbau, in Mathematik und Physik habe (A I/10, S. 633). Pufendorf, dessen Hauptwerk *De Jure Naturae et Gentium*, Lund 1672, Leibniz seinerzeit exzerpiert hatte (A VI, 3, S. 241-247), gehörte zu seinen langjährigen, freilich kritischen Korrespondenzpartnern (vgl. auch A IV/6, S. 316, 326, sowie S. 612-614: ein Gedicht „In Pufendorfii historiam Friderici Guilielmi“). Späteres Epigramm von Leibniz

an (und über) Spanheim in seinem Brief an ihn vom 20. Februar 1701 (A I/19, S. 447).

1695

Mitte Januar: Vorschlag von Leibniz für den leitenden Minister Danckelman, nach „des seeligen H. Puffendorffs abgang“ ihn selbst „auff beforderung der nuzbaren künste und wißenschafften“ zum Leiter eines brandenburgischen Archivariats als Quellensammlung zur Landes- und Zeitgeschichte zu berufen, sowie unter dem Oberbefehl des Kurfürsten eine *Societas Electoralis Brandeburgica exemplo Regiarum Londinensis et Parisiensis* einzurichten, in der „gelehrte Leute nüzliche gedancken, Inventa et Experimenta zusammentrügen“ wozu er etwas beitragen und was ohne Kurfürstliche Kosten geschehen könnte (A I/11, S. 157-160; H II, 41 f.).

Mitte Januar: Vorschlag von Leibniz für Danckelman, einen brandenburgischen Rat für Wirtschaft, Technik, Wissenschaft und Künste einzurichten (A I/11, S. 160-164; H II, 35-37).

Mitte Januar: Vorschlag von Leibniz an Danckelman, nach dem Vorbild der königlichen Sozietät in London und der königlichen Akademie in Paris für das Kurfürstentum Brandenburg eine Akademie der Wissenschaften und Künste zu errichten (A I/11, S. 164-167; H II, 37-39).

1697

Leibniz äußert sich zustimmend zu den vom Mathematikprofessor Erhard Weigel, seinem Jenenser Universitätslehrer von 1663 (R 32), dem Reichstag zu Regensburg in mehreren Publikationen unterbreiteten beiden Vorschlägen, a) eine Zeitvereinigung zu beschließen und damit einen einheitlichen Kalender für die katholischen wie für die evangelischen Länder des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zu ermöglichen, sowie b) ein vom Kaiser zu privilegierendes „Collegium artis consultorum“ einzurichten, dessen Finanzierung durch das ihm zu verleihende Kalender–Monopol erfolgen könne. Im Zusammenhang damit regt Leibniz neben einer dem Kaiser unterstehenden Universalanstalt die Einrichtung von Provinzial-Kollegien an, „darin die Sachen so die Gesundheit, Nahrung, Policey, Commercien, Bau-, Münz-, Manufactur- und Werk-Sachen, auch Feuer-, Wasser-, Forst-, Tax- und andere Ordnungen betreffen, in Summa alles, was eine ungemeine Untersuchung nicht nur der Kunst, sondern auch der Natur erfordert, überleget würden […]; die Besoldung könnte bestens veranstaltet und nach Befinden gewisse Privilegia dazu gewidmet werden“ (H II, 57; B 38).

Im Oktober wird Leibniz vom Staatssekretär Danckelmans Johann Jacob Chuno – sein Korrespondenzpartner in Berlin seit 1693 (über ihn: B 297-298) – informiert, dass die brandenburgische Kurfürstin Sophie Charlotte an die Errichtung einer Sternwarte in Berlin denke (vgl. die Zitierung der entscheidenden Passage durch Leibniz in: A I/14, S. 772).

In seinem Antwortbrief vom 17. Oktober an Chuno drückt Leibniz seine Freude darüber aus, dass man in Berlin die Wissenschaften fördern wolle, zumal die Astronomie zum Ruhme großer Fürsten beitrage und zu einer Einbeziehung weiterer Wissenschaftszweige anrege, und wenn er dazu etwas beitragen könne, werde er es von ganzem Herzen tun (A I/14, S. 597).

In seinem Novemberbrief an die Kurfürstin Sophie Charlotte – seine Korrespondenzpartnerin bereits seit August 1688, und zusammen genommen wechselten sie dreihundert (!) Briefe – meint Leibniz, dass sie ihre Wissbegier auch über die Astronomie hinaus auf andere Wissensbereiche richten werde, die als Gegenstand einer Berliner *Academie Electorale des Sciences*, die es mit der Zeit zum Ruhme des Kurfürsten und ganz Deutschlands mit der *Societé Royale de Londres* und der *Academie Royale des Sciences de Paris* aufnehmen werde, geeignet seien (A I/14, S. 771-773; H II, 44-45).

In seinem Brief vom 24. Dezember an Sophie Charlotte schmeichelt Leibniz dem Ort Berlin als Sitz von Wissenschaften und Künsten, und er nennt nach den reichsten Fürsten des Alten Testaments (2. Chronik 9; 1. Kö 11) das Brandenburger Herrscherpaar (also Kurfürst Friedrich III. und die Kurfürstin Sophie Charlotte): Salomo und Saba – von ersterem hieß es im Alten Testament, a. a. O., er sei Herr über alle Königreiche, von großer Weisheit und habe viele ausländische Frauen geliebt (A I/14, S: 867-869; H II, 46-47).

1698

Am 15. März übermittelt der calvinistische Hofprediger der Berliner Domgemeinde Daniel Ernst Jablonski (über ihn: B 301-304) in einem Brief an Leibniz die Verwunderung von Sophie Charlotte, dass die „Residentz-Stadt sonst mit allerhand Künsten und Wissenschafften reichlich versehen wäre, nur kein Liebhaber der Astronomie auch kein Observatorium darinn befindlich, dass auch Berlin nicht einen eigenen Kalender hätte“ (A I/15, S. 410; H II, 49; B 33).

Am 5. April antwortet Leibniz an Jablonski, man hätte es „von einem Observatorio und anstalt zu beförderung gründlicher Wissenschafften […] dahin zu bringen daß mit den Parisischen und Englischen Academies des sciences correspndiret“; er bietet an, nach Berlin zu kommen (A I/15, S. 444-447; H II, S. 51-54).

In seinem Brief vom 16. August 1698 teilt Jablonski Leibniz mit, „daß die Gegenwärtigen Aspecten unsers Hoffes der projectirten Himmels-Beschawung durchaus nicht favorisiren […]. So bleibt demnach das Observatorium, nebst denen übrigen Philosophischen materien für jetzo an die Seite gesetzet“ (A I/15, S. 752).

Im September schreibt Leibniz an Jablonski, dass der Kurfürst von Brandenburg besondere Gelegenheit hätte, „die wißenschafft der Himmlischen und damit verwandten Sachen zu vermehren, damit Frankreich in diesen zeiten der ruhm nicht allein bliebe“ (A I/15, S. 830).

Im Herbst hält sich Jablonski wochenlang in Hannover auf, wo er mit Leibniz Unionsverhandlungen zwischen der reformierten und der lutherischen Kirche führte – der Brandenburger Kurfürst Johann Sigismund war 1613 zum Calvinismus übergetreten, weshalb alle künftigen Kurfürsten Brandenburgs und Könige Preußens der reformierten Kirche angehörten –, und diese Verhandlungen wurden von Leibniz während seines ersten Berlin-Aufenthalts vom 10. bis 12. November „in täglicher stundenlanger Unterhaltung“ mit Jablonski fortgesetzt (L 154 f; R 398; B 36).

1699

Im Januar verweigert der Hannoveraner Kurfürst Georg Ludwig (als George I. späterer König von England) Leibniz die Erlaubnis, einer Einladung der Brandenburger Kurfürstin Sophie Charlotte nach Berlin Folge zu leisten (L 157).

Am 19. März skizziert Leibniz fünfzehn Vorschläge zu einer gelehrten Subskriptionssozietät als Teil einer *Societas Literatorum Germaniae*, damit die Gelehrten bei der Veröffentlichung ihrer Werke nicht dem Eigennutz ungelehrter Handelsleute unterworfen bleiben, die sich mit „Kalendern, Schulbüchern und Scharteken“ behelfen (B 407-409).

In ihrem Brief vom 1. September schreibt Brandenburgs Kurfürstin Sophie Charlotte – laut John Toland „in all Germany they call her the Republican Queen“ (B 18) an Leibniz, von nun könne er sie als seine Schülerin betrachten, und zwar als eine, die seine Verdienste zu schätzen weiß (A I/17, S. 438).[32]

Am 29. September berichtet Jablonski von Beratungen, Leibniz als Nachfolger des verstorbenen Hofhistoriographen Pufendorf nach Berlin zu berufen; auch wünsche Sophie Charlotte ihn hier zu sehen; ihm habe sie die Sorge

32 Vgl. K 243-256; Rolf Th. Senn, *Sophie Charlotte von Preußen*, Weimar 2000.

für das Observatorium anbefohlen, wobei er bei den jetzigen „Conjekturen“ wenig zu tun vermöge (A I/17, S. 515).

Am 29. Oktober schreibt Leibniz an Jablonski, dass durch ein Observatorium „Endeckungen von Wichtigkeit geschehen möchten, zu welchem Ende ein und anders dienlich fürzuschlagen wäre“ (A I/17, S. 590).

1700

Am 23. Februar schreibt Jablonski an Leibniz, dass der Hof prepariert sei, ein „Monopolium der Calendermacherey“ zu verstatten, womit „ein ansehnlich stück geldes jährlich ad cassam bracht werden kann, davon nicht allein ein observator kan gehalten, sondern das werck größer gefasset, und Rudimentum einer Academie des Sciences angeleget werden. Diese Akademie sollte aus einem Directore, Observatore, Secretario, und so vielen Membris Honorariis, als man gut-finden würde, bestehen.“ (A I/18, S. 419 f.).

Am 12. März schreibt Leibniz an Jablonski: „Höre auch gern, dass mein Einfall wegen des Calenders ingress gefunden, und Gelegenheit gegeben, die ehmaligen Gedancken von einer Churfürstlichen Societät dadurch gründliche Wissenschaften und gemein nützliche Künste zu verbessern, wieder vorzunehmen.“ Die Societät – „denn so wollt ichs nach dem exemplo Regiae et Leopoldinae lieber nennen, als Academie“ – sollte „unter Churfürstlicher Protection aus einigen membris ordinariis nebst einem Directore mit vielen Honorariis bestehen, welche nicht nur die Astronomie, sondern totam Matheseos et Physices latitudinem zu dem hauptsächlichen Objecto hätten, sonderlich aber auf gemein-nützige Applicationes bedacht wären. Dazu würde gehören cura Astronomiae, Mechanicae, Architectinicae, Chymiae, Botanicae et Anatomicae, also neben dem Observatorio auch ein Laboratium samt allerhand Kunst-Wercken; zu geschweigen des übrigen physici apparatus, daran denn bey eines grossen Potentaten Hof nicht wohl ermangeln kann, […] zumahlen dadurch die grosse Absehen nach Moscau und China, zur Ausbreitung der evangelischen Wahrheit, auch zu befördern. Sollte man aber ad plenam executionem so bald nicht kommen können, wäre inzwischen genung, nachdem des Werck pro dignitate gefasset, die execution per gradus zu veranstalten, und zuförderst von dem Observatorio und re Calendaria anzufangen“ (A I/18, S. 447-450; D 211; B 44).

Am 19. März wird Jablonski von Moriz v. Wedel, dem Mâitre des Réquetes [Requetenmeister, Privatsekretär] von Friedrich III., informiert, dass Seine Churfürstliche Durchlaucht „gnädigst resolviret [haben], eine Academie des Sciences und ein Observatorium, wie vorgeschlagen, in Berlin zu établiren“ (H II, 68; B 47).

Am 20. März wird Leibniz von Jablonski informiert, dass seine eigene „Verwegenheit, ein Project wegen der Societät und Observatorii Seiner Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg zu überreichen, unerwartet […] doch gar glücklich ausgeschlagen“ (A I/18, S. 467; B 48; H II, 70). In der Anlage zu diesem Brief an Leibniz übersendet Jablonski ihm dieses „Project“ in Gestalt zweier von ihm und Chuno stammenden und dem Kurfürsten überreichten Denkschriften, und zwar a) *Unterthänigster Vorschlag wegen anrichtung eines Observatorii und Academiae Scienciarum in der ChurBrandenburgischen Residentz* (H II, 58-65; B 50-59) und b) *Unterthänigster Vorschlag welcher gestaldt allhier in Berlin ein Observatorium und Academia Scientiarum ohne abgang der Churf. Intraden etablirt und erhalten werden könne* (H II, 65-68; B 59-64). In diesen beiden bis ins kleinste Detail gehenden Denkschriften wird u.a. vorgeschlagen, den Kronprinz zum Protectore der Academiae zu erbitten und Leibniz zu deren Praeside zu engagieren; für erforderlich gehalten werden ferner: „I. Gutte Reglemens, II. Gelahrte und geübte Leüte, III. Verschiedene Bequemligkeiten, und IV. der Fonds zum Unterhalt“.

Am 23. März schreibt Jablonski an Leibniz „daß Seine Churfürstl. Durchl. das gantze Project in allen seinen Stücken vollkommentlich genehm halten, und die Societät gnädigst fundiren und protegiren wollen, nur noch gnädigst hinzufügen, daß man auch auf die Cultur der Teutschen Sprache bey dieser Fundation gedencken möchte. […] Inmassen einem Teutschen Fürsten nichts mehr anstehen will, als der edlen, aber sehr verwilderten Mutter-Sprache sich anzunehmen. [… Ich] danke dem barmhertzigen Gott, dass er mich unverhofft das Glück erleben lassen, daß im Namen Sr. Churfürstlich. Durchl. meines gnädigsten Herrn, meinen Hochgeehrten Herrn Geheimten Rath anhero invitiren darf“ (H II, 71; A I/18, S. 471 f.).

Am 26. März übermittelt Leibniz dem Hofprediger Jablonski zwanzig Vorschläge für die zu gründende (nicht Akademie, sondern:) *Societät* zu nennende *societas scientiarum* (H II, 72-76; A I/18, S. 478-485; B 66-71; D 213-216), sowie zwei für die Weiterleitung an den Kurfürsten bestimmte „**Denkschriften, eine societatem scientiarum et artium zu fundiren**“, die, anders als in Paris, London und Florenz geschehen, „nicht auf bloße Curiosität oder Wissens-Begierde und unfruchtbare Experimenta gerichtet seyn […]. Wäre demnach der Zweck Theoriam cum praxi zu vereinigen. […] Wäre also das bevorstehende **reglement** der Churfürstl. Wissenschaffts-Societät also zu fassen, dass dieses alles mit der Zeit dabey statt haben soll“ (H II, 76-81; B 71-80; D 216-221; P II, 86-89; J 364).

Am 28. März beantragt Leibniz beim Hannoveraner Kurfürsten Georg Ludwig eine Reiseerlaubnis nach Berlin, um der namens des Brandenburger Kurfürsten durch Jablonski am 23. März ausgesprochenen, für ihn ehrenvollen Einladung nachkommen zu können (A I/18, S. 41-42).

Am 31. März schreibt Leibniz an Jablonski, dass der hochlöblichste Vorschlag Seiner Churfürstlichen Durchlaucht, die Teutsch- und die Wissenschafts-liebende Gesellschaft zusammenzufassen, die vernünfigste und schicklichste Sache von der Welt sei, „dafern es auf die von mir ausgeführte Weise genommen wird", womit er auf seine „Unvorgreiffliche Gedancken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache" anspielt (A I/18, S. 517; B 80; H II, S. 82; L 150; die Darstellung in: H I, 84, wurde von Harnack in der 2. Auflage seiner *Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften*, Berlin 1901, S. 67, korrigiert).

Am 6. April schreibt Jablonski an Leibniz, dass dessen für die Weiterleitung an den Kurfürsten bestimmte „**Denkschriften, eine societatem scientiarum et artium zu fundiren**" vom 26. März (H II, 76-81; B 71-80; D 216-221; P II, 86-89), zum frühestmöglichen Zeitpunkt dem Kurfürsten durch dessen Requetenmeister Wedel übergeben worden seien, „welcher es mit gutem Effect gethan, so daß Se. Churfürstl. Durchl. daher höchlich vergnüget worden, auch dero gnädigste Ordre mit Vollstreckung des Entwurfs zu eilen, erneuret" (H II, 83; A I/18, S. 541).

Am 21. April schreibt Jablonski an Leibniz, dass der Requetenmeister Wedel ihm befohlen habe, Leibniz zu ersuchen, „je eher, je besser anhero zu kommen" und man werde „darauf bedacht seyn, [ihm] die gethanen Unkosten allhier zu ersetzen" (A I/18, S. 589-590).

Am 10. Mai erlässt Brandenburgs Kurfürst Friedrich III. das Kalender-Patent, mit dem ein „Monopolium der Calendermacherey" verordnet wird, um „in Unseren hiesigen Residentzien ein Observatorium des Himmels und Societaten Scientiarum in Physicis, Astronomicis, auch sonsten in Mathematicis, Mechanicis und andern dergleichen nützlichen Wissenschafften und Künsten […] zu beneficiren" (H II, 87-89; D 221-223).

Vom 11. Mai bis zum 22. August hält sich Leibniz in Berlin auf (B 23).

Am 18. Mai unterzeichnet der Kurfürsten das Bestallungsdiplom des von Chuno und Jablonski am 19. April aus Guben herbeigerufenen Gottfried Kirch zum Astronom und Kalendermacher für ein Jahresgehalt von 500 Talern – in einem erst noch zu bauenden Observatorium einer erst noch zu gründenden Sozietät der Wissenschaften (H II, 90; B 83, 306-311).

Am 15. Juni bittet „Dero dienstschuldigster, gehorsamster“ Leibniz den Requetenmeister Wedel, „Sie wollen Churf. Durchl. meinetwegen unterthänigst zu erkennen geben, daß ich die Hohe Gnade des Praesidii dero Societät der Scienzen mit tiefster Erkenntlichkeit allerdings annehme“; ergänzend macht er „außer des Calenderwesens“ fünf Vorschläge zum „Fundo societatis“ (A I/18, S. 712-713; H II, S. 92-94).

Am 19. Juni teilt der Kurfürst Leibniz mündlich mit, dass er den Befehl gegeben habe, das Diplom zur Gründung der Sozietät auszufertigen, und dass er ihn gewählt habe, ihr Präsident zu werden (L 164).

Im Juni formuliert Leibniz: *Einige ohnmaßgebliche Vorschläge pro fundo Societatis Scientiarum* (H II, 92-94), den *Entwurf eines Edikts, wodurch das Reisen der Jugend in auswärtige Provintzien verboten wird* (H II, 95-96), den *Entwurf eines Privilegiums für die Societät der Wissenschaften, auf Feuerspritzen* (H II, 96-97), den *Entwurf des Versuchs einer Besteuerung der milden Stiftungen zum Zwecke von Missionen* (H II, 97-98), den *Entwurf des Auftrags eines Bücher-Commissariates für die Societät der Wissenschaften* (H II, 98-101) und den *Entwurf eines Kur-Brandenburgischen Befehls, kraft welches der Societät der Wissenschaften freistehen soll, eine oder mehrere Lotterien ohne oder in ihrem Namen anzustellen* (H II, 101-102).

Im Juli stellt Leibniz einige Bereiche zusammen, in denen er (und die Sozietät) etwas für den Kurfürsten leisten könnte, darunter Völkerrecht, Staatsrecht, Staatsgeschichte, Bergwerke, Kirchenvereinigung (A I/, S. 775-777).

Am 11. Juli, seinem Geburtstag, unterzeichnet der Kurfürst „zu Cölln an der Spree“ die von Leibniz entworfene Stiftungsurkunde: *Diploma fundationis Societatis scientiarum Berolini*, mit der Friedrich III. „eine sichere Societet der Scientien fundiret und stiftet“ und sich selbst zu ihrem Protectore erklärt (H I, 93-94; D 223-225; B 87-89).

Am 11. Juli unterzeichnet der Kurfürst ferner die ebenfalls von Leibniz bereits im Juni als „General-Instruction der Churbrandenburgischen Teutschgesinneten Societät der Wißenschafften“ entworfene, nunmehr offizielle *General-Instruktion wornach sich Unsere von Gottes gnaden, Fridrich des Dritten […] Neu fundirte Societatis Scientiarum unterthänigst zu achten hat* (G II, 189-195; H II, 103-109; D 69-76; B 94-105). In dieser erst 1711 öffentlich gemachten Generalinstruktion der Sozietät, erklärt sich der Kurfürst zu deren „Protectore und Ober-Directorium“, an dessen Bescheid sich „Praeses und glieder unterthänigst halten mögen […]; das Corpus der Societet soll nach dem exempel der Königl. Englischen Societet aus einem Consilio und anderen mehrern gliedern bestehen“; ferner werden die Aufgaben der Sozie-

tät, deren Akten, Siegel, Rechnungsführung, Fundus, Privilegien und Ausstattung benannt.

Auf den 12. Juli ist das von Friedrich III. erst später unterzeichnete Bestallungsdiplom für „Gottfried Wilhelm von Leibnitz“ als *Praeside bey der Societate Scientiarum Brandenburgica* zurückdatiert (H II, 115-116; L 168; D 225-226; mit Faksimile B 106-111); die Kanzleigebühr für die Ausfertigung des Diploms hatte die Sozietät zu zahlen.

Am 15. Juli wurde Leibniz durch Friedrich III. „zu Dehro Geh. Justizraht gnädigst declariret“, womit er mit den anderen Geheimen Justizräten innerhalb der Feudalhierarchie von 131 Rängen den 32. Rang einnahm, noch über den Stallmeistern, aber unter den Generalmajoren (L 166; B 106).

Im Juli verfasst Leibniz eine Agendenliste mit 63 Erfordernissen für die Einrichtung der Sozietät (H II, 112-114; B 117-122) sowie ein 14 Punkte umfassendes Sammelprojekt für deren Tätigkeit (H II, 111-112; B 129-136).

Im Juli dichtet Leibniz anlässlich der vorgesehenen Prägung einer (allerdings erst im Januar 1711 an die Sozietätsmitglieder ausgehändigten) Sozietäts-Medaille, auf deren Vorderseite ein idealisiertes Porträt des Kurfürsten, auf deren Rückseite oben: *Cognata ad sidera tendit*, in der Mitte ein zu seinem Sternbild aufsteigender Adler und unten: *Societas Scientiarum Brandenburgica* zu sehen ist, ein zwölfzeiliges Votivepigramm auf Friedrich III. sowie eine Erklärung des Sinnbildes (H II, 110-111; deutsch: B 113-114).

Anfang bis Mitte August unterbreitet Leibniz für das Mitglied des Geheimen Rates Heinrich Rüdiger Ilgen Vorschläge für die Verbesserung des brandenburgischen Justizwesens (A I/18, S. 814-819).

Am 11. August sichert das Konzil der Sozietät „dem Hochedelgebohrnen Herrn Gottfried Wilhelm von Leibnitz […] wegen der schon angewendeten und ferner anzuwendenden Reise- und CorrespondenzKosten ex cassa Societatis“ jährlich, vom Mai dieses Jahres an zu rechnen, sechshundert Reichstaler zu (H II, 116-121, 229; B 378 f.).

Am 30. August schreibt Leibniz dem Hofprediger Jablonski über einige in die Sozietät aufzunehmende Mitglieder (A I/18, S. 831-833). – B 337-365: Kurzbiographien aller unter Leibniz’ Präsidium aufgenommenen Mitglieder der Sozietät, die nicht zustande gekommenen Mitgliedschaften samt Mitgliederstatistik.

Am 6. Oktober unterzeichnet Brandenburgs leitender Minister Johann Kasimir Kolbe, Reichsgraf von Wartenberg (der seine Frau dem künftigen König als Mätresse überließ) in Potsdam die Bestallungsurkunde für den bislang vor allem in höfischen Diensten tätigen Johann Theodor Jablonski als

„Secretar bey der von Uns fundirten Societate Scientiarum, daß er sich nach denen von Uns der Societät erteilten Instructionen, auch jetzigen oder künftigen Reglementen verhalten…“ (H II, 128-129); über Johann Theodor Jablonski, den älteren Bruder des Hofpredigers Daniel Ernst Jablonski: B 304-306).

Am 18. Oktober erscheint in Berlin eine auf 1701 vordatierte Denkschrift ohne Verfasser- und Adressatenangabe: *Epistula ad Amicum scripta d. XVIII. Octob. a. MDCC de instituta a Serenissimo atque Potentissimo Rege Prussiae Academia Scientiarum Brandenburgica*, in der auch als Societäts-Praeside „Godofredus Guilielmus Leibnitius, vir illustris“, aufs Höchste gerühmt wird, und der eine lateinische Übersetzung der Stiftungsurkunde vom 11. Juli angefügt ist (G II, Anlage, S. 17; H I, 104; H II, 124-128).

Am 13. November teilt der nunmehrige Sozietäts-Sekretar Johann Theodor Jablonski dem Sozietäts-Präside Leibniz mit, dass er die ihm „gnädigst anbefohlene Function“ wirklich angetreten habe und „zu besondern Ehren rechne, unter Ew. Excell. hohen directorio solche meine Function zu verwalten, also werde in Beobachtung so wohl gegen Ew. Excellenz schuldiger Ehrerbietung und gehorsamster Ergebenheit, als im übrigen nöthiger Treue und Geflissenheit mich dergestalt zu erweisen bemühet seyn, damit das in mich dißfalls gesetzten gnädigsten und hochgeneigten Vertrauens nicht unwürdig angesehen werden möge“ (A I/19, S. 223).

Am 31. Dezember schreibt Leibniz dem Hofprediger Jablonski, dass es ratsam sei, für die Mitglieder der Sozietät Rezeptionsdiplome auszufertigen; die Englische Sozietät gebe keine diplomata receptionis aus, während ihm die Französische ein Diplom geschickt habe (A I/19, S. 313-317; das Pariser Sozietätsdiplom für Leibniz in: B 329).

1701

Am 11. März werden im Konzil der Sozietät (Daniel Ernst Jablonski, Johann Jacob Chuno, Gottfried Kirch, Johann Gebhard Rabener; Johann Theodor Jablonski), wie der Sekretar dem Präside am 15. schreibt, achtzehn Einheimische und zwölf Auswärtige als „Membra“ aufgenommen zu werden vorgeschlagen (A I/19, S. 504-505), wozu sich Leibniz am 19. März in seinem Antwortbrief äußert (A I/19, S. 515-517). – Kurzbiographien aller unter Leibnizens Präsidium (1700-1716) aufgenommenen Sozietätsmitglieder, auch die nicht zustande gekommenen Mitgliedschaften sowie die nach Aufnahmejahren, vorschlagenden Personen, geographischer Verteilung und sozialer Schichtung aufgeschlüsselte Mitgliederstatistik in: B 337-365.

Am 18. März übermittelt Leibniz dem Sozietäts-Sekretar Jablonski Vorschläge zur Gestaltung der Kalender – „als die Bibliothek des gemeinen Man-

nes“ –, aus deren Verkauf sich die Sozietät finanziert (H I, 124; B 238-240; D 226-227).

Am 19. März sendet Leibniz dem Sekretar der Sozietät Jablonski den von ihm überarbeiteten Entwurf des Aufnahmediploms für deren neuen Mitglieder (H II, 134-136; A I/19, S. 478-479; 514-515; B 331-334).

Etwa Ende März verfasst (vermutlich) Leibniz als Sozietäts-Präside anlässlich der am 18. Januar eigenhändig vollzogenen Krönung des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg zum König Friedrich I. in Preußen: *Societatis Scientiarum Berolinensis ad Fridericum I regem novum e Prussia reducem Gratulatio* (H II, 131-134; L 170; A I/19, S. 555-566).

Am 18. Juni schreibt der Hofprediger Jablonski an Leibniz, dass man willens war, „die Eröffnung der Societät auf den Königl. nechst-künfftigen Geburtstag zu thun, damit sie an dem tag, an welchem sie vorigen jahres empfangen worden, nun auch gebohren würde. Weil aber bey solcher ersten Eröffnung wir des HochEdelgebohrnen, HochGeehrten [Leibniz] Gegenwart sonderlich wünschen, ist solcher Actus nach den Hundstagen hinaus gesetzet worden.“ Übrigens sei es nicht nur nötig, für jede der drei Departements der Sozietät einen Decanum, sondern auch für die Sozietät selbst einen Vice-Praesidem zu haben, „welcher absente Praeside der Socität activität unterhalten möge“ (A I/20, S. 215).

Am 30. Juni schreibt der Sozietäts-Sekretar Jablonski an Leibniz, dass die Aufnahmediplome bis auf das Datum fertig seien und dass es der 11. Juli sein sollte (A I/20, S. 313).

Vom 1. Oktober 1701 bis zum 19. Januar 1702 hält sich Leibniz mit einer kurzen Unterbrechung von etwa zehn Tagen im Dezember in Berlin auf (B 23, 136).

Am 15. Oktober erfolgt die erste Zahlung ex cassa societatis scientiarum an Leibniz von 600 Talern für Reise- und Correspondenzkosten, wie eine Quittung belegt (L 174; H II, 229). Die Zahlungen waren ab Mai 1700 fällig, doch hatte die Sozietät erst jetzt Einnahmen durch den Verkauf des ersten Kalenderjahrgangs (B 369, 379).

Ende Oktober oder Anfang November entwirft Leibniz ein durch den König zu erlassendes *Edikt*, wonach „kunfftig alle Medici […] Annales Physici, darinn die Natürlichen beschaffenheiten des jahres, sonderlich der zustand der menschlichen Cörper, die vor andern regirende kranckheiten samt deren lauff […] an Unsere Societat der Wißenschaften einsenden“, sowie eine *Summarische Punctation, die Medicinalische Observationes betr. so durchge-*

hends anzustellen, und bestandig fortzusetzen seyn möchten (H II, 138-141; B 172-177).

Am 9. November notiert Leibniz *Einige Puncta, so bei K. Maj. von wegen der Societät der Wissensch. allerunterthänigst vorzutragen* (H II, 141), und entwirft etwa in diesen Tagen umfangreiche *Bedencken, wie bey der Neüen Königl. Societät der Wißenschafften, der allergnädigsten instruction gemäß, propagatio fidei per scientias forderlichst zu veranstalten* (ausdrücklich genannt werden „Missionarii mit einigem apparatu ohngemeiner inventorum […] nach der von der Societät habenden Instruction" durch Moskau in China, Türkei, Persien, Indien), ergänzt durch den *Entwurff* eines vom „König in Preüßen" zu erlassenden Edikts (B 161-169; teilweise in: H II, 141-147).

1702

Etwa Anfang Januar notiert Leibniz, vermutlich in Vorbereitung auf einen beabsichtigten Vortrag vor dem König, eine umfangreiche *Erzählung von der Absicht der Preußischen Societät der Wissenschaften, was sie bisher geleistet, und wodurch sie gehindert worden, ingleichen einige Vorschläge, was vor ein fundus außer dem Calender-Wesen ihr zu Statten kommen können, wobey nebst den piis causis, und was aus allerhand Gnaden-Concessionen fallen könnte, ein aufzurichtendes Bücher-Commissariat, Receptur-Büchlein, Richtigkeit von Maaß und Gewicht, in Betracht kommen* (H I, 128; H II, 148-150; B 138-142).

Am 26. Januar beklagt sich Leibniz beim Hofprediger Jablonski, dass seine umfangreichen Tätigkeiten für Preußen (Union der calvinistischen mit den lutherischen Protestantenkirchen; Bergwerkssachen; Politische Ökonomie; Öffentliches Recht; Staatsgeschichte) nicht durch die pauschale Erstattung seiner Reise- und Korrespondenzkosten als Sozietäts-Präside abgedeckt sei, sondern ein „beständiges Vermögen" erfordere (A I/20, S. 747).

Vom 11. Juni 1702 bis Ende Mai 1703 hält sich Leibniz in Berlin auf (B 23).

Im Sommer erarbeitet Leibniz, als Gast von Königin Sophie Charlotte im Lietzenburger (nach ihrem Tod: Charlottenburger) Schloss, ein umfangreiches Memorandum für König Friedrich I., den er „als das Haupt der protestirenden in Teutschland ansehe", über Kirchen-, Staats- und Regierungssachen, über die „auf etwas entferntere Weise" zum Staat gehörenden Wissenschaften und Künste, über Geschichte und Sprache sowie über die Societät der Scienzen (B 142-152).

1703

Im Januar regt Leibniz die Königin und den König (erfolglos) an, der Sozietät der Wissenschaften ein Privileg für die Einführung der Seidenkultur zu erteilen (J 367; H II, 150-154).

1704

In der ersten Januarhälfte hält sich Leibniz in Berlin auf (B 23).

März: In der Annahme, dass das Observatorium demnächst fertig gebaut sein wird und die regelmäßigen Sitzungen der Sozietät dort stattfinden können, erörtert dessen Konzil, wie aus Briefen des Sozietäts-Sekretars Jablonski vom 1. März und des Hofpredigers Jablonski vom 5. März an Leibniz hervorgeht, punctweise das Project eines Reglements, wie es in Leibnizens Sozietäts-Denkschrift vom März 1700 für erforderlich gehalten worden war (H II, 81; B 79), und reicht den Entwurf zur königlichen Bestätigung ein; der Sozietäts-Sekretar übersendet ihn „anbefohlener Maßen“ an Leibniz, ihn „dienstlich bittend, denselben hochgeneigt zu durchsehen und nebst denen etwa beyfallenden Monitis mit nächstem zurückgehen zu lassen, damit die Sache zum Bestand zu bringen die bequeme Zeit nicht entgehen möge“ (H I, 138, 165-166; Z 28).

Vom 27. August bis Ende November hält sich Leibniz in Berlin auf (B 23).

Im September konzipiert Leibniz für seinen Vortrag vor Friedrich I. einen „Ohnmaassgeblichen Vorschlag, wie durch allerhand Königliche Concessiones der Societät der *Wissenschaften aufzuhelfen*“ (H II, 157-159; B 154-157).

Vom 27. Dezember 1704 bis zum 23. Februar 1705 hält sich Leibniz in Berlin auf (B 23).

1705

Im Januar schreibt Leibniz einen (vermutlich an die Ministerialbürokratie gerichteten) Bericht über seine eigenen Leistungen für den König und Preußen und fordert, dass ihm seine Auslagen erstattet werden, woraufhin ihm eintausend Taler ausgezahlt werden (H I, 140; H II, 159-161).

Am 1. Februar stirbt Preußens Königin Sophie Charlotte im Alter von 37 Jahren in Hannover; Leibniz, der sie seit ihrer Kindheit kannte und ihr noch am Tag zuvor einen Brief geschrieben hatte (H II, 162), dichtet, von ihrem Tode zutiefst betroffen, eine Elegie in 29 Strophen mit den Anfangszeilen: „Der Preußen Königin verläst den Kreiß der Erden / Und diese Sonne wird nicht mehr gesehen werden“.[33]

Am 10. Februar entwirft Leibniz den Text eines Privilegs für Friedrich I., mit dem dieser der „von Uns fundierte Societät der Wißenschaften die generalem Ephoriam, auf die Fortpflanzung der Studien, Künste und Wißenschaften, Information der Jugend und das Bücherwesen die Aufsicht“ überträgt (H II, 163-165).

In der zweiten Aprilhälfte hält sich Leibniz in Berlin auf (B 23).

Am 21. Mai schreibt der Sekretär der Sozietät Jablonski an Leibniz, dass die Sozietät vom Ober-Kammerherren ersucht worden sei, die zum künftigen Leichenbegängnis der Königin benötigten Sinnbilder zur Auszierung des Trauertempels aufzusetzen (Z 31).

1706

Am 15. November wird Leibniz aus einem gegebenen Anlass von seinem Dienstherren in Hannover Georg Ludwig, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg sowie Kurfürst, schriftlich verboten, sich weiterhin in das „Vereinigungs-Negotium der Lutheraner und Reformirten Religionen“ einzumischen, und zuvor schon hatte Preußens König Friedrich I. seinem Hofprediger verboten, den „ganz unanständigen“ Briefwechsel mit Leibniz fortzusetzen (G II, 237 sowie Anlage, S. 22; H II, 166; B 179).

Vom 15. November bis Ende Mai 1707 hält sich Leibniz in Berlin auf, schon am Tag nach seiner Ankunft empfing ihn der König zur Audienz (B 23, 179).

Am 27. Dezember: Sitzung der Sozietät der Wissenschaften unter dem Vorsitz von Leibniz, sowie sein Vortrag vor den Mathematikern der Sozietät (L 203; B 180-186, 193-194; H II, 167-168).

1707

Am 10. Januar unterbreitet Leibniz dem König detaillierte Vorschläge, der Sozietät der Wissenschaften „ein privilegium privativum generale perpetuum zu Erzielung der weißen Maul-Beer-Bäume und Erzielung der Seide einzurichten“ (H I, 145; H II, 168-169; B 263-264), woraufhin der König am 28. März dieses Jahres ein solches Privileg zugunsten der Sozietät erteilt (H II, 169-172, vgl. auch S. 180).

Am 11. und am 24. Januar: Sitzungen der Sozietät der Wissenschaften unter Leibniz’ Vorsitz (L 204; B 186-192).

---

33 Nach der Handschrift vollständig abgedruckt und erläutert von Waltraud Loos, in: *Aus der Welt des Barock*, Stuttgart 1957, S. 69-82; zum Verhältnis von Leibniz zu Sophie Charlotte vgl. auch: E I, 133-134; G II, 258-262; K 243-256; L 195; J 369-380; R 439-446, 458-460.

Am 28. Januar verfasst Leibniz eine Denkschrift für Friedrich I., wie man mit Hilfe moderner Vermessungsmethoden zur Entsumpfung und Einteichung des Landes beitragen könnte, wobei dabei die Sozietät, ähnlich wie die englische und die französische Akademie, auch zum Vorteil ihres Fundus aktiv werden könnte (H II, 172-173).

Am 19. März verfasst Leibniz als Sozietäts-Präside eine Denkschrift für den leitenden Minister Graf von Wartenberg über den Ankauf eines Gebäudes für das Observatorium (H II, 174-175).

Am 25. April verfasst Leibniz ein kurzes Promemoria für Friedrich I. über die bisherige Tätigkeit der Sozietät und beurlaubt sich nach einem halbjährigen Aufenthalt in Berlin, um wieder seinen Dienstherrn in Hannover zu bedienen (H II, 179-180; B 196-198).

Am 4 Mai: Sitzung der Sozietät der Wissenschaften unter Leibniz' Vorsitz über die Aufnahme neuer Mitglieder (L 204; B 192).

1708

Am 19. Mai schreibt der Sekretar der Sozietät Jablonski an Leibniz, dass der Sozietät „durch ein Königliches Decret die Censur aller kleinen politischen Schriften, so sie zum Druck kommen, anbefohlen worden" sei (Z 53).

Am 24. August erlässt Friedrich I die königliche Verordnung betreffend die Bücherzensur durch die Sozietät der Wissenschaften, worin u.a. „atheistische, wider die gesunde Moral oder auch ärgerliche und der christlichen Ehrbarkeit zuwiderlaufende Dinge […] oder wo der schuldige Respekt gegen die höchsten Häupter aus den Augen gesetzet" nicht zugelassen werden (H II, 182-183; D 227-228; B 405).

1709

Vom 15. Januar bis 26. Februar 1709 hält sich Leibniz in Berlin auf (B 23).

Am 20. Januar verfasst Leibniz ein Glückwunschgedicht für Friedrich I. (L 213).

Am 14. Februar: Sozietätskonferenz unter Leibniz' Vorsitz über die Edition der *Miscellanea Berolinensia* (B 279).

Wie der Sozietäts–Sekretar Jablonski am 24. August brieflich Leibniz berichtet, sei man bereit, das inzwischen in einen brauchbaren Zustand versetzte Observatoriums der Sozietät zu übergeben (Z 64; B 386-389).

1710

Ohne den in Wolfenbüttel weilenden Leibniz zu informieren, reicht das Konzil der Sozietät im April sein von ihm im März 1704 entworfenes „Reglement" für die Sozietät dem zuständigen Minister, Marquard Ludwig Freiherr

von Printzen (zu ihm: B 313-315), zur Genehmigung ein (B 200); dessen Rückfrage, auf welchem Rechtstitel Leibnizens Gehaltsansprüche beruhen, beantwortet Chuno am 25. April mit dem Hinweis auf die vom Requetenmeister des Königs gekannte (wenn auch nicht offiziell vom Hof konfirmierte) Vereinbarung zwischen dem Sozietäts-Konzil und Leibniz vom 11. August 1700 (H II, 116; B 378), wonach dieser wegen der Reise- und Korrespondenzkosten ex cassa societatis jährlich 600 Taler zu beanspruchen habe (H II, 117-118).

Am 14. Mai erklärt Leibniz in einem Brief an Friedrich I. anlässlich der Überreichung des ersten Bandes der *Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum ex scriptis Societate Regiae Scientiarum*, in dem von Leibniz neben einer Vorrede zwölf (der insgesamt 60) Beiträge stammen, dass er wegen des Zustandes seiner Gesundheit dieses „Probestück" nicht persönlich übergeben könne (H II, 187-191; L 217-218; B 279-285; Z 75).

Am 3. Juni erlässt König Friedrich I. in der Form einer „Verordnung wegen der ordentlichen zusammenkünffte bey der Societät der Wißenschafften" das vom Sozietäts-Konzil im März 1704 entworfene (H I, 138, 165-166; Z 28) und im April 1710 ihm eingereichte „Reglement", wie es bereits in Jablonskis und in Leibnizens Sozietäts-Denkschriften vom März 1700 für erforderlich gehalten worden war (vgl. B 51; D 219, 221). In dieser – Harnack folgend auch als „Statut" bezeichneten (H I, 168; H II, 192-196; D 77-80), von den Zeitgenossen jedoch ausschließlich „Reglement" genannten – Geschäftsordnung der Sozietät übergibt Preußens König für diese wie auch für das Observatorium den Mittleren Pavillion der Rückseite des Marstalls als Dienstsitz; das Reglement benennt auf der Grundlage des Stiftungsdiploms und der Generalinstruktion der Sozietät (beide vom 11. Juli 1700) als deren Organe: Präses, Vizepräses, Fiskal, Secretar und Konzil, sowie als Praeses honorarius „von nun und iederzeit aus dem Mittel Unserer würcklichen Geheimen Räthe einen, und zwar voritzo Unseren Würcklich–Geheimen Estats-Rath, SchloßHaubtmann, LehnsDirectorem und Consistorial–Praesidenten, den von Printzen […] dergestalt, daß derselbe auf erfolgenden Abgang des ietzigen Praesidis der Societät allein vorstehen solle"; das Reglement gliedert die Sozietät in vier Departements – a) Physica inclusiv Medizin, Chemie usw.; b) Mathematica inklusiv Astronomie und Mechanik; c) deutsche Sprache inklusiv Geist- und weltliche Geschichte des Vaterlands; d) Literatur, besonders zur „fortpflanzung des Evangelii unter den Unglaubigen" nützliche – mit jeweiligen auf Lebenszeit eingesetzten Direktoren; ferner werden die Aufnahme neuer Mitglieder, die Ausstattung, die Herausgabe der „Actorum Societatis" (Sitzungsberichte) und die alle vier Wochen an einem bestimmten

Tag stattfindenden Zusammenkünfte der anwesenden Glieder der Sozietät geregelt (B 202-209).

Am 27. Juni legt Friedrich I. in einer „Verordnung, daß künftig bey der Societät der Wissenschaften des Praesidis honorarii Besoldung demselben nicht mehr zu reichen, sondern zum Besten der Societät anders anzuwenden“ die aus dem fundo Societatis zu zahlende jährliche Reisekostenpauschale von 600 Talern für Leibniz fest, und fügt jedoch hinzu: wenn derselbe, „es sey durch den Todt oder auf andere Weise abkommen sollte“, einhundert Taler ad cassam zurückfallen und die übrigen fünfhundert Taler den jeweiligen Direktoren der Departements und dem Fiskal der Sozietät zuwachsen sollen, während der Praeses honorarius sein Amt ohne Besoldung zu verwalten habe (H I, 167; H II, 191; D 229).

Am 26. Juli schreibt der Sekretär der Sozietät Jablonski an Leibniz, „dass es dem großen Gott gefallen, den [Sozietäts-Astronomen] Herrn Kirch durch den zeitlichen Tod abzufordern“ (Z 76).

Am 7. August übersendet Friedrich I. dem Minister Marquard Ludwig Freiherrn von Printzen „das Reglement der von uns gestiffteten Societät der Wissenschafften“ und ernennt ihn „in Krafft obgedachten Reglements“ zu deren *Praeses honorarius*, damit diese „in ihren Angelegenheiten sich zu Euch insbesondere wenden und solche durch Euren Vortrag an uns bringen lassen könne“ (H II, 192; D 229-230).

Am 4. Dezember findet auf dem Observatorium die Konstituierende Sozietäts-Sitzung der 16 Berliner Mitglieder statt, denen die Texte des Stiftungsdiploms, der Generalinstruktion und des Reglements verlesen wurden, und die danach die vier Direktoren der Departements wählten, die wiederum den Hofprediger Jablonski zum Vize-Präside bestimmten, worüber Leibniz durch einen Brief von Johann Leonhard Frisch (zu diesem: B 298-301) an ihn vom 12. Januar informiert wird (B 216-217).

Am 10. Dezember beklagt sich Leibniz brieflich voller Empörung bei Preußens Kronprinzessin Sophie Dorothea und eher diplomatisch bei von Printzen, dem Präside honorarius der Sozietät, dass er über deren einschneidende Vorfälle (das Einreichen des Entwurfs eines Sozietäts-Reglements durch das Konzil an den Minister vom April dieses Jahres, die Verordnung dieses Reglements durch den König und dessen Bestallung Printzens zum Praeses honorarius vom 4. und 27. Juni und dem 7. August samt den finanziellen Folgen), auch nicht über die konstituierende Sozietätssitzung vom 4. Dezember, informiert worden sei, geschweige denn diesen grundlegenden Veränderungen zuzustimmen oder sie abzulehnen Gelegenheit hatte (H II, 196-198; B 210-213).

Am 15. Dezember wird von den vier neugewählten Direktoren der Departements beschlossen, dass die Departements-Beratungen jeweils donnerstags am Nachmittag 15 Uhr beginnen (H I, 170).

Am 16. Dezember antwortet Printzen in einem kurzen Brief an Leibniz ausweichend und ergänzt, dass er von Zeit zu Zeit Leibnizens weisen Rat einholen werde (H II, 198-199).

Am 21. Dezember ernennt Friedrich I. auf Vorschlag von „Praeses [Leibniz ist aber nicht befragt worden!], Vicepräses und Concilium“ Wilhelm Duhram zum Fiskal der Sozietät mit dem Auftrag, „auf die Erhaltung, Ehre und Aufnahmen Unser Societät der Wissenschaften, insbesondere auf die genaue Beobachtung Unserer dießfalls in der Fundation, General-Instruction und zu deren Erläuterung jüngst ausgelassenem Reglement […] streng zu sehen“ (H I 168; H II, 196; zu Duhram vgl. B 315).

Am 24. Dezember benennt Leibniz in einem Memorandum für Friedrich I. die nächsten Aufgaben der Sozietät, ohne auf seine praktische Ausschaltung bei den Vorgängen des ablaufenden Jahres einzugehen (H II, 201-202; B 213-216).

Am 27. Dezember schreibt der Sozietäts–Sekretar Jablonski an Leibniz unter anderem: „Hiernächst habe gehorsamst vermelden sollen, wie S. Königl. Majestät allergnädigst beliebet, die Societät solenniter nidersezen zu lassen, auch hiezu den nechstbevorstehenden 19. Januar bestimmet und die Ceremonie zu verrichten dem Hrn. Geheimen Raht von Prinzen aufgegeben, wie derselbe solches vorgestern meinem Bruder zu verstehen gegeben. Wenn nu bei derselben, wie gehoffet wird, E. Excell. sich einzufinden belieben wollen, so werden Dieselben dißfals zu befehlen, wie auch wegen des Kopfgeldes den endlichen Schluß zu eröfnen geruhen“ (Z 82).

Am 30. Dezember kritisiert Leibniz (in der durch eine Falschmeldung ausgelösten irrtümlichen Annahme, dass die Mitglieder der Sozietät von Printzen gewählt und ihn selbst damit abgewählt hätten) in einem ausführlichen Brief an Printzen, dass man ihm alles verheimlicht habe, was man ihm schuldig war, über das neue „Reglement“ zu berichten; auch solle er den Sozietäts-Secretar anweisen, ihn über alles Geschehene zu informieren, und zwar künftig derart, dass er vorher unterrichtet werde, was man plant und tut (H II, 199-200; B 210-213).

Offensichtlich auf Drängen der Kronprinzessin schreibt der Hofprediger Jablonski am 30. Dezember (nachdem er längere Zeit nichts von sich und der Sozietät hören ließ) wieder einmal an Leibniz und rechtfertigt sein eigenes Verhalten: Leibniz sei doch der Entwurf des Reglements „vor etwa 7 Jahren

zur censur communiciret“ worden, und nicht die Sozietät, sondern Seine Königliche Majestät hätten den Herrn von Printzen zum Praeside Honorario erwählt (H I, 172).

1711

Am 8. Januar findet, wiederum ohne Wissen von Leibniz, eine Sozietäts-Sitzung der Berliner Mitglieder im Observatorium statt, um sie in das auf den 19. Januar festgelegte Eröffnungs-Zeremoniell einzuweisen und die Termine für die vierwöchentlich jeweils an einem Donnerstag stattfindenden Sitzungen der vier Departements der Sozietät festzulegen, worüber Leibniz durch einen Brief von Johann Leonhard Frisch (zu diesem: B 298-301) an ihn vom 12. Januar informiert wird (H II, 210; B 216-218).

Am 9. Januar beantwortet Leibniz den Brief des Hofpredigers Jablonski an ihn vom 30. Dezember des vergangenen Jahres: Er erinnere sich nicht daran, dass ihm vor sieben Jahren das Projekt des Reglements communiziert worden sei, und es hätte doch einige Nachricht von der Reassumtion dienlich sein können; nicht die Veränderungen selbst, „als die ich ganz in meinem Sinne (soweit sie mir bekannd) gefunden, sondern nur allein nur dieses, dass man gegen mich ein Geheimniß daraus gemacht, zur Klage Ursach geben. Es kan nicht anders seyn, man muß bereits vor einiger Zeit mit diesem Reglement, umbgegangen seyn; worumb man aber mir nicht part geben wollen, kann ich nicht begreiffen. Es wäre denn etwa daß man sich eingebildet haben möchte, ich würde damit nicht einig seyn, und sie zu hindern trachten […]. Es ist sonst meine Schuld nicht, dass allerhand Guthes in Brunnen gefallen, wofür mir nichts als die Arbeit und die Erinnerung übrig blieben, und stelle dahin was die Nachwelt davon urtheilen und erfahren dürffte“ (H II, 202-204).

Am 10. Januar schreibt, sein eigenes Verhalten rechtfertigend, der Sozietäts–Sekretar Jablonski an Leibniz: „Eure Exzellenz werden hoffentlich sich hochgeneigt erinnern, dass […] vor anderthalb Jahren ich verschiedentlich berichtet [24. August 1709 ?], wie man im Werk begriffen sei, die Sozietät zu ihrer Activität zu bringen, obzwar des Reglements insbesondere nicht erwähnet, weil solches als eine vor nu fast sieben Jahren entworfene und mit E: Excell. gutem Belieben so gut als abgetahne Sache angesehen, daß also mir hierunter einiger Unfleiß oder Nachlässigkeit hoffentlich nicht wird beigelegt werden wollen, wie denn hierum gehorsamst bitte“ (Z 83).

Am 19. Januar, dem zehnten Jahrestag der Krönung des Kurfürsten von Brandenburg zum König in Preußen, findet in Abwesenheit von Friedrich I. (der vormittags mit der gesamten höfischen Prominenz im Schloss das Ordensfest zelebrierte) wie von Leibniz, also des Protectors wie des Präside der

Sozietät, im Berliner Sitzungszimmer des Observatoriums das vom Sozietäts-Secretar Jablonski vorgeschlagene, vom Präses honorarius von Printzen genehmigte und auf ihn selbst zugeschnittene Eröffnungszeremoniell der königlich-preußischen *Sozietät der Wissenschaften* statt (H II, 204); der Sozietäts-Präside Leibniz wird in den jeweils langen Ansprachen weder von Printzen noch vom Hofprediger Jablonski erwähnt, geschweige denn gewürdigt; über die Inaugurationsfeier verfasst a) Benjamin Neukirch (über ihn: B 342) ein sechsstrophiges Gedicht (H II, 204-205) – was ihm, auf Befehl des Königs, die Mitgliedschaft in der Sozietät einbrachte! –, b) der Sozietäts-Sekretar Jablonski einen amtlichen Bericht (B 219-221), und c) wird zu Ostern eine *Kurtze Erzehlung von der Stifft- und Einsetzung der Königlichen Preußischen Societät der Wissenschafften* publiziert, in der Leibnizens Abwesenheit bei der Inauguration wegen seiner anderweitigen Geschäfte erklärt wird (H II, 205-210).

Am 31. Januar schreibt der Sozietäts–Sekretar Jablonski an Leibniz, dass die Einrichtung der Sozietät an dem bestimmten Tag glücklich und mit allgemeinem Vergnügen vollbracht worden sei, und der König als deren erste Aufgabe die Ausarbeitung eines vollständigen „Teutschen Wörterbuches“ befohlen habe (Z 83-84).

Vom 4. März bis zum 11. Mai hält sich Leibniz zum letzten Mal in Berlin auf – zwischen Mai 1700 und Mai 1711 waren es insgesamt 36 Monate! (B 23, 221).

Am 18. und am 26. März: Sitzungen des Generalkonvents der *Sozietät* unter Leibniz' Vorsitz mit seinen umfangreichen Ausführungen über deren künftige Arbeit (B 222-223).

Am 3. April stellt Leibniz den „Antrag auf Besteuerung des Branntwein-Brennens zu Gunsten der Berliner Sozietät“ (H I, 181; H II, 220-227).

Am 22. April leitet Leibniz eine Sitzung der mathematischen Klasse der Sozietät (B 227).

Am 27. April übergibt Leibniz, der zuvor eine undatierte Supplik an den König, in der er sich gegen den Verdacht wehrte, Spion des Hannoverschen Hofes in Berlin zu sein (H I, 178-179; H II, 212-215), ebenso wie ein für Printzen gedachtes Konzept (H II, 215-216) nicht abgeschickt hatte, eine von ihm verfasste Eingabe der *Sozietät* an den König vor allem über die Erschließung neuer Einnahmequellen (H II, 222-223; B 228-230).

Am 4. Mai leitet Leibniz eine Konzilssitzung der *Sozietät* über die *Miscellanea Berolinensia*, und die Aufnahme neuer Mitglieder, auch lässt er sich 200 Taler Präsesgehalt aus der Sozietätskasse auszahlen (L 224; B 227).

Am 14. Mai entwirft Leibniz für Minister Rüdiger von Ilgen ex tempore ein „Kurzes wohl gemeyntes Bedencken vom Abgang der Studien und wie denenselben zu helffen“, in dem er Vorschläge für die verschiedenen Studiengänge unterbreitet und in denen er u.a. fordert, dem abusus entgegenzutreten, die publica lectiones deutsch zu halten, anstatt in den ordinaria lectiones et disputationes latein als der lingua Europæa uniersalis et durabilis ad posteritatem zu verwenden (H II, 216-220).

1712

Im Berliner Adresskalender für dieses Jahr findet sich folgende Eintragung:

„Societät der Wissenschaften ist auf dem Observatorio am neuen Marstall auf der Dorotheestadt.
Praesident und Director: S. Exc. der wirklich geheime Estats-Minister Hr. von Printzen.
Praeses ordinarius: Hr. G. W. von Leibnitz, K. Preuß. wie auch Chur. Braunsch.-Lüneb. geheimer Rath, abwesend.
Vice-Praeses p. t. : Hr. D. E. Jablonski”. – Es folgen die Namen der insgesamt 37 anwesenden Mitglieder und Directoren der vier Klassen (Medico-Physica; Mathematica; Hist.-Philol. Germanica; Hist.-Philol Ecclesiast. et Orient) (H I, 175; zum Berliner Adreßkalender vgl. B 241-258).

Im Januar fordert Leibniz den Vizepräsidenten Jablonski und die Direktoren der Sozietät brieflich auf, in geeigneter Weise die von ihm angeregten magnetischen Messungen in Russland zu unterstützen (L 229).

1713

Am 1. April schreibt der Sozietäts–Sekretar Jablonski an Leibniz, dass der „hohe Todesfall“ – Preußens König Friedrich I. war am 25. Februar 1713 nach kurzer Krankheit verstorben – mehr Veränderungen, als man je vermutet, nach sich gezogen habe; Seine Königliche Majestät (Friedrich Wilhelm I.) habe sich „so weit herausgelaßen, daß Sie […] zuforderst eine ansehnliche Kriegsmacht wolle unterhalten“ (Z 99).

Am 22. April schreibt der Sozietäts–Sekretar Jablonski an Leibniz, dass das Observatorium auf Königlichen Befehl zur Miete öffentlich angeschlagen worden sei, und sich „täglich neue machinationes zum nachteil der Societät äussern“ (Z 100). – An den Rand dieses Jablonski-Briefes schrieb Leibniz folgenden Vers: „Am Saal des Parlements, so England kann gebieten, / Schrieb Cromwel endtlich an: Der Orth ist zu vermiethen. / Dem Kunstwerck zu Berlin geschicht noch größre Ehr, / Ein König schreibt ans Haus: Weicht oder Thaler hehr“ (H I, 191; Z 100).

Am 12. August schreibt der Sozietäts–Sekretar Jablonski an Leibniz: „Der Zustand der Societät bleibt bei dem vorigen, und weil der König fast aller Affairen auser die Soldatenwesen betreffen, sich entschlägt, so wird zwar eine der Societät nachteilige Veränderung nicht leicht zu besorgen, hingegen auch vor dieselbe wenig Vorteile und Woltahten zu besorgen sein“ (Z 103).

Am 6. Dezember schreibt Leibniz aus Wien dem Sozietäts–Sekretar Jablonski: es sei erforderlich, dass im kommenden Jahr ein neues Volumen Miscellaneorum Berolinensium zustande komme, „darin nicht nur speculativa et curiosa, sondern auch practica et utilia zu bringen“; außerdem bitte er, ihm wenigstens 300 Taler rückständiger Besoldung zu schicken (Z 104).

Am 16. Dezember schickt der Sozietäts–Sekretar Jablonski im Anhang seines Briefes an Leibniz ein Verzeichnis der Mitglieder der Königlich Preußisch-Berlinischen Sozietät der Wissenschaften (Z 105; vgl. auch: B 337-365).

1714

Am 17. Februar schreibt der Sozietäts–Sekretar Jablonski an Leibniz, dass es seinem Bruder [dem Hofprediger Jablonski] geglückt sei, mit dem König einmal und mit der Königin mehrmals von der Sozietät und deren Angelegenheiten zu sprechen (Z 107).

Am 2. Mai schlägt der Hofprediger Jablonski während einer Beratung des Direktoriums der Sozietät unter Zustimmung aller anderen, besonders seines Bruders, der Sekretars Jablonski, vor, „Hrn. v. Leibnitz zu verstehen zu geben, weil er nicht mehr in dem Stande, seiner Capitulation Genüge zu thun, dass er sich auch bescheiden werde, des daraus gehabten Emolumenti zu entrathen“ (H I, 196-197).

Am 28. Juli schreibt der Sozietäts–Sekretar Jablonski an Leibniz: „Berichte gehorsamst, wie unter mancherlei Bedrückungen der Sozietät, darunter sie sich schmiegen und biegen muß, die gewöhnliche Versezung des Vize-Praesidii bei allgemeiner Versammlung der sämtlichen Glieder am vergangenen 11. Jul. vollbracht worden (Z 110; D 230).

Am 21. November formuliert das Sozietäts-Konzil eine (wenn auch nicht übergebene, sondern in den Sozietätsakten abgelegte) Eingabe an den König Friedrich Wilhelm I., wonach Leibniz kein Gehalt, sondern nur jährliche Reise- und Korrespondenzgelder zustehen, die bis Oktober 1711 ausgezahlt wurden, dass er aber seit 1711 die Sozietät nicht mehr besucht, sich nach Wien entfernt und seit dem 18. April dieses Jahres die Korrespondenz unterlassen habe, weshalb die Zahlungen seit Jahren an ihn verfallen seien und wir uns der Königlichen Verordnung [vom 27. Juni 1710] zu erfreuen haben (H I,

196-200; H II, 229-230; B 374). – [In dieser Verordnung vom 27. Juni 1710 hieß es (H II, 191; D 229): wenn Leibniz, „es sey durch den Todt oder auf andere Weise abkommen sollte“, sollen einhundert Taler ad cassam zurückfallen und die übrigen fünfhundert Taler den jeweiligen Direktoren der Departements und dem Fiskal der Sozietät zuwachsen].

Am 27. November trifft ein Brief von Leibniz, dem die Sozietät inzwischen 1800 Taler schuldete, bei der Sozietät ein, in dem er erneut eine Gehaltsüberweisung verlangt, und sein baldiges Eintreffen in Berlin ankündigt (B 375).

Am 29. November verfügt König Friedrich Wilhelm I. eigenhändig unter die ihm vom Direktorium der Sozietät am gleichen Tag eingereichte Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben der Sozietät (B 376) das Folgende: „Leibenitz soll hinführo 300 thlr. haben, der Secretarius 200 thlr. hinführo, […] 1000 sollen dem Gundelsheim quartaliter auf 250 thlr. gezahlet werden vor meine angerichtete Sossissiaetaet [gemeint: Collegium medicum], die der Viell. nützl[icher] ist als diese narren possen. Meine Sossiaetet ist vor der weldt und Menschen beste, die andere nichts als der dollen menschen Ihre curieusitet Dieses ist mein Wille sonder Remonstracion und soll der Ober-Marechall ausfertiechen laßen“ (H I, 198; B 377). – Am gleichen 29. November erlässt Friedrich Wilhelm I. eine auch vom Präside honorarius Printzen unterzeichnete Ordre: Aus der Sozietätskasse sollen Leibniz künftig nur 300 Taler und dem Secretario 200 Taler jährlich ausgezahlt werden, und der dadurch erzielte Überschuss von 1000 Talern soll der Leibmedicus Andreas Gundelsheimer quartaliter zum Behuf studierender Chirurgen erhalten (H I, 198; H II, 230; zu Gundelsheimer: B 355).

Am 15. Dezember erbittet das Sozietäts-Directorium in einer Eingabe vom König, dass wenigstens die von den 600 Talern übrigen 300 Taler (nachdem die Zahlung an Leibniz von 300 Talern erfolgt ist), so verwendet werden können, wie es der verstorbene König [am 27. Juni 1710] festgelegt hatte, also „in Faveur der Directoren der Societät“ (H I, 199-200; H II, 231).

Am 18. Dezember schreibt der Sozietäts–Sekretar Jablonski an Leibniz: „Mit der Societät ist es seither einiger Zeit in einen gar anderen Zustand gerahten, indem derselben in ihren fundum gegriffen und über 1000 Thlr. daraus jährlich durch eine Königliche Verordnung zu einem anderweiten Vorwand zu zahlen, aus dem aber andere Zahlungen zu tuhn mir verboten worden. Deme zufolge werden E. Excell. mich hochgeneigt entschuldigt halten, wenn mit der verlangten Geldsumme ich nicht andienen kan“ [was so nicht stimmt:

der König hatte am 29. November verfügt, an Leibniz jährlich 300 Taler, quartaliter also 75 Taler auszuzahlen] (Z 110).

Am 30. Dezember beklagt sich Leibniz bei der Königin Sophie Dorothea über die Untätigkeit der Sozietät und darüber, dass Vieles hinter seinem Rükken geschehe, und bittet, dass sich der König um die Sozietät kümmern solle (H I, 201; H II, 231-232).

1715

Am 6. April schreibt der Sozietäts–Sekretar Jablonski an Leibniz, dass man daran gearbeitet habe, die Sozietät „vor dem gänzlichen Einsturz zu bewahren"; so habe die Sozietät in Potsdam einen Saal angemietet, in den „die großen Grenadiere sich den Ort so wol gefallen laßen, daß unter Vorwand Königlicher Ordre, die aber nicht vorgezeiet worden, sie die Tühr erbrochen, die Rüstungen ab und zum Fenster hinaus geworfen und den Saal eingenommen" (Z 111). Diesem Jablonski-Brief liegt die Abschrift der königlichen Ordre vom 29. November 1714 bei, laut der die Zahlungen der Sozietät an Leibniz um die Hälfte zu reduzieren sind (H II, 230; D 230-231).

Am 20. April schreibt der Sozietäts–Sekretar Jablonski an Leibniz: „Das Unglück der Societät ist, dass diejenigen, so derselben Ehr und Aufnahme suchen, nicht so mächtig sind, als die ihr zu schaden trachten, daher alle gute intentiones vor dieselbe stecken bleiben" (Z 113).

Am 18. Mai schreibt der Sozietäts–Sekretar Jablonski an Leibniz, dass von Beginn an die Entwicklung der Sozietät mit zu wenig Nachdruck betrieben wurde; aber das sei nicht verwunderlich „bei Leuten, die von ihrem Fleiß und Arbeit nichts zu gewarten hatten, und an einem Ort, da das primum mobile aller Dinge ist res privata" (Z 113).

In Beantwortung eines (nicht überlieferten Briefes) von Leibniz vom 3. Juni schreibt der sich als Prinzenbegleiter von Berlin verabschiedende Sozietäts–Sekretar Jablonski am 15. Juni an Leibniz, dass es nicht mehr in seiner Hand liege, ihm mit Rückstandszahlungen zu dienen, denn er habe seine Rechnungen geschlossen, und es sei noch niemand bestellt, der die Geldsachen übernehmen soll (Z 115).

Am 3. September teilt der Hofprediger Jablonski Leibniz mit, dass Minister von Printzen weitere Zahlungen an ihn vorbehaltlich einer Anweisung des Königs storniert habe, wogegen das Sozietäts–Konzil nichts habe machen können (H I, 205; B 379).

Am 15. Oktober stellt Leibniz in einem Brief an den Honorarpräses von Printzen einen zweiten Band der *Miscellania Berolinensia* in Aussicht; auch bittet er ihn, die Order des Königs, der wohl, wenn er ihm sein Gehalt nimmt,

den Einflüsterungen Gundelsheims erlegen sei, rückgängig zu machen (H I, 205-206; B 380).

Am 5. November teilt von Printzen Leibniz mit, dass es das Konzil der Sozietät selbst sei, welches weitere Zahlungen an ihn in der Überzeugung ablehne, dass Leibniz sein Interesse an der Sozietät verloren habe (H I, 206-207; B 380).

Am 19. November verwahrt sich Leibniz in seinem umfangreichen Antwortbrief an von Printzen gegen die ihn betreffenden Unwahrheiten und Unterstellungen des Konzils. Dieser Brief kam am 30. November in Berlin an, und noch am selben Tag fordert von Printzen das Konzil der Sozietät zum Bericht auf (H I, 207-209; B 380).

Die Stellungnahme des Konzils der Sozietät zu dieser Aufforderung, Bericht zu erstatten, ergibt sich aus einem umfangreichen Konzept vom 11. Dezember, das einem Brief des Hofpredigers Jablonski vom 30. Dezember an von Printzen beigelegt ist. Danach sei es Leibnizens eigene Schuld, der nach der Errichtung der Sozietät nur ein einziges Mal in Berlin gewesen und die Korrespondenz lau geführt, seit zwei Jahren überhaupt nicht mehr geschrieben habe [siehe aber die ununterbrochen Korrespondenz zwischen dem Sozietäts–Sekretar und Leibniz zwischen 1711 und 1715!]; Leibniz habe seinen „Meditationibus nachgehangen“ und nur dann geschrieben, wenn er Geld verlangte; je schläfriger es bei der Sozietät zuging, umso mehr würde es dem Herrn Leibniz angestanden haben, dieselbe durch seine Anwesenheit aufzumuntern, usw. usf. (H I, 209-210).

1716

Am 11. Juni erbittet der Hofprediger Jablonski im Rahmen eines wieder aufgenommenen, sich vor allem um die Kirchenvereinigung der calvinistischen und der lutherischen Protestanten kümmernden Briefwechsels von Leibniz die Beantwortung folgender Fragen: 1) was Ew. Wohlgeboren generaliter vermeinen bei jetzigen Zustand der Societät zuträglich zu sein, 2) wie in specie die Classis mathematica zu besorgen sei, 3) die ersten 18 Stücke für den 2. Band der Miscellania sind abhanden gekommen, ob sie sich vielleicht bei Leibniz befinden, 4) über die Aufnahme einiger Gelehrten, die sich gemeldet haben, ob Ew. Wohlgeboren gleichfalls solches gut heißen, 5) ob Ew. Wohlgeboren uns nicht Hoffnung machen wollen, nächsten Sommer, wills Gott, und die languirende Societät durch Dero Anwesenheit hoffentlich zu erquikken und sie zu stärken (H I, 211-212).

Am 7. Juli schreibt der Hofprediger Jablonski an Leibniz, dass die Sozietät „ihren Credit beim König allmählich recuperire“, und er selbst werde

Leibnizens Interessen wahrnehmen, nur müsse er etwas Geduld haben (H I, 212).

Am 8. August berichtet der Hofprediger brieflich Leibniz, dass man überlege, den alten Plan, dem Observatorium ein „Theatrum anatomicum" anzugliedern, wieder aufzunehmen, womit die Anatomie der Sozietät inkorporiert werden würde und diese sich wieder bei Hofe festsetzen könnte (H I, 212; B 272-276).

Am 1. September antwortet Leibniz: „Die incorporirung der Anatomie bey der Societaet ist allerdings nöthig. Es sollte billig junge Cirurgi, so etwa im Felde zu gebrauchen, gebührend instruirt werden, und könndte etwas aus der KriegsCassa wie anderswo breuchlich dazu kommen, und also das jenige, so man der Societaet abgezogen [vgl. die königliche Verfügung vom 29. November 1714], derselben wieder gegeben werden" (H I, 212; B 273-274).

Am 3. November äußert sich Leibniz hoffnungsvoll in einem Brief an Preußens Staatsminister und Honorarpräses der Sozietät der Wissenschaften Freiherr von Printzen – es ist die allerletzte Korrespondenzniederschrift, die sich in Leibnizens Nachlass fand – über die Entwicklung, welche die Berliner Sozietät unter dem Protektorat des realistischen Friedrich Wilhelm I. nehmen könnte (L 261).

Anfang November verschlimmerte sich die Gicht an Füßen und Händen (Podagra und Chiragra), an der Leibniz seit Jahren immer wieder litt. Sein Amanuensis Johann Hermann Vogler und sein Kutscher Johann Heinrich Kolthof pflegten ihn. Der herbeigerufene Arzt Johann Philip Seip bestätigte, dass es keine Aussicht mehr auf Besserung gebe. Es berichtet Leibnizens Mitarbeiter und von ihm vorgeschlagenes Mitglied der Sozietät der Wissenschaften zu Berlin Johann Georg Eckhart – im übrigen „ein Charakter der verwerflichsten Art" (K 274) – in seiner *Lebensbeschreibung des Freyherrn von Leibnitz* aus dem Jahre 1717: Auf die Frage Voglers, „ob er nicht das heilige Abendmahl nehmen wolte, hat er geantwortet: sie sollen ihn zufrieden lassen; er habe niemand etwas zu leyde gethan; habe nichts zu beichten" (E II, 191; R 613-615).

Am Samstag, den 14. November, gegen 22 Uhr, stirbt Leibniz in Hannover.[34] An den am 14. Dezember stattfindenden Bestattungsfeierlichkeiten be-

34 Zum Folgenden: E I, 176; E II, 125; G II, 328-334; K 276-279, 747-749; H I, 213; J 360-363, 497-504; R 615-619; Fontenelle, *Philosophische Neuigkeiten für Leute von Welt und für Gelehrte*, Leipzig 1989, S. 289-325: „Laudatio auf Leibniz". Fontenelle (1657-1757), von Haus aus Jurist, Sekretär der Pariser Akademie von 1697 bis 1740, wurde 1749 Auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie.

teiligten sich weder Hannovers, noch Brandenburgs, noch Sachsens, noch der Wiener, noch der Petersburger Hof. Die Londoner *Royal Society* wie die Königlich-Preußische *Sozietät der Wissenschaften* gedachten seiner nicht. Wohl aber trug am 13. November 1717 Bernard le Bovier de Fontenelle, Sekretär der *Academie Royale des Sciences* zu Paris, dort einen umfangreichen *Éloge de Mr. Leibnitz* vor. Das von Preußens König 1785 gebilligte Vorhaben, am Berliner Opernplatz eine Gedenksäule für (unter anderem) Leibniz zu errichten, harrt bis heute seiner Verwirklichung.

V Vier Nachbemerkungen

1) Leibniz starb als ein begüterter Mann. Kein Wunder. Schließlich war er Reichshofrat (des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation), dreifacher Geheimer Justizrat (von Hannover, von Preußen und von Russland), Direktor der *Bibliotheca Augusta* in Wolfenbüttel sowie Präsident der Königlich-Preußischen Sozietät der Wissenschaften zu Berlin. Allein für das Jahr 1713 gab er seine ihm zumindest *zustehenden* Einkünfte mit 2.800 Thalern plus 4.000 Gulden an, die er außer für seinen eigenen Bedarf „gemeiniglich auff studia, inventiones et experimenta“ zu verwenden pflegte (K 227; L 236; B 379). Mit seinem Tod erbte seiner Schwester Sohn, ein Pastor zu Probstheida bei Leipzig, die von Leibniz hinterlassenen 12.000 Thaler – bei deren Anblick freilich die Pastorengattin im freudigen Schreck leblos zu Boden sank (E II, 201)! Um den Wert der von Leibniz vererbten Barschaft einschätzen und auf heutige Finanzverhältnisse umrechnen zu können: Preußens König Friedrich I. schenkte im Oktober 1701 seiner Frau Sophie Charlotte zum Geburtstag ein diamantnes Ohrgehänge im Wert von 6000 Thalern (B 136).[35] Deren beider Sohn Friedrich Wilhelm I. verfügte als König in Preußen 1713 über ein *wöchentliches* Handgeld von tausend Thalern und die *wöchentlichen* Einnahmen aus seinem Privatvermögen, der „Schatulle“, betrugen 12.000 Thaler; laut Hannoverschem Stadtreglement von 1699 erhielt Hannovers Erster Bürgermeister ein *Jahres*gehalt von 565 Thalern, während im benachbarten Hildesheim 1710/19 der *Jahres*lohn eines Maurergesellen knapp 86 Thaler betrug; die von Leibniz seinem Neffen hinterlassenen 12.000 Thaler waren damals rund 234 kg Feinsilber äquivalent, welche heutzutage immerhin 180.765 Euro wert wären.

35 Nachstehende Details verdanke ich einer freundlich gewährten Beratung durch Thomas Kuczynski.

2) So weit, so gut. Stellt man allerdings fest, dass viele seiner zudem zeitaufwendigen Vorhaben fehlschlugen, sieht Leibnizens Lebensbilanz ganz anders aus. An Beispielen: Es scheiterte seine durch Gespräche, Briefe, Denkschriften und theologische Abhandlungen betriebene Vermittlerrolle bei der Wiederherstellung der kirchlichen Einheit in Deutschland (K 140-172, 718-734); es scheiterte sein Versuch, mit Hilfe von Wahrscheinlichkeitsargumenten die polnische Königswahl in deutschem Interesse zu beeinflussen (K 64-69); es scheiterte sein Versuch, Frankreichs Eroberungslust von Deutschland fern zu halten und hin auf Ägypten zu lenken (A IV/1, S. 167; K 81-92, 699-702); es scheiterten seine ihn nicht weniger als 165 Wochen kostenden Konstruktionsbemühungen, mit Hilfe eines auf „Windkunst" beruhenden Pumpwerkes den Oberharzer Bergbau von den permanent auftretenden Wasserschäden zu entlasten;[36] an der ausbleibenden herzoglichen Gegenliebe scheiterte sein Vorschlag, zur Umsetzung der seit seiner *Dissertatio de arte combinatoria* (A VI/1, S. 163-230) erwogene Begriffsschrift eine Akademie zu gründen (A I/2, S. 155-157); sein *instrumentum arithmeticum*, „eine Maschine, so ich eine Lebendige Rechenbank nenne, dieweil dadurch zuwege gebracht wird, dass alle Zahlen sich selbst rechnen" (A II/1, S. 262), hat ungeachtet umfangreicher eigener Aufwendungen nie wirklich funktioniert (B 285-290; R 318-321); seine Erfindung der Infinitesimalrechnung und deren Notierung bescherte ihm einen bis in die Gegenwart anhaltenden Prioritätsstreit mit Isaak Newton;[37] auch sein nach vielen Enttäuschungen letzter, im März 1715 gegenüber dem zuständigen Minister Andreas Gottlieb von Bernstorff geäußerter Wunsch, Hofhistoriograph von England zu werden, blieb unerfüllt. Im Gegenteil: er bekam von seinem Landesherrscher, Kurfürst Georg Ludwig von Hannover (und seit 1714 zugleich König von Großbritannien) ausdrücklich Reiseverbot (J 462; R 589-593; L 248-251). Zu einer für uns Heutige unverständlichen Tragik der Erfolglosigkeit seien fast alle seine Entwürfe verurteilt gewesen, lautet ein Fazit.[38]

---

36 Leibniz, *Sämtliche Schriften und Briefe*, Reihe I, Supplementband: Harzbergbau 1692-1696, Berlin 1991; K 173-175, 734-735; R 130-137; J 134-138; 161-170, 200-202.

37 Vgl. Jason S. Bardi, *The Calculus Wars: Leibniz and the greatest mathematical clash of all time*, London 2006; George M Ross, *Gottfried Wilhelm Leibniz* [Oxford 1984], Bad Münder 1990, S. 44-48; Ingo Witzke, *Die Entwicklung des Leibnizschen Calculus*, Hildesheim 2009; J 79-105, 122-126, 481-495.

38 So: Hans-Peter Schneider, *Justitia universalis. Quellenstudien zur Geschichte des christlichen Naturrechts bei Leibniz*, Frankfurt 1967, S. 91; vgl. auch Rudolf Vierhaus, „Leibniz und die Gründung der Berliner Akademie", in: *Studia leibnitiana*, Sonderheft 16, Stuttgart 1990, S. 201.

Vor allem aber: Wie sich aus den Abschnitten III und IV der vorliegenden Abhandlung ergibt, gehörten zwar Sozietätspläne ohne Ende zu den Konstanten in Leibnizens Lebenslauf, doch kein einziger dieser Pläne fand eine Verwirklichung in seinem Sinne. War derjenige, von dem es in Frankreichs Aufklärungs–*Encyclopédie* heißt, er habe Deutschland soviel Ruhm gebracht wie Platon, Aristoteles und Archimedes zusammen genommen Griechenland, eine gescheiterte Existenz? Auf andere, sogar auf noch umfassendere Weise hatte dieses Schicksal bereits jenen seiner Vorgänger in der Intellektualgeschichte der Menschheit ereilt, den Leibniz als einen *vir incomparabilis*, einen *fondateur de la philosophie*, einen *homo immortalis* gar, rühmte, obwohl dieser andere ein bekennender Materialist war: Francis Bacon.[39] Waren beide, Bacon wie Leibniz, wenn auch persönlich nicht erfolgreich, so doch wenigstens durch ihre Sozietätsgedanken (oder -utopien) folgenreich? Und gilt dieses Missverhältnis zwischen dem von Leibniz Gewollten und dem dann in der Gesellschaftswirklichkeit Geschehenen gleichermaßen für sein Berliner Sozietätsprojekt? Da seine Verwirklichung über Jahrzehnte hin eine unbestritten kümmerliche, zuweilen sogar entwürdigende Existenz führte, wurde diese wenigstens allererste Gesamtakademie Europas von ihrem Historiker als eine „verfrühte Schöpfung“ bezeichnet (H I, 213). Oder hat nicht wenigstens die Königlich-Preußische *Académie Royale des Sciences et Belles Lettres* unter ihrem das „Reglement“ der Societät der Wissenschaften von 1710 (H II, 192-196; D 77-80) ablösenden, von immerhin Friedrich II., dem sogenannten Großen, gestifteten Statut vom 10. Mai 1746 (H I, 269 ff.; D 90-93) Leibnizens Sozietätsgedanken verwirklicht? Jedenfalls gehörten bedeutende Wissenschaftler wie d’Alembert, Bernoulli, Diderot, Euler, Fontenelle, Formey, Helvétius, Holbach, Lambert, Linné, Maupertuis, Montesquieu, Voltaire, Wolff (nicht aber Berlins bedeutendster Denker: Moses Mendelssohn!) zu ihren aufs Französische getrimmten Mitgliedern (denn Preußens König wollte keine deutschen Akademie-Abhandlungen lesen, und lateinische hätte er nicht verstanden). Desgleichen soll nicht verschwiegen werden, dass der peinliche Streit zwischen dem König, dem Akademiepräsidenten seiner Wahl Maupertuis und Voltaire auch auf dem Rücken von Leibniz ausgetragen wurde (H 1, S. 317), und zwischen 1783 und 1798 vermochte die Berliner Mittwochgesellschaft – eigentlich: „Gesellschaft der Freunde der Aufklärung“ – mit ihrem Hausorgan, der *Berlinischen Monatsschrift*, eine un-

39 Vgl. A VI/4, S. 430, 1480, 2064, sowie H. Klenner, *Historisierende Rechtsphilosophie*, Freiburg 2009, S. 155-187: „Bacons Wissenschaftsverständnis und Scheitern“.

gleich höhere Relevanz für Preußens Gesellschaftswirklichkeit zu erzielen als die königliche Akademie.[40] Niemals seien bei einem Könige die Männer der Wissenschaft so angesehen und zugleich so einflusslos auf die Leitung der Gesellschaftsverhältnisse gewesen wie unter Friedrich II., wird rapportiert (H I, S. 304 ff.).

3) Nichts geschieht, ohne dass es eine zureichende Ursache oder wenigstens einen bestimmenden Grund gebe, lautet – laut Leibniz – eine der beiden Grundprinzipien unserer Vernunftüberlegungen.[41] Gelten: „nihil esse sine ratione, seu quicquid est habet rationem sufficientem“ (A VI/2, S. 480, 483) ebenso wie: „Deus nihil vult sine ratione“ (A VI/4, S. 1388) auch für das *Scheitern* von Plänen und Projekten, sogar für Leibnizens eigene Sozietätsideen? Waren Leibniz, dem „personifizierten Wissenstrieb“, der „Denkmaschine“, als die ihn Diderot pries,[42] die realexistierenden Verhältnisse nicht gewachsen, oder aber war er es, der ungeachtet oder grade wegen seiner „genialen Umtriebigkeit“ diesen Verhältnissen nicht gewachsen war? Natürlich lassen sich viele „Entschuldigungen“ für das Scheitern damaliger Wissenschaftsorganisationen anführen, etwa die Misere der deutschen Kleinstaaterei, deren wirtschaftliche Stagnation, ein unterentwickeltes Bürgertum, das universitätslose Berlin, sich verweigernde bornierte Kirchenfürsten, der Expansionismus von Louis XIV., die Vergnügungs- und Verschwendungssucht des einen Königs in Preußen ebenso wie seines Nachfolgers militaristischer *Rocher de bronze*.

Grundsätzliches ist auf lange Sicht wichtiger: Indem Leibniz keine Tatsache als existierend und keine Aussage als wahr anerkannte, ohne dass es zureichende Ursachen und Gründe hierfür gäbe (auch wenn diese Ursachen und Gründe oft nicht, oder *noch* nicht, bekannt sind), ließ er alles Gegenwärtige durch Kausalketten mit der Vergangenheit verbunden sein. Da das den gesamten Ablauf des Alls regelnde Gesetz Gottes ohne Ausnahme sei (Q 73), gibt es folgerichtig für ihn kein Faktum, das durch einen *Deus ex Machina* erklärt werden könne: „Gott kann vernünftigerweise bei natürlichen Dingen nur

40 Vgl. H I, 422 ff.; Conrad Grau, *Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Heidelberg 1993, S. 95, 111; Werner Schneiders (ed.), *Lexikon der Aufklärung*, München 1995, S. 59-64; H. Klenner, „Mendelssohns beste Staatsverfassung“, in: *Wolfenbütteler Bibliotheks-Informationen*, Jg. 34, 2009, S. 13-21.

41 Leibniz, Monadologie § 32 (Q 452); Théodicée I, § 44 (T I, 273). Vgl. auch: Hans Poser (ed.), *Nihil sine ratione: Mensch, Natur und Technik im Wirken von Leibniz*, Teil 1-3, Hannover 2001/02; Hans-Jürgen Engfer, „Principium rationis sufficientis“, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, Darmstadt 1989, S. 1325-1336.

42 Denis Diderot, *Philosophische Schriften*, Bd. 2, Berlin 1961, S. 43.

in der Art eingreifen, in der er bei allen anderen natürlichen Dingen mitwirkt“, also die Harmonie der Dinge sei „vorherbestimmt, prästabiliert“ (Y 44). Damit aber brachte Leibniz die Allmacht Gottes mit der Allmacht der Vernunft in Einklang. Mit seinem kategorischen Urteil, dass Gott unfähig sei, ohne Vernunft zu handeln (T 1, 549), leistete der dem Kirchgang wie dem Abendmahl für sich selbst abholde Leibniz, dem ein Hannoveraner Pastor von der Kanzel herab den plattdeutschen Scheltnamen „Lövenix“, d. i. glaubet nichts, gab (E II, 201; G II, 333), dem Atheismus stärkeren Vorschub als die plumpen Gottesleugner.

Aus Leibnizens „großem Prinzip, wonach nichts ohne zureichenden Grund geschieht, d.h. nichts eintritt, ohne dass der, welcher die Dinge hinlänglich kennt, einen Grund angeben könnte, welcher hinreicht, um darzulegen, warum es so und nicht anders ist“ (Y 110), ergibt sich auch die Rechtfertigungsverpflichtung für Behauptungen, Ansichten und Auffassungen, was wiederum eine *libertas philosophandi* bedingt. Wenn es weder Wunder noch andere als bewiesene oder aber zu beweisende Wahrheiten gibt, dann ist ein Miteinander auch der gegeneinander Argumentierenden, also Toleranz zwischen den Wahrheitssuchern im Interesse der gemeinsamen Intention geboten, noch nicht belegte Tatsachen als existent oder als nichtexistent zu bestätigen und Aussagen als wahr oder als falsch zu beweisen. Dogmatiker, Fanatiker und Oberhäupter von Sekten („Strenggläubige“) würden, laut Leibniz, keine Widersprüche gegen ihre Meinungen dulden; sie ließen ihren tierischen Leidenschaften die Zügel schießen, seien imstande, für ihren Vorteil die Welt an allen vier Ecken anzuzünden und jene Revolution („révolution générale“) vorzubereiten, die Europa bedrohte.[43] – Ungewöhnlich klare Worte des ansonsten eher zurückhaltend argumentierenden Leibniz, für den nicht andere als seine eigenen Meinungen das Tadelnswerteste war, sondern die Leidenschaftlichkeit und Gehässigkeit, mit der Meinungen gegen andere vertreten werden, ohne strenge Beweise für sie zu haben.

In Leibnizens Handhabung ist das *principium rationis sufficientis* nicht als bloß rückwärtsgewandt zu verstehen. Er beschränkt dieses Prinzip nicht auf die Erklärung des Gegenwärtigen aus dem Gewesenen, sondern gleichermaßen als Erwartung eines Kommenden infolge des Gegenwärtigen. Prinzip Hoffnung. Für ihn hat auch das Mögliche seine Wirklichkeit (Y 182). Charakteristisch für ihn ist, dass sich in seinem Kopf alle Antworten in Fragen

43 Zum Voranstehenden: A VI/6, S. 460-464 (Leibniz, *Nouveaux Essais sur l’entendement humain* [1704/1765], IV/16, § 4; in Auseinandersetzung mit John Locke, *An Essay Concerning Human Understanding* [1690], Oxford 1990, IV/20.

und alle Ergebnisse in Aufgaben verwandeln. Unter Wissenschaft verstand er nicht das Lehren des bereits Erkannten, sondern das Erforschen des (noch) Unbekannten. Jedes Sein verstand der Erzdialektiker als Gewordensein *und* als Werden. Alle Substanzen und Körper seien von Natur aus in Bewegung, in Selbstbewegung wohlgemerkt. Die sich selbst bewirkende Veränderung alles Existierenden garantiert, sagt Leibniz in Vorwegnahme eines Gedanken Hegels, dass die Gegenwart mit der Vergangenheit beladen ist und mit der Zukunft schwanger geht (Y 83).[44]

4) Leibniz hatte eine Sozietät der Wissenschaften keineswegs als eine deren Mitgliedern bloß allmonatlich ermöglichende Vorstellungsgelegenheit für ihre jeweiligen Gedanken begriffen. Er hatte vielmehr unter einer Sozietät der Wissenschaften eine *Assoziation* von Wissenschaftlern verstanden, die in einer als *Assoziation* begriffenen Gesellschaft integriert sind. Nichts anderes besagt seine vielzitierte, wenn auch zumeist vordergründig verstandene Forderung an Brandenburgs Wissenschaftssozietät, „*theoriam cum praxi* zu vereinigen".[45] Unüberlesbar findet sich im Unterschied zum königlich-preußischen Sozietäts-Reglement vom Juni 1710 (D 77-80) in Leibnizens Denkschriften vom März 1700 der Fundamentalgedanke, in Berlin „eine societatem scientiarum et artium zu fundiren, [die] nicht auf bloße Curiosität oder Wissens-Begierde und unfruchtbare Experimenta gerichtet" ist, sondern: diese Sozietät solle zur Förderung von Kunst und Wissenschaft, von Ackerbau, Manufakturen, Handwerk, Bergbau, Handel, Laboratorien, Architektur, Observatorien, Bibliotheken, Buchdruck, Museen, Gesundheitswesen, Bildungseinrichtungen speziell für deutscher Sprache, Forstwesen, Polizeiordnung und Fortpflanzung des reinen Evangeliums etabliert werden (B 71-82). Anderwärts trifft man bei ihm auf die Forderung, Banken zu gründen, damit die Rentner ihr Geld sicher anlegen können, und Vorratsmagazine einzurichten, um Teuerungen und Hungersnöten vorzubeugen, Assecuranz-Cassen gegen Wasser- und Feuerschäden und eine Reserve-Casse zur Witwen- und Waisenversorgung zu gründen, auch Werkhäuser einzurichten, um Arbeitslo-

44 Hegel, *Enzyklopädie*, Zweiter Teil [1830], Frankfurt 1986, S. 55 (§ 259, Zusatz): „Die konkrete Gegenwart ist das Resultat der Vergangenheit, und sie ist trächtig von der Zukunft".

45 H II, 76; P II, 86; D 217; B 72. – Leibnizens „theoria cum praxi" kontinuiert Bacons bekanntes „non opinio, sed opus" (*Novum organum*, Oxford 2004, S. 24) und präpariert Marxens „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretirt*, es kömmt drauf an sie zu verändern", in: Marx/Engels, *Gesamtausgabe* (MEGA), Bd. IV/3, Berlin 1998, S. 21; vgl. auch MEGA, Bd. IV/1, S. 183-212, 751-768; ferner MEW, Bd. 32, S. 504 f., 711; Bd. 38, S. 485, sowie Marx/Engels, *Über Geschichte der Philosophie* (ed.: Gerd Irrlitz / Dieter Lübke), Leipzig 1985, Register sub *Leibniz*.

se wie Müßiggänger in Arbeit zu setzen; Sozietäten sollen Mittel und Wege ersinnen, um den Handwerksmann von seinem Elend zu erlösen und den armen Leuten bei Krankheit ohne Entgelt beispringen zu können, auch „armen studiosis unterhalt zu schaffen, ihre studia zu continuieren und doch dabei mit ihren und der societät nuzen ihr brodt zu verdienen" (A IV/1, S. 539) oder um den „Armen Arbeit zu schaffen, sie also vorm Bettelstab, diebstahl, rauben, in Krieg lauffen oder in Kloster geben" abzuhalten (A IV/1, S. 561 f.).

Eine wirkliche Leibniz-Sozietät als Bündnis von „scientia et potentia" (P II, 33), als „alliance de la pratique et de la théorie" (A VI/6, S. 527), erfordert eine grundsätzliche Funktionsveränderung der Wissenschaftler und ihrer Forschungen in der Gesellschaft und folglich eine umzugestaltende Staatsverfassung und –verwaltung. Wenngleich immer wieder übersehen, ist längst aufgedeckt worden,[46] dass Leibniz mit Sozietätsgründungen eine umfassende Wissenschafts-, Wirtschafts- und Kulturbehörde innerhalb einer planvollen, rationalen Gestaltung aller Bereiche menschlicher Betätigung intendierte: „Die Kunst der Practick steckt darinn, daß man die Zufälle selbst unter das joch der Wißenschafft so viel thunlich bringe. Je mehr man dieß thut, je bequemer ist die theorie zur Practick".[47] Leibnizens Sozietätskonzeption ist ein Moment seiner Vergesellschaftungskonzeption: das *bonum commune*, nicht das Privateigentum ist der tiefere Sinn der menschlichen Gemeinschaft; für eine am Gemeinwohl orientierte innere Ordnung des besten Staatswesens sei das Privateigentum sogar entbehrlich.[48] Mit einem Wort: In seiner Sozietäts- und Sozialkonzeption finden sich „utopische Elemente, die konkrete Züge der klassenlosen Gesellschaft auf unreifer Bewusstseinsstufe antizipieren".[49] Gerechtigkeit als die Nächstenliebe des Weisen (A VI/4, S. 2798, 2890: „Justitia est caritas sapientis") zu definieren oder als die

46 Wilhelm Totok, „Leibniz als Wissenschaftsorganisator", in: Totok/Haase (ed.), *Leibniz: Sein Leben. Sein Wirken. Seine Welt*, Hannover 1966, S. 303; Walter Markov, „Aufklärung und Revolution", in: *Beiträge zur Max/Engels-Forschung*, Berlin 1975, S. 131; Werner Schneiders, „Sozietätspläne und Sozialutopie bei Leibniz", in: *Studia leibnitiana*, Bd. VII, 1975, S. 59; Rudolf Vierhaus, „Leibniz und Die Gründung der Berliner Akademie", in: *Studia leibnitiana*, Sonderheft 16, Stuttgart 1990, S. 201.

47 Leibniz, *Philosophische Schriften* (ed.: Carl Gebhardt), Bd. 7 [1890], Hildesheim 1978, S. 525.

48 A VI/4, S. 2869: „in optima republica sublatum esset jus strictum proprietatis, sed ejus loco introductum esset jus strictum communitatis…". Zu Leibnizens Konzeption eines bestverfassten Gemeinwesens (*optima res publica*) im Sinne eines Ideal-, Vernunft- und Erziehungsstaates (*Empire de la raison*), vgl. Hans-Peter Schneider, „Leibniz", in: Michael Stolleis (ed.), *Staatsdenker im 17. und 18. Jahrhundert*, Frankfurt 1987, S. 218-222.

49 So: Hans Heinz Holz, *Herr und Knecht bei Leibniz und Hegel*, Neuwied 1968, S. 62, 65.

zur Gewohnheit verfestigte Gesinnung, alle zu lieben (N 244: „Justitia est habitus amandi omnes"), widerspricht allerdings den Gegebenheiten einer Gesellschaft, in der man „einen jeden sich ernehren lasset, wie er kann und will, er werde reich mit hundert anderer Verderben oder er falle und stoße hundert andere mit umb, die ihm getrauet" (A IV/1, S. 559-561).

Freilich führt diese Argumentationskette unvermeidlich zu der Erkenntnis, dass Leibnizens Werk nicht nur privilegienfeindlich, also damals antifeudal war, sondern auch ein den Produktivitätsbedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft (und selbst die gab es doch im Brandenburg/Preußen seiner Zeit noch gar nicht!) unangemessenes, weil deren Möglichkeiten übersteigendes Forschungs-, Wissenschafts- und Gesellschafsprogramm enthält. Schärfer formuliert: Leibnizens Sozietätsprojekt intendiert nicht weniger als die Herrschaft – andere nennen es die Diktatur – der Vernunft. Gewiss ohne einen terroristischern Imperativ. Aber seine Gegenüberstellung von Verstand und Macht kann nicht fromm interpretiert werden. Wer Ohren hat, zu hören und Augen hat zu lesen, und einen Grips dazu, weiß Bescheid, wenn er bei Leibniz liest: Das Ebenmaß von Verstand und Macht ist „das Fundament der Gerechtigkeit […]. Ist die macht größer als der Verstand, so ist der sie hat entweder ein einfältig Schaff, wo er sie nicht weis zu brauchen, oder ein Wolff und Tyrann, wo er sie nicht weis wohl zu brauchen. Ist der verstand größer als die macht, so ist der ihn hat vor unterdrückt zu achten. Beyde sind unnüz, ja auch wohl schädlich" (A IV/1, S. 531).

Es ist das kein resignativer Schluss, auch wenn nicht jedes *Nicht* ein *Noch-nicht* ist. In ungebrochener Zuversicht darauf, dass alles Mögliche nach Existenz strebt und der Fortschritt ins Unendliche führt (Q 177, 369), und selbst eine Geschichte des kommenden Jahrhunderts planend, beteuert Leibniz: „Ich werde so sprechen, als wenn ich einer von denen wäre, die heute in hundert Jahren leben werden" (A I/13, S. 55).

***

Leibniz, der Glaubenichts, verließ den Kreis der Erden:
Ein solcher Forscher wird nicht mehr gesehen werden.

Literatur

A Bibliographien und Wörterbücher
B Von Leibniz
C Über Leibniz
D Über Akademien, Universitäten und Sozietäten
E Über Philosophie und Wissenschaft
F Über Berlin und Preußen um und nach 1700
G Philosophische Werke des 17. und 18. Jahrhunderts

A Bibliographien und Wörterbücher

Annette Antoine / Annette v. Boetticher (ed.), *Leibniz-Zitate*, Göttingen 2007.

Donald M. Borchert (ed.), *Stanford Encyclopedia of Philosophy*, Detroit 2006 (Bd. 5, S. 249-279: Leibniz).

Stewart Brown / N. J. Fox (ed.), *Historical Dictionary of Leibniz's Philosophy*, Oxford 2006.

Gernot Gabel, *Leibniz. Eine Bibliographie europäischer und nordamerikanischer Hochschulschriften*, Köln 1986.

Iring Fetscher / H. Münkler (ed.), *Handbuch der politischen Ideen*, Bd. 3: *Neuzeit*, München 1985.

Reinhard Finster (ed.), *Leibniz-Lexicon*, Hildesheim / New York 1988.

Albert Heinekamp (ed.), *Leibniz–Bibliographie*, Bd. 1: Literatur über Leibniz bis 1980; Bd. 2: Literatur über Leibniz 1981-1990, Frankfurt 1984/1996.

Helmut Holzhey (ed.), *Die Philosophie des 17. Jahrhunderts*, Bd. 4, Kap. 9, S. 995-1159: Leibniz, Basel 2001.

Heiner F. Klemme (ed.), *The Dictionary of Eighteenth-Century German Philosophers*, Bd. 1-3, London 2010.

Noretta Koertge (ed.), *New Dictionary of Scientific Biography*, Bd. 1-8, Detroit 2008.

Kurt Müller / Gisela Krönert (ed.), *Leben und Werk von Leibniz. Eine Chronik*, Frankfurt 1969.

Emile Ravier, *Bibliographie des œuvres de Leibniz*, Paris 1937, ergänzt in: *Revue philosophique de la France et de l'étranger*, Bd. 63, Paris 1938, Nr. 126, S. 324-346 (ND: Hildesheim 1966).

B Von Leibniz

Sämtliche Schriften und Briefe (ed.: Akademie der Wissenschaften zu Berlin), Darmstadt/Leipzig/Berlin, seit 1923 (auf mehr als einhundert Bände konzipiert; die in zweiter Auflage erscheinenden Bände sind erheblich erweitert).

1. Reihe: Allgemeiner, politischer und historischer Briefwechsel (bisher 20 Bände).
2. Reihe: Philosophischer Briefwechsel (bisher 2 Bände).
3. Reihe: Mathematischer, naturwissenschaftlicher und technischer Briefwechsel (bisher 6 Bände).
4. Reihe: Politische Schriften (bisher 6 Bände).
5. Reihe: Historische und sprachwissenschaftliche Schriften (bisher kein Band).
6. Reihe: Philosophische Schriften (bisher 6 Bände).
7. Reihe: Mathematische Schriften (bisher 5 Bände).
8. Reihe: Naturwissenschaftliche, medizinische und technische Schriften (bisher 1 Band).

Opera Omnia (L. Dutens), Bd. 1-6, Genf 1767 (Hildesheim 1989).

Deutsche Schriften (G. E. Guhrauer, Bd. 1-2, Berlin 1838-1840 (Hildesheim 1989).

Opera Philosophica (J. E. Erdmann), Berlin 1840 (Aalen 1959).

Gesammelte Werke (G. H. Pertz), Bd. 1-4, Hannover 1843-1847.

Mathematische Schriften (C. I. Gerhardt), Bd. 1-7, Berlin 1849-1863 (Hildesheim 1971).

Lettres et opuscules inédits (L. A. Foucher de Careil), Paris 1854 (Hildesheim 2007).

Œuvres (L. A. Foucher de Careil), Bd. 1-7, Paris 1859-1875 (Hildesheim 2003).

Die Werke (O. Klopp), Bd. 1-11, Hannover 1864-1884 (Bd. 7-11: Hildesheim 1970-1973).

Die Philosophischen Schriften (C. I. Gerhardt), Bd. 1-7, Berlin 1875-1890 (Hildesheim 1978).

Kleinere philosophische Schriften (R. Habs), Leipzig 1884 (Leipzig 1966).

Opuscules et fragments inédits (L. Couturat), Paris 1903 (Hildesheim 1988).

Textes inédits (G. Grua), Bd.1-2, Paris 1948 (London 1985).

Fragmente zur Logik (F. Schmidt), Berlin 1960.

Politische Schriften, Bd. 1-2 (H. H. Holz), Frankfurt 1967.

Die Hauptschriften zur Dyadik (H. J. Zacher), Frankfurt 1973.

Die mathematischen Studien zur Kombinatorik (E. Knobloch), Wiesbaden 1976.

Specimen Dynamicum (H. G. Dosch) Hamburg 1982.

Kleine Schriften zur Metaphysik (H. H. Holz), Darmstadt 1985.

Philosophische Schriften und Briefe 1683-1687 (U. Goldenbaum), Berlin 1992.

Allgemeine Untersuchungen über die Analyse der Begriffe und Wahrheiten (Franz Schupp), Hamburg 1993).

Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie, Bd. 1-2 (A. Buchenau / E. Cassirer), Hamburg 1996

Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand (E. Cassirer), Hamburg 1996.

Die Theodizee, Bd. 1-2 (H. Herring), Frankfurt 1996.

Schriften zur Logik und zur philosophischen Grundlegung von Mathematik und Naturwissenschaft, Frankfurt 1996.

Hauptschriften zur Versicherungs- und Finanzmathematik (E. Knobloch), Berlin 2000.

Die Grundlagen des logischen Kalküls (F. Schupp), Hamburg 2000.
Monadologie und andere metaphysische Schriften (L. Wenzler), Hamburg 2002.
Frühe Schriften zum Naturrecht (H. Zimmermann), Hamburg 2003.
Schriften und Briefe zur Geschichte (M. Babin), Hannover 2004.
Monadologie (J. Horn), Darmstadt 2009.
Briefwechsel mit Mathematikern (C. Gerhardt, 1899), Hildesheim 1962.
Briefwechsel mit Christian Wolff (C. Gerhardt, 1860), Hildesheim 1963.
Briefe von besonderem philosophischen Interesse (W. Wiater), Darmstadt 1985.
Briefwechsel mit Jesuitenmissionaren (R. Widmaier), Frankfurt 1990.
Briefwechsel mit Samuel Clarke (V. Schüller), Berlin 1991.
Briefwechsel mit Antoine Arnauld (R. Finster), Hamburg 1997.
Der Briefwechsel mit Jesuiten in China (R. Wiedmaier), Hamburg 2006.

C Über Leibniz

Eric J. Aiton, *Leibniz. A Biography*, Bristol 1985 (deutsch: Frankfurt 1991).
Christos Axelos, *Die ontologischen Grundlagen der Freiheitstheorie von Leibniz*, Berlin 1973.
Erich Barke (ed.), *Leibniz neu denken*, Stuttgart 2009.
Friedrich Beiderbek (ed.), *Pluralität der Perspektiven und Einheit der Wahrheit im Werk von Leibniz*, Berlin 2010.
Ernst Benz, *Leibniz und Peter der Große*, Berlin 1947.
Ernst Bloch, *Neuzeitliche Philosophie*, Bd. 3, Frankfurt 1985, S. 118-202: „Leibniz".
Rüdiger Böhle, *Der Begriff des Individuums bei Leibniz*, Meisenheim 1978.
Hans-Stephan Brather, „Leibniz und Berlin", in: *Spectrum*, Jg. 18, Berlin 1987, Nr. 6, S. 30-31.
Brather, *Leibniz und seine Akademie*, Berlin 1993.
Horst Bredekamp, *Die Fenster der Monade. Leibniz' Theater der Natur und Kunst*, Berlin 2008.
Herbert Breger, „Leibniz, deutscher Universalgelehrter", in: Dieter Hoffmann (ed.), *Lexikon der bedeutenden Naturwissenschaftler*, Bd. 2, München 2004, S. 387-392.
Breger, „Leibniz und die Mathematik", in: Gerhard Banse / Wolfgang Küttler / Roswitha März (ed.), *Die Mathematik im System der Wissenschaften*, Berlin 2009, S. 13-19.
Hubertus Busche (ed.), *Leibniz. Monadologie* (Klassiker auslegen), Berlin 2009.
Cornelia Buschmann, „Gottfried Wilhelm Leibniz über Wissenschaft und Gesellschaft", in: Wolfgang Förster (ed.), *Aufklärung in Berlin*, Berlin 1989, S. 42-72.
Ernst Cassirer, *Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen* [1902], Hildesheim 1980.
Egmont Colerus, *Leibniz. Leben und Werk eines Universalgenies* [1934], Hamburg 1986.
Daniel J. Cook (ed.), *Leibniz und das Judentum*, Stuttgart 2008.

Deborin, „Leibniz als sozialer Denker“, in: *Sowjetwissenschaft*, Berlin 1962, Nr. 7, S. 706-719.

Johann A. Eberhard / Johann G. Eckhart, *Leibniz–Biographien* [1717/1795], Hildesheim 2003.

Ludwig Feuerbach, *Gesammelte Werke*, Bd. 3, Berlin 1969: „Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnizschen Philosophie“ [1837/1847].

Reinhard Finster / Gerd van den Heuvel, *Gottfried Wilhelm Leibniz*, Reinbek 2010.

Kurt Flasch, *Kampfplätze der Philosophie*, Frankfurt 2008 (S. 293-330: Leibniz gegen Locke und Bayle).

Kuno Fischer, *Leibniz* [1855], Wiesbaden 2009.

Joachim O. Fleckenstein, „Leibniz und die wissenschaftlichen Akademien“, in: *Leibniz-Faksimiles. Bekanntes und Unbekanntes aus seinem Nachlaß*, Hildesheim 1971, S. 1-11.

Bernard Le Bovier de Fontenelle, *Philosophische Neuigkeiten*, Leipzig 1989, S. 289-325: „Laudatio auf Leibniz“ [1716].

Georges Friedman, *Leibniz et Spinoza*, Paris 1975.

Ursula Goldenbaum (ed.), *Infinitesimal Differences between Leibniz and his Contemporaries*, Berlin 2008.

Goldenbaum, „Leibniz über Toleranz und Wahrheit”, in: Erich Barke (ed.), *Leibniz neu denken*, Stuttgart 2009.

Conrad Grau, „…Leibniz, wie immer geniale Gedanken um sich streuend…“, in *Wissenschaft und Fortschritt*, Berlin, Bd. 25, 1975, S. 2-7.

Gottschalk E. Guhrauer, *Leibniz. Eine Biographie* [1842/46], Hildesheim 1966.

Aron Gurwitsch, *Leibniz – Philosophie des Panlogismus*, Berlin 1974.

Carl Haase, „Leibniz als Politiker und Diplomat“, in: Wilhelm Totok / Carl Haase (ed.), *Leibniz. Sein Leben, sein Wirken, seine Welt*, Hannover 1966, S. 195-226.

A. Rupert Hall, *Philosophers at War: The Quarrel between Newton and Leibniz*, Cambridge 1980.

Adolf Harnack, *Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Berlin 1900.

Hartmut Hecht, „Leibniz’ frühe Denkschriften über Wissenschaft und Staat“, in: *Wissenschaft und Staat*, Berlin 1989, S. 1-13.

Albert Heinekamp (ed.), *Beiträge zur Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte von Leibniz*, Stuttgart 1986.

Gerd van den Heuvel, *Leibniz in Berlin* (Ausstellung im Schloß Charlottenburg), Berlin 1987.

Heuvel, „Leibniz zwischen Hannover und Berlin“, in: *Studia Leibnitiana*, Sonderheft 16, Stuttgart 1990, S. 271-280.

Heuvel, *Leibniz im Netz. Die frühneuzeitliche Post als Kommunikationsmedium der Gelehrtenrepublik um 1700*, Hameln 2009.

Eike C. Hirsch, *„Der berühmte Herr Leibniz“ – Eine Biographie*, München 2000.

Joseph E. Hofmann, „Leibniz als Mathematiker“, in: Wilhelm Totok / Carl Haase (ed.), *Leibniz. Sein Leben, sein Wirken, seine Welt*, Hannover 1966, S. 421-458.

Hans Heinz Holz, *Herr und Knecht bei Leibniz und bei Hegel*, Neuwied 1968.

Holz, *Gottfried Wilhelm Leibniz* [Leipzig 1983], Frankfurt 1992.

Holz, *Einheit und Widerspruch. Problemgeschichte der Dialektik in der Neuzeit*, Bd. 1, Stuttgart 1997, S. 261-453: „Leibniz“.

Kurt Huber, *Leibniz* [1951], München 1989.

Wolfgang Janke, „Leibniz als Metaphysiker“, in: Wilhelm Totok / Carl Haase (ed.), *Leibniz. Sein Leben, sein Wirken, seine Welt*, Hannover 1966, S. 361-420.

Christa Johannsen, *Leibniz. Roman seines Lebens* [1966], Berlin 1975.

Thomas Kisser, *Metaphysik und Methode. Descartes, Spinoza, Leibniz im Vergleich*, Stuttgart 2010.

Lotte Knabe, „Leibniz’ Pläne zur Gründung von wissenschaftlichen Sozietäten“, in: *Spektrum*, Bd. 12, Berlin 1966, Nr. 10, S. 346-350.

Eberhard Knobloch, „Leibniz und sein mathematisches Erbe“, in: *Mitteilungen der mathematischen Gesellschaft der DDR*, Berlin 1984, S. 7-35.

Knobloch, „Die entscheidende Abhandlung von Leibniz zur Theorie linearer Gleichungssystem“, in: *Studia Leibnitiana*, Bd. 4, S. 163-180.

Mark Kulstadt (ed.), *The Philosophy of the Young Leibniz*, Stuttgart 2009.

I. M. Lange, *Leibniz*, Berlin/Leipzig 1947.

Leibniz und Europa (Kolloquium mit Beiträgen von Holz, Blanke, Grau Irmscher, Chung, Seidel, Treder, Wollgast) in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 13, Jg. 1996, Heft 5.

Thomas Leinkauf, *Leibniz*, München 1996.

Hermann Ley, *Geschichte der Aufklärung und des Atheismus*, Bd. 3/2, Berlin 1980, S. 358-423: „Leibniz“.

Hanns Lilje, „Randbemerkungen zu Leibniz’ Theologie“, in: Wilhelm Totok / Carl Haase (ed.), *Leibniz. Sein Leben, sein Wirken, seine Welt*, Hannover 1966, S. 277-292.

Michael Th. Liske, *Leibniz’ Freiheitslehre*, Hamburg 1993.

Waltraud Loos, „Leibniz’ Gedicht auf den Tod der Königin Sophie Charlotte“, in: *Aus der Welt des Barock*, Stuttgart 1957, S. 69-82.

Carl G. Ludovici, *Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Leibnitzschen Philosophie*, Bd. 1-2 [1737], Hildesheim 1966.

Dietrich Mahnke, *Leibnizens Synthese von Universalmathematik und Individualmetaphysik* [1925], Stuttgart 1964.

Jürgen Mittelstrass, „Der Philosoph und die Königin – Leibniz und Sophie Charlotte“, in: *Studia Leibnitiana*, Sonderheft 16, Stuttgart 1990, S. 9-27.

Konrad Moll, *Der junge Leibniz*, Bd. 1-3, Stuttgart 1978-1996.

Kurt Müller / Wilhelm Totok (ed.), *Studia leibnitiana*, Jg. 1 - , seit 1969 (samt Ergänzungsbänden: *Supplementa*).

Müller / Krönert, *Leben und Werk von Leibniz. Eine Chronik*, Frankfurt 1969.

Igor S. Narski, *Gottfried Wilhelm Leibniz*, Berlin 1977.
Juan A. Nicolás (ed.), *Leibniz und die Entstehung der Modernität*, Stuttgart 2009.
Jan Palkoska, *Substance and Intelligibility iin Leibniz's Metaphysics*, Stuttgart 2010.
Hans Poser / Albert Heinekamp (ed.), *Leibniz in Berlin*, Stuttgart 1990.
John Rawls, *Geschichte der Moralphilosophie*, Frankfurt 2000, S. 155-198: „Leibniz".
Manfred Richter, *Legende Lövenix. Ein ungesicherter Bericht über Liebe und andere Merkwürdigkeiten im Leben des Gottfried Wilhelm Leibniz*, Berlin 2004.
George M. Ross, *Leibniz: Leben und Denken*, Bad Münder 1990.
Bertrand Russell, *A Critical Exposition of the Philosophy of Leibniz* [1900], Oxford 1975.
Ernst Sandvoss, *Leibniz: Jurist, Naturwissenschaftler, Politiker, Philosoph, Historiker, Theologe*, Göttingen 1976.
Hartmut Schiedermair, *Das Phänomen der Macht und die Idee des Rechts bei Leibniz*, Stuttgart 1970.
Hermann Schmalenbach, *Leibniz* [1921], Aalen 1973.
Hans-Peter Schneider, „Leibniz als Jurist", in: Wilhelm Totok / Carl Haase (ed.), *Leibniz. Sein Leben, sein Wirken, seine Welt*, Hannover 1966, S. 489-510.
Schneider, *Justitia universalis. Quellenstudien zur Geschichte des christlichen Naturrechts bei Leibniz*, Frankfurt 1967.
Schneider, „Leibniz", in: Michael Stolleis (ed.), *Staatsdenker im 17. und 18. Jahrhundert*, Frankfurt 1987, S. 197-226.
Schneider, „Leibniz und die preußische Justizreform im 18. Jahrhundert", in: *Studia Leibnitiana*, Sonderheft 16, Stuttgart 1990, S. 281-296.
Werner Schneiders, „Sozietätspläne und Sozialutopie bei Leibniz", in: *Studia leibnitiana*, Bd. 7, 1975, S. 58-80.
Ludwig Schreiner, „Leibniz im Bilde seiner Zeit", in: Wilhelm Totok / Carl Haase (ed.), *Leibniz. Sein Leben, sein Wirken, seine Welt*, Hannover 1966, S. 65-82.
Waldemar Seidel, *Gottfried Wilhelm Leibniz*, Leipzig 1975.
Anna Simonovits, *Gottfried Wilhelm Leibniz*, Berlin 1977.
Erwin Stein (ed.), *Leibniz: Das Wirken des großen Universalgelehrten als Philosoph, Mathematiker, Physiker, Techniker* [Leibniz-Ausstellung], Hannover 2007].
Albrecht Timm, „Leibniz im Vorfeld der Kybernetik", in: Wilhelm Totok / Carl Haase (ed.), *Leibniz. Sein Leben, sein Wirken, seine Welt*, Hannover 1966, S. 459-463.
Wilhelm Totok / Carl Haase (ed.), *Leibniz. Sein Leben, sein Wirken, seine Welt*, Hannover 1966, S. 293-320: „Leibniz als Wissenschaftsorganisator".
Karl-Heinz Weimann, „Leibniz als Sprachforscher", in: Wilhelm Totok / Carl Haase (ed.), *Leibniz. Sein Leben, sein Wirken, seine Welt*, Hannover 1966, S. 535-552.
Erik Wolf, „Leibniz als Rechtsphilosoph", in: Wilhelm Totok / Carl Haase (ed.), *Leibniz. Sein Leben, sein Wirken, seine Welt*, Hannover 1966, S. 465-488.
Siegfried Wollgast, „Leibniz, Tchirnhaus und der Dresdener Sozietätsplan", in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 13, 1996, H. 5, S: 73-95.

D Über Akademien, Universitäten und Sozietäten

Erik Amburger, *Die Mitglieder der Deutschen Akademie der Wissenschaftenn1700-1950*, Berlin 1950.

Christian Bartholmèss, *Histoire philosophique de l'académie de Prusse depuis Leibniz jusqu' à Schelling*, Paris 1850/51.

Hans-Stephan Brather (ed.), *Leibniz und seine Akademie. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der Berliner Sozietät der Wissenschaften 1697-1716*, Berlin 1993.

Brather, „Leibniz und das Konzil der Berliner Sozietät der Wissenschaften", in: *Studia Leibnitiana*, Sonderheft 16, Stuttgart 1990, S. 218- 230.

Detlef Döhring / Kurt Nowak (ed.), *Gelehrte Gesellschaften im mitteldeutschen Raum 1650-1820*, Leipzig 2000.

Gerhard Dunken, *Die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin in Vergangenheit und Gegenwart,* Berlin 1960.

Samuel Formey, *Histoire de l'Academie royale des sciences et belles lettres*, Berlin 1750.

Conrad Grau, „…das Werk samt der Wissenschaft auf den Nutzen richten…", in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte*, Berlin 1975, Bd. 2, S. 137-159.

Grau, „Zur Geschichte des Leibniz-Tages der Akademie der Wissenschaften in Berlin", in: *Leibniz – Werk und Wirkung*, Hannover 1983, S. 886-893.

Grau, „Eine Gesellschaft in der Gesellschaft. Die Berliner Akademie im 18./19. Jahrhundert", in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Berlin, Bd. 35, 1987, S. 587-596.

Grau, *Berühmte Wissenschaftsakademien*, Leipzig 1988.

Grau, „Die Berliner Akademie der Wissenschaften und die Hugenotten", in: Gottfried Bregulla (ed.), *Hugenotten in Berlin*, Berlin 1988, S. 327-362.

Grau, „Forschungskonzeption und Organisationsformen europäischer Akademien im 17./18. Jahrhundert", in: *Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte. Naturwissenschaftliche Revolution im 17. Jahrhundert*, Berlin 1989, S. 65-73.

Grau, *Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Heidelberg 1993.

Grau, „Leibniz und die Folgen. Zur Wirkungsgeschichte des Leibnizschen Akademiekonzepts", in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 38, 2000, Nr. 3, S. 5-26.

Adolf Harnack, *Geschichte der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin,* Bd. 1-3, Berlin 1900 (ND: Hildesheim 1970).

Werner Hartkopf / Gerhard Dunken, *Von der Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften zur Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Berlin 1967.

Hartkopf, *Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte*, Berlin 1975.

Hartkopf, *Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Biographischer Index*, Berlin 1983.

Hartkopf, *Die Berliner Akademie der Wissenschaften. Ihre Mitglieder und Preisträger 1700-1990*, Berlin 1992.

Hartkopf / Gert Wangermann, *Dokumente zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften von 1700 bis 1990*, Heidelberg 1991.

Fritz Hartmann / Rudolf Vierhaus (ed.), *Der Akademiegedanke im 17. und 18. Jahrhundert*, Wolfenbüttel 1977.

Hartmann / Hense, „Die Stellung der Medizin in Leibniz' Entwürfen für Sozietäten", in: *Studia Leibnitiana*, Sonderheft 16, Stuttgart 1990, S. 241-252.

Michael Hunter, *The Royal Society and its Fellows 1600-1700*, London 1982.

Gerhard Kanthak, *Der Akademiegedanke zwischen utopischem Entwurf und barocker Projektemacherei. Zur Geistesgeschichte der Akademiebewegung im 17. Jahrhundert*, Berlin 1987.

Horst Klinkmann (ed.), *Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Berlin o. J. (1990).

Klinkmann / Wöltge (ed.), *1992 – Das verdrängte Jahr. Dokumente und Kommentare zur Geschichte der Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschaften*, Berlin 1999.

Eberhard Knobloch, „Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin", in: Friedrich Rapp / H.-W. Schütt (ed.), *Philosophie und Wissenschaft in Preußen*, Berlin 1982, S. 115-143.

Knobloch, „Die Astronomie an der Sozietät der Wissenschaften", in: *Studia Leibnitiana*, Sonderheft 16, Stuttgart 1990, S. 231-240.

Knobloch, „Die Wissenschaften an der Berliner Akademie im 18. Jahrhundert", in: Dina Emundts (ed.), *Immanuel Kant und die Berliner Aufklärung*, Wiesbaden 2000, S. 30-39.

Jürgen Kocka (ed.), *Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich, Berlin 1999.*

Werner Korthaase, „Toleranz, Reform und Wissenschaft" [Comenius, Leibniz, Jablonski], in: Michael Drechsler (ed.), *Preußens Toleranz*, Berlin 2002, S. 40-47.

Hubert Laitko, „Theoria cum praxi – Anspruch und Wirklichkeit der Akademie", in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 45, Jg. 2001, Heft 2, S. 5-57.

Laitko, „Die Akademie im gesellschaftlichen Wandel", in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 81, Jg. 2005, S. 19-57.

Laitko, „…dadurch Wissenschaften und Künste zu verbessern…", in: *Neues Deutschland*, 4. März 2000, S. 15.

Rudolf Landrock, *Die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1945 bis 1971*, Bd. 1-3, Erlangen 1977.

Hansgünter Meyer, „Was heißt und zu welchem Ende betreibt man die Zweite Wissenschaftskultur?", in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 81, Jg. 2005, S. 135-171.

Hans-Heinrich Müller, *Akademie und Wirtschaft im 18. Jahrhundert*, Berlin 1975.

Sebastian Neumeister / Conrad Wiedemann (ed.), *Die Institutionen der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit*, Wiesbaden 1987.

Reglement ordonné par le Roy, pour l'Académie Royale des sciences, du 26. janvier 1699, Paris 1699.
Hellmuth Rössler / Günther Franz (ed.), *Universität und Gelehrtenstand 1400-1800*, Limburg 1970.
Walter Ruegg (ed.), *Geschichte der Universität in Europa*, Bd. 2: 1500-1800, München 1996.
Werner Scheler, *Von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zur Akademie der Wissenschaften der DDR*, Berlin 2000.
Thomas Sprat, *The History of the Royal Society of London for the Improving of Natural Knowledge*, London 1667 (ND.: London 1966)
Rudolf Vierhaus, „Leibniz und die Gründung der Berliner Akademie", in: *Studia Leibnitiana*, Sonderheft 16, Stuttgart 1990, S. 186-201.
Siegfried Wollgast, *Zur Stellung des Gelehrten in Deutschland im 17. Jahrhundert*, Berlin 1984.

E Philosophie und Wissenschaft

Michael Albrecht, *Eklektik*, Stuttgart 1994.
Werner Bahner (ed.), *Renaissance – Barock – Aufklärung*, Berlin 1976.
Bahner, *Über Aufklärung als europäisches Phänomen*, Leipzig 1985.
John D. Bernal, *Die Wissenschaft in der Geschichte*, Berlin 1967.
Bernal, *Die soziale Funktion der Wissenschaft* (ed.: H. Steiner), Berlin 1986.
Hans Blumenberg, *Die Genesis der kopernikanischen Welt*, Frankfurt 1981.
Blumenberg, *Die Legitimität der Neuzeit*, Frankfurt 1996.
Hans-Erich Bödeker (ed.), *Strukturen der deutschen Frühaufklärung*, Göttingen 2008.
Franz Borkenau, *Der Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild* [1934], Darmstadt 1989.
Ernst Cassirer, *Die Philosophie der Aufklärung* [1932], Hamburg 2007.
Michael Erbe, *Von Leibniz zu Einstein: drei Jahrhunderte Wissenschaft in Berlin*, Berlin 2010.
Wolfgang Förster (ed.), *Aufklärung in Berlin*, Berlin 1989.
Ursula Goldenbaum (ed.), *Der Appell an das Publikum. Die öffentliche Debatte in der deutschen Aufklärung 1687-1796*, Berlin 2004.
Paul Hazard, *The European Mind 1680-1715*, Harmondsworth 1964.
Herbert Hörz, *Wissenschaft als Prozeß*, Berlin 1988.
Jonathan Israel, *Radical Enlightenment 1650-1750*, Oxford 2003.
Bruno Jahn (ed.), *Biographische Enzyklopädie deutschsprachiger Philosophen*, München 2001.
Hermann Klenner, „Toleranzideen im 17. Jahrhundert", in: Manfred Stolpe / Friedrich Winter (ed.), *Wege und Grenzen der Toleranz. Edikt von Potsdam*, Berlin 1987, S. 80- 93.
Klenner, *Die Emanzipation des Bürgers. Studien zur Rechtsphilosophie der Aufklärung*, Köln 2002.

Klenner, *Historisierende Rechtsphilosophie*, Freiburg 2009.
Werner Krauss, *Studien zur französischen und deutschen Aufklärung*, Berlin 1963
Thomas Kuhn, *Die kopernikanische Revolution*, Braunschweig 1981.
Hubert Laitko (u.a.), *Wissenschaft in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945*, Berlin 1987.
Marx/Engels, *Über Geschichte der Philosophie* (ed.: G. Irrlitz / D. Lübke), Leipzig 1985. – Vgl. auch: MEGA, Bd. IV/1, S. 183-212 u. 751-768: „Exzerpte aus Leibniz' Werken".
Jürgen Mittelstrass, *Neuzeit und Aufklärung*, Berlin 1970.
Horst Müller, *Vernunft und Kritik. Deutsche Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert*, Frankfurt 1986.
Reimar Müller, *Aufklärung in Antike und Neuzeit*, Berlin 2008.
Paolo Rossi, *Die Geburt der Modernen Wissenschaft in Europa*, München 1997.
Lothar Schäfer, *Das Bacon-Projekt*, Frankfurt 1999.
Werner Schneiders, *Hoffnung auf Vernunft. Aufklärungsphilosophie in Deutschland*, Hamburg 1990.
Schneiders (ed.), *Lexikon der Aufklärung*, München 1995.
Anette Selg / Rainer Wieland (ed.), *Die Welt der Encyclopédie* [1751-1765], Frankfurt 2001.
Michael Stolleis, *Staat und Staatsräson in der frühen Neuzeit*, Frankfurt 1990.
Franco Volpi / J. Nida-Rümelin (ed.), *Lexikon der philosophischen Werke*, Stuttgart 1988.
Eduard Winter, *Frühaufklärung*, Berlin 1966.
Siegfried Wollgast, *Philosophie in Deutschland zwischen Reformation und Aufklärung* [1988], Berlin 1993.
Wollgast, *Oppositionelle Philosophie in Deutschland. Aufsätze zur deutschen Geistesgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts*, Berlin 2005.
Wollgast, *Zur Frühen Neuzeit, zu Patriotismus, Toleranz und Utopie*, Berlin 2007.

F Über Berlin und Preußen um und nach 1700

Helmut Engel, *Baugeschichte Berlin*, Bd. 1: 1640 -1861, Berlin 2009.
Gernot Ernst, *Die Stadt Berlin in der Druckgrafik 1570 – 1870*, Berlin 2009.
Linda Frey, *Friedrich I., Preußens erster König*, Köln 1984.
Conrad Grau, „Akademie – Stadt – Wissenschaft", in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 32, 1999, Nr. 5, S. 43-53.
Wolfgang Förster, *Aufklärung in Berlin*, Berlin 1989.
Ursula Goldenbaum (ed.), *Berliner Aufklärung*, Hannover 2003.
Adolf Harnack, „Das geistige und wissenschaftliche Leben in Brandenburg-Preußen um das Jahr 1700" [1900], in: Otto Büsch / Wolfgang Neugebauer (ed.), *Moderne preußische Geschichte*, Bd. 3, Berlin 1981, S. 1243-1267.
Dieter B. Herrmann / K.-F. Hoffmann (ed.), *Die Geschichte der Astronomie in Berlin*, Berlin 1998.

Heinz Kathe, *Der „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I.,* Berlin 1978.
Ernst Klein, *Geschichte der öffentlichen Finanzen in Deutschland 1500-1870*, Stuttgart 1974.
Anton B. König, *Versuch einer historischen Schilderung […] der Residenzstadt Berlin*, Teil 3: 1688-1713, Berlin 1795.
Hans Ludendorff, *Zur Frühgeschichte der Astronomie in Berlin*, Berlin 1942.
Ingrid Mittenzwei / Erika Herzfeld, *Brandenburg–Preußen 1648–1789*, Berlin 1987.
Wolfgang Neugebauer (ed.), *Handbuch der preußischen Geschichte*, Bd. 1: *Das 17. und 18. Jahrhundert*, Berlin 2009.
Wolfgang Ribbe (ed.), *Geschichte Berlins*, Bd. 1, München 1987.
Adolph F. Riedel, *Der brandenburgisch-preußische Staatshaushalt in den beiden letzten Jahrhunderten*, Berlin 1866.
Günther Schulz, *Die ältesten Stadtpläne Berlins 1652-1757*, Weinheim 1986.
Helga Schultz, *Berlin 1650 – 1800. Sozialgeschichte einer Residenz*, Berlin 1987.
Johann Stridbeck, *Die Stadt Berlin im Jahre 1690* [Faksimile], Leipzig 1981.
Günter Vogler / Klaus Vetter, *Preußen. Von den Anfängen bis zur Reichsgründung*, Berlin 1984.

G Philosophische Werke des 17. und 18. Jahrhunderts

1602 Tommaso Campanella: *Civitas solis idea republicae philosophiae* (deutsch: Berlin 1955).
1603 Johannes Althusius: *Politica methodice digesta* (ND: Aalen 1981).
1609 Johannes Kepler: *Astronomia nova* (deutsch: Wiesbaden 2005).
1612 Francisco Suárez: *Tractatus de legibus ac Deo legislatore* (deutsch: Freiburg 2002).
1619 Johann Valentin Andreae: *Reipublicae Christianopoltanae Descriptio* (deutsch: Leipzig 1977).
1620 Francis Bacon: *Novum Organum* (deutsch: Hamburg 1990).
1623 Bacon: *De dignitate et augmentis scientiarum* (deutsch: Freiburg 2006).
1625 Hugo Grotius: *De jure belli ac pacis* (deutsch: Tübingen 1950).
1627 Bacon: *New Atlantis* (deutsch: Berlin 1984).
1632 Galileo Galilei: *Dialogo sopra i due massimi sistemi del mondo* (deutsch: Berlin 1987).
1637 René Descartes: *Discours de la méthode pour bien conduire sa raison* (deutsch: Hamburg 1996).
1637 Jan Amos Komenský: *Prodomus pansophiae* (deutsch: Oberhaid 2008).
1641 Descartes: *Meditationes de prima philosophia* (deutsch: Hamburg 1996).
1649 Pierre Gassendi, *Syntagma philosophiae Epicuri.*
1651 Thomas Hobbes: *Leviathan* (deutsch: Hamburg 1996).
1656 James Harrington: *The Commonwealth of Oceana* (deutsch: Leipzig 1991).
1658 Pierre Gassendi: *Syntagma philosophicum*.

1662 Antoine Arnauld: *La logique ou l'art de penser* (deutsch: Darmstadt 1972)
1663 Leibniz: *Disputatio metaphysica de principio individui* (A VI/1, S. 9-19).
1666 Leibniz: *Dissertatio de arte combinatoria* (A VI/1, S. 163-230).
1667 Leibniz: *Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae* (deutsch: N 27-87))
1668 Johann Amos Comenius: *Via lucis* (deutsch: Hamburg 1997).
1669 Blaise Pascal: *Pensées* (deutsch: Leipzig 1987).
1670 Baruch de Spinoza: *Tractatus theologico-politcus* (deutsch: Hamburg 1994).
1671 Leibniz: *Hypothesis physica nova* (A VI/2, S. 219-257)
1672 Samuel Pufendorf: *De jure naturae et gentium* (ND: Berlin 1998).
1674 Nicolas Malebranche: *De la recherche de la vérité* (deutsch: Hamburg 1968).
1675 Philipp Jacob Spener: *Pia desideria* (deutsch: Gießen 2005).
1677 Leibniz: *Caesarini Fuerstenerii de Jure Suprematus ac Legationis Principium Germaniae* (A IV/2, S. 3-270).
1677 Spinoza: *Ethica ordine geometrico demonstrata* (deutsch: Hamburg 2007)
1681 Jacques-Bénigne Bossuet, *Discours surla l'histoire universelle.*
1684 Leibniz: *Nova methodus pro maximis et minimis* (M V, 220-226).
1684 Descartes: *Regulae ad directionem ingenii* (deutsch: Hamburg 1996).
1686 Leibniz: *Brevis demonstratio erroris memorabilis Cartesii* (M VI, 117-123).
1686 Leibniz: *Generales inquisitions de analysi notionum et veritatum* (ND, lat. u. deutsch, Hamburg 1993).
1686 Leibniz: *Discoours de métaphysique* (EA: 1846; A VI/4, S. 1529-1588).
1687 Isaac Newton: *Philosophiae naturalis principia mathematica* (deutsch: Hamburg 1988).
1689 Leibniz: *Tentamen de motuum caelestium causis.*
1689 John Locke: *Two Treatises of Government* (deutsch: Frankfurt 1992).
1690 Locke: *An Essay concerning Human Understanding* (deutsch: Hamburg 2000).
1691 Christian Thomasius: *Außübung der Vernunfft-Lehre* (Hildesheim 1968).
1693 Leibniz: *Codex juris gentium diplomaticus.*
1695 Leibniz: *Specimen Dynamicum pro admirandis naturae legibus* (lat-dt: Hamburg 1982).
1695 Leibniz: *Système nouveau de la nature et de la communication des substances* (Q 200-251).
1696 John Toland: *Christianity not Mysterious* (deutsch: Gießen 1908).
1697 Pierre Bayle: *Dictionnaire historique et critique* (deutsch: Hamburg 2002/ 2006).
1697 Leibniz: *Novissima Sinica* (lat./dt: Bonn 1979).
1698 Leibniz: *De ipsa natura, sive De insita, actionibusque creaturam.*
1704 Toland: *Letters to Serena* (deutsch: Berlin 1959).
1704 Leibniz: *Nouveaux essais sur l'entendement humain* (EA: 1765; A VI/6, S. 43-527; deutsch: Hamburg 1996).
1709 Thomasius: *Grundlehren des Natur- und Völkerrechts* (Hildesheim 2003).

1710 Leibniz: *Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal* (deutsch: Hamburg 1996).
1711 Anthony Ashley Cooper, Earl of Shaftesbury: *An Inquiry concerning Virtue, or Merit* (deutsch: Leipzig 1905).
1710 George Berkeley: *A Treatise concerning the Principles of Human Knowledge* (deutsch: Stuttgart 2004).
1712 Christian Wolff: *Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes und ihrem richtigen Gebrauche in Erkenntnis der Wahrheit* (Hildesheim 1965).
1713 Anthony Collins: *A Discourse of Free-Thinking* (deutsch: 1965)
1713 Nicolaus H. Gundling: *Via ad veritatem*, Halle 1713.
1714 Leibniz: *La monadologie* (Q 438-483).
1714 Bernard de Mandeville: *The Fable of the Bees* (deutsch: Leipzig 1988).
1720 Wolff: *Vernünftige Gedanken von der Menschen Tun und Lassen* (Hildesheim 1976).
1720 Wolff: *Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt* (Hildesheim 1983).
1720 Leibniz: *Monadologie* (deutsch: Darmstadt 2009).
1725 Giambattista Vico: *Principj di una scienza nuova intorno alla natura delle nazioni* (deutsch: Berlin 2000).
1733 Alexander Pope: *Essay on Man* (deutsch: Hamburg 1997).
1734 Nicolaus H. Gundling, *Ausführlicher Discours über das Natur- und Völkerrecht*, Frankfurt 1734.
1739 Anton Friedrich Glafey: *Vollständige Geschichte des Rechts der Vernunft* (ND: Aalen 1965)
1748 Johann J. Spalding: *Betrachtung über die Bestimmung des Menschen* (ND: Tübingen 2006).
1748 David Hume: *An Enquiry Concerning Human Understanding* (deutsch: Hamburg 1993).
1748 Charles-Louis de Secondat de Montesquieu: *De l'esprit des lois* (deutsch: Tübingen 1992)
1750 Pierre-Louis de Maupertuis: *Essay de cosmologie* (deutsch: Berlin 1751).
1751 Hume: *An Enquiry Concerning the Principles of Morals* (deutsch: Hamburg 2003).
1751 Jean le Rond d'Alembert: *Encyclopédie. Discours préliminaire des éditeurs* (deutsch: Hamburg 1997).
1754 Samuel Reimarus: *Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion* (Göttingen 1985).
1755 Jean-Jacques Rousseau: *Discours sur l'origine et le fondemens de l'inégalité parmi les homes* (deutsch: Paderborn 1997).
1755 Immanuel Kant: *Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels* (Erlangen 1985)

1758 Claude Adrien Helvétius: *De l`esprit* (deutsch: Berlin 1973).
1762 Rousseau: *Du contrat social* (deutsch: Frankfurt 1996).
1764 Voltaire: *Dictionnaire philosophique portatif* (deutsch: Leipzig1984).
1767 Moses Mendelssohn: *Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele* (Hamburg 1979).
1767 Adam Ferguson: *An Essay on the History of Civil Society* (deutsch: Frankfurt 1986).
1772 Claude Adrien Helvétius: *De l`homme* (deutsch: Berlin 1976).
1776 Adam Smith: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* (deutsch: Berlin 1984)
1781 Kant: *Kritik der reinen Vernunft* (Frankfurt 1992).
1786 Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (Frankfurt 1989).
1788 Kant: *Kritik der praktischen Vernunft* (Frankfurt 1980).
1790 Edmund Burke: *Reflections on the Revolution in France* (deutsch: Berlin 1991).
1790 Mary Wollstonecraft: *A Vindication of the Rights of Men* (deutsch: Freiburg 1996)
1791 Thomas Paine: *The Rights of Man* (deutsch: Berlin 1983).
1792 Wilhelm von Humboldt: *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen* (Freiburg 1994)
1793 William Godwin: *An Enquiry concerning Political Justice* (deutsch: Freiburg 2004).
1796 Johann Gottlieb Fichte: *Grundlage des Naturrechts* (Hamburg 1979)
1797 Kant: *Rechtslehre* (Berlin 1988).

Siglen–Verzeichnis

A Leibniz, *Sämtliche Schriften und Briefe* (Akademie-Ausgabe), Berlin bis 2011: Reihe/Band, Seite.
B Hans-Stephan Brather (ed.), *Leibniz und seine Akademie. Ausgewählte Quellen*, Berlin 1993.
D Hartkopf / Wangermann (ed.), *Dokumente zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften*, Berlin1991.
E Johann Eberhard / Johann Eckhart, *Leibniz- Biographien* [1795/1717], Hildesheim 2003 (I: Eberhard; II: Eckhart).
F Leibniz, *Fragmente zur Logik* (ed.: Franz Schmidt), Berlin 1960.
G Gottschalk E. Guhrauer, *Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz* [1846], Hildesheim 1966 (Band/Seite).
H Adolf Harnack, *Geschichte der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften*, Berlin 1900 (Band/Seite).
J Eric J. Aiton, *Gottfried Wilhelm Leibniz. Eine Biographie* [Bristol/Boston 1985], Frankfurt 1991.

K Kuno Fischer, *Leibniz* [1855], Wiesbaden 2009.
L *Leben und Werk von Leibniz. Eine Chronik* (erarbeitet von Kurt Müller und Gisela Krönert), Frankfurt 1969.
M Leibniz, *Mathematische Schriften* (ed.: Carl I. Gebhardt), Berlin 1849-1863 (ND: Hildesheim 1971).
N Leibniz, *Frühe Schriften zum Naturrecht* (ed.: Hans Zimmermann), Hamburg 2003.
P Leibniz, *Politische Schriften* (ed.: Hans Heinz Holz), Frankfurt 1966/67 (Band/ Seite).
Q Leibniz, *Kleine Schriften zur Metaphysik* (ed.: Hans Heinz Holz), Darmstadt 1985.
R Eike Ch. Hirsch, *Der berühmte Herr Leibniz. Eine Biographie*, München 2007.
T Leibniz, *Die Theodizee* (ed.: Herbert Herring) Frankfurt 1996.
W Leibniz, *Schriften zur Logik und zur philosophischen Grundlegung von Mathematik und Naturwissenschaft*, Frankfurt 1996.
Y Leibniz, *Kleinere philosophische Schriften* (ed.: Robert Habs, 1884), Leipzig 1966.
Z Adolf Harnack (ed.), *Berichte des Secretars der Brandenburgischen Societät der Wissenschaften J. Th. Jablonski an den Präsidenten G. W. Leibniz (1700–1715) nebst einigen Antworten von Leibniz*, Berlin 1897.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *110(2011), 107–122*

Lothar Kolditz

Deterministisches Chaos und Gesellschaft

Vortrag im Plenum der Leibniz-Sozietät am 27. Januar 2011[1]

Im Beitrag „Kollektivität und Emergenz – die Weltformel“ [1] war ausgeführt worden, dass praktisch alles Geschehen im Universum vom deterministischen Chaos beherrscht wird, in dem das komplexe Zusammenwirken nicht linearer Vorgänge, die im einzelnen durch Naturgesetze gesteuert werden, zur großen Vielfalt der Erscheinungen führt. Chaos hat in diesem Zusammenhang nicht die landläufige Bedeutung eines völligen Durcheinanders, sondern ist insgesamt wohl geordneten Vorgängen unterworfen, worauf die Eigenschaftsbezeichnung deterministisch hinweist. Das gesamte System unterliegt den Naturgesetzen, ist aber nicht periodisch.

Bei Betrachtung von Kollektivität und Emergenz wurde von einfachen Systemen zu immer komplexeren übergegangen. Allerdings war das Verhalten von Individuen und Gruppen in der menschlichen Gesellschaft ausgeklammert, da hier eine Art Metachaos zur Wirkung kommt, in welchem in komplexen Teilbereichen unterschiedlich determiniert chaotisches Verhalten angenommen werden muss. Dieser Problematik soll der heutige Beitrag gewidmet sein.

Zur Einstimmung auf die Thematik wird noch einmal auf die Charakterisierung des deterministischen Chaos an Hand des Malkusschen Wasserrades [2] hingewiesen, das bereits in [1] erwähnt wurde.

Die Anlage besteht aus einem schräg gestellten Wasserrad mit regelmäßig angeordneten Kammern. In einer Reihe von zufällig oben gelagerten Kammern wird durch Düsen Wasser gepumpt, das über eine Bodenöffnung der Kammern wieder langsam abläuft und in einen Kreislauf zu führen ist. Das Rad wird oberlastig und setzt sich dadurch in Bewegung, z. B. im Uhrzeigersinn. Dadurch kommen neue Kammern in den Bereich des Füllmechanismus. Durch einseitige Verteilung des Wassers wird das Rad schließlich in der Dre-

1 In einem der nächsten Bände der „Sitzungsberichte“ werden wir Diskussionsbeiträge zu diesem Vortrag veröffentlichen. (Die Redaktion)

hung immer langsamer. Es bleibt stehen und wechselt dann die Richtung. Auf längere Zeit ist keine Regelmäßigkeit, keine Periodizität der Drehungen zwischen den Umkehrungen festzustellen. Der Verlauf ist zwar im Ganzen determiniert, er unterliegt den dafür gültigen Naturgesetzen, zeigt aber kein periodisches Verhalten. Es kann nicht voraus gesagt werden, ob nach 1000 Umdrehungen Richtungswechsel erfolgt. Wird versucht, die Anfangsbedingungen bei verschiedenen Ansätzen übereinstimmend einzurichten, so wird in der ersten Zeit auch gleiches Verhalten eintreten. Auf unbegrenzte Dauer ist das aber nicht einzuhalten. Es würde schon ein gelegentlicher Luftzug über das Wasserrad genügen, um nach längerer Zeit exponentiell verstärkt ein Abweichen von der im vorangehenden Versuch festgestellten Drehfolge hervorzurufen.

Chaotische Eigenschaften treten immer dann auf, wenn eine Vielzahl von nicht linearen Grundprozessen im System wirkt. Für längere Zeit lässt sich dann das Verhalten des Systems nicht ohne weiteres voraussehen, da selbst geringfügige Änderungen in den Randbedingungen mit exponentieller Auswirkung schließlich gravierende Abweichungen erzwingen. In diesem Zusammenhang sei auf den berühmten Schmetterlingseffekt hingewiesen, der von dem Meteorologen Edward Lorenz 1979 in einem Referat formuliert wurde – Predictability: Does the Flap of a Butterfly`s Wings in Brazil Set Off a Tornado in Texas? [3].

Die Voraussage lässt sich innerhalb einer Fehlerbreite nur für eine für das betreffende System charakteristische Zeit vornehmen, der Ljapunov-Zeit. Sie hängt von der inneren Dynamik des Systems ab.[2]

Die Wettervorhersage kann durch umfangreichere und schärfere Fassung der Anfangsbedingungen und Vergrößerung der Vorhersagetoleranz erweitert werden, aber nicht unbegrenzt.

Für das Sonnensystem gelten für die Aussage längere Zeiträume als für die Wettervorhersage. Die Ljapunov-Zeit für das Sonnensystem beträgt 4 Millionen Jahre [4]. Innerhalb dieser Zeit sind Berechnungen von Ereignissen

2 Die Ljapunov-Zeit beruht auf dem Konzept des Ljapunov-Exponenten, der ein Maß für das durchschnittliche Wachstum eines infinitesimalen kleinen Fehlers in den Ausgangsbedingungen von Systemen darstellt. Alexander Michailovitsch Ljapunov, Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften, war ein russischer Mathematiker (1857-1918), von dem bedeutende Beiträge auf den Gebieten der Differentialgleichungen, der Stabilität von Systemen, der Potenzialtheorie und der Wahrscheinlichkeitstheorie stammen. Er lehrte ab 1885 an der Universität und Technischen Hochschule in Charkow und ab 1901 an der Petersburger Universität, wo er als Ordentlicher Professor den Lehrstuhl für Angewandte Mathematik innehatte.

und Standorten möglich, sowohl für die Zukunft als auch für die Vergangenheit, nicht aber darüber hinaus.

Finanzmärkte

Die Gefahr eines drohenden Zusammenbruchs in der Finanzkrise liegt noch nicht lange zurück. Auch dieses Gebiet unterliegt den Gesetzen des deterministischen Chaos mit allen Merkmalen. Einige Ursachen und Antriebskräfte in Richtung des Ausbruches der Krise sind bekannt. Es handelt sich einerseits um Egoismus, Gier und Maßlosigkeit bei einer kleinen Gruppe von Akteuren, die Störungen mit exponentieller Auswirkung im Normablauf verursachen, andererseits sind Marktbewegungen überlagert, die bei Ausbildung von Schieflagen zu Abstürzen führen. Strengere Regelungen des Finanzgeschehens sollten derartige Störungen und Zusammenbrüche erschweren, sie werden aber nicht von allen Beteiligten akzeptiert.

Eine langfristige Vorhersage des Geschehens ist nicht möglich, kurzfristig aber schon, wie bei allen diesen Vorgängen, nämlich innerhalb der allerdings hier unbekannten Ljapunov-Zeit. Didier Sornette hat in seinem Buch *Why Stock Markets Crash* [5] Vorgänge in komplexen Finanzsystemen untersucht. Sein Ziel ist, wie er selbst sagt, den heiligen Gral der Voraussage von Zusammenbrüchen anzustreben, wobei auch kleinere Schwankungen erfasst werden sollen. Er will also Finanzeinbrüche an Hand der Entwicklung des Marktes voraussagen.

Sornette erwähnt zwar die Theorie komplexer Systeme und kritischer Phänomene, vermeidet aber die Darlegung und Beachtung der Charakteristika chaotischer Systeme. Seine Betrachtungen sind sehr detailliert und mit vielen Daten untermauert. Historische Zusammenbrüche werden analysiert. Schließlich entwickelt er eine Exponentialgleichung, die eine logarithmische Periodizität aufweist mit der Erfassung einer kritischen Zeit, bei der der Zusammenbruch die höchste Wahrscheinlichkeit erreicht im Abstand von der aktuellen Vorhersagezeit. So wurden für die Zeit von Januar 1996 bis Dezember 2000 fünf Finanzmarkteinbrüche durch Anwendung der Gleichung angezeigt, drei davon trafen zu, zwei waren falsch.

Die Gültigkeit der Betrachtung aus Sicht der Chaostheorie wird damit unterstrichen. In diesen Fällen war offensichtlich die Ljapunov-Zeit überschritten. Eine Voraussage über die Ljapunov-Zeit hinaus ist unsicher.

Zur prinzipiell gleichen Aussage kommen Werner Ebeling und Karl Lanius [6] in ihrer Betrachtung zur Vorhersagbarkeit komplexer Prozesse, in der sie die Shannon-Entropie aus der Informationstheorie heranziehen. Sie be-

handelt diskrete Zustände und ihre Wahrscheinlichkeiten. Für die Vorhersageproblematik wird die auf Kolmogorov zurückgehende Methode der symbolischen Dynamik angewandt, die den Zustandsraum in diskrete Zellen einteilt und diese Zellen durch einen Buchstaben kodiert. Dadurch ist es möglich, einen Prozess, der im Durchlaufen von Zellen besteht, näherungsweise zu charakterisieren und die für diskrete Sequenzen geltende Shannon-Entropie auf reelle Zeitserien zu übertragen.

Es wird eine enge Beziehung zwischen Sequenzen und der Dynamik von Prozessen festgestellt. Zur Untersuchung wurde das klimatische Phänomen El Niño/La Niña und die Finanzreihe DAX herangezogen. Das Verfahren besteht darin, eine Wahrscheinlichkeitsabschätzung unter Verwendung der Shannon-Entropie durchzuführen. Dazu wird in der El Niño/La Niña-Analyse der Verlauf einer Kenngröße verfolgt, des Multivariable ENSO Index (MEI), der aus 6 Messgrößen zu bilden ist, in die der Luftdruck in Meereshöhe, Komponenten des Windes an der Meeresoberfläche, Lufttemperatur über der Oberfläche und Grad der Bewölkung eingehen. Es werden monatliche Codierungen der MEI-Werte betrachtet hinsichtlich eines bestimmten Anstiegs, Abfalls oder Zwischenwertes. Bei Betrachtung von MEI-Werten in 4 aufeinander folgenden Monaten und Auswertung im Sinne der Entropie- Auffassung von Shannon/Kolmogorov beträgt die Unsicherheit der Vorhersage für den nächsten Monat 92%. Beobachtung von 5 Monaten ergeben 83% Unsicherheit. Für noch längere Beobachtungszeiten wird die Abschätzung der bedingten Entropie selbst unsicher.

Analoges trifft zu für die Betrachtung der bedingten Entropie in Zusammenhang mit der Vorhersagbarkeit von Finanzzeitreihen, wozu die zeitliche Entwicklung der DAX-Werte zwischen 1959 und 1990 herangezogen wurde. Zu diesem Zweck wurde ein tägliches Wachstum von 2,5 Punkten, ein täglicher Abfall von 2,5 Punkten und die dazwischen liegende Phase entsprechend registriert. Es ergab sich, dass nach Beobachtung von 7 aufeinander folgenden Tagen die abgeschätzte bedingte Entropie eine Unsicherheit der Voraussage von noch etwa 95% anzeigt, nach 8 Tagen sank der Wert auf 85%, und danach wird die Entropie-Schätzung für dieses System unsicher.

Die von der inneren Dynamik eines Systems abhängende Ljapunov-Zeit für El Niño/La Niña unterscheidet sich natürlich von der der Finanzreihe DAX. Die Abschätzung solcher Zeiten muss noch weiter entwickelt werden. Sie ist aufwändiger als die von Ebeling und Lanius angewandte Entropie-Methode, bringt dann aber eine schärfere Aussage. Die genannte Ermittlung der Ljapunov-Zeit für das Sonnensystem [4] beruht auf einer Computer unter-

stützten numerischen Integration der Evolution des Sonnensystems von etwa 100 Millionen Jahren.

Bei noch zu großem Aufwand für die direkte Ermittlung der Ljapunov-Zeit besteht ein Mittelweg über die laufende forschende Beobachtung des betreffenden Systems und daraus resultierender kurzfristiger Vorhersagen, wie z. B. der Wetterprognose. Auf diese Weise ist eine empirische Annäherung an die Ermittlung der Ljapunov-Zeit möglich.

Handlung von Individuen und Erbanlagen

Bei der Abschätzung von Wechselwirkungen innerhalb der Gesellschaft wird ein viel komplexeres System als in den bisherigen Beispielen erfasst, dessen Erschließung nur schrittweise durch Betrachtung von Teilbereichen versucht werden kann.

Wir beginnen mit dem Verhalten von menschlichen Individuen und betrachten dazu die Erbanlagen. Alle Individuen haben bestimmte genetische Voraussetzungen.

In den Anfangszeiten der Genforschung, als erst wenige Gene auf der DNA fixiert waren und weite Strecken der DNA als nicht aktiv galten, wurden solche Bereiche als Müll oder Schrott bezeichnet. Sie galten als Überbleibsel von viralen Angriffen, die in über 100 Millionen Jahren auf das Genom der Lebewesen eingewirkt haben. Der damals bereits ausgedrückte Zweifel in dieser Ansicht [7] ist heute vollauf bestätigt.

Das Genom ist äußerst zweckmäßig mit einer großen Zahl an Potenzen eingerichtet. Völlig wirkungsirrelevante DNA-Abschnitte sind nicht anzunehmen. Gewisse Abschnitte werden aber unter Umständen überhaupt nicht aktiviert. Eine Genanlage kommt erst dann zur Wirkung, wenn sie angeschaltet ist. Es ist die Vermutung zu äußern, dass in den Anlagen der einzelnen Individuen viel mehr Möglichkeiten verborgen sind, als in der Regel zur Wirkung gebracht werden. Nach neuesten Erkenntnissen ist dies praktisch erwiesen.

Ein höherer Grad der Ausschöpfung vorhandener Möglichkeiten könnte dazu beitragen, dass in leistungsstarken Familien durch entsprechende Erziehung auch bei den Nachkommen eine höhere Leistungsdichte erreicht wird. Kinder, die von zu Hause weniger Unterstützung erfahren können, müssen größere Anstrengungen unternehmen, um erfolgreich zu sein. Wenn sie sich aber durchgesetzt haben, erweist sich ihre Veranlagung als besonders stabil und den Erfolg fördernd.

Im Allgemeinen wird es sich bei der Anregung von Handlungen um ein sehr komplexes Zusammenwirken verschiedener Abschnitte der DNA handeln. Jede spezifische Reaktion des Individuums wird durch eine Summe von Genabschnitten angeregt. Das gilt nicht nur für das Gesamtbild, sondern eben auch für einzelne Handlungen. Nur so werden die große Vielfalt und die komplexe Form des individuellen Verhaltens verständlich.

Die Aktivität der Gene muss angeregt und geübt werden. Wie aber erfolgt diese Anregung? Natürlich ist sie durchaus spontan von innen heraus gegeben. Häufig sind es aber kleinere und größere Anlässe von außen, die prägende Wirkung haben. Die Persönlichkeit entwickelt sich nicht so leicht in der Isolation, sondern vielmehr im Kontakt zur Umwelt. Konsequenter Weise muss dann aber beachtet werden, dass eine Steuerung der Aktivierung von außen möglich ist, die doch wohl über die bewusste und auch die unbewusste Komponente des Gehirns und des Nervensystems eintritt.

Der Umwelteinfluss auf die Genaktivierung wird heute nicht mehr in Frage gestellt. In Erweiterung dazu muss es aber auch einen Mechanismus der Anregung durch Willensbeeinflussung geben. Die Steuerung körperlicher Funktionen durch das Bewusstsein ist bei genauer Betrachtung eine allgemeine Erfahrung. So ist es doch wohl erwiesen, dass der Willenswiderstand gegen eine Krankheit den Körper in seinem Kampf durch Stärkung des Immunsystems unterstützt. Kein Argument gegen diese Erfahrung ist, dass dieser Kampf nicht immer gewonnen wird.

Besonders leicht ist die Beeinflussung von außen bei der Herausbildung von Anlagen im Kindesalter. Für die Entfaltung der Fähigkeiten sind gerade diese Jahre besonders wichtig, weil die Aktivierung leichter gelingt als in späteren Jahren. Allerdings trifft die absolute Gültigkeit der Aussage „was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“ nicht zu. Auch Hans kann noch lernen, es wird nur schwerer.

Außer den genannten Erfahrungen haben sich Steuerungshinweise mehrfach ergeben. Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang die in Studien und in der Praxis festgestellte Wirkung von Placebos bei der Erprobung von Schmerzmitteln und von Antidepressiva. Die angekündigte Wirkung kann auch bei Anwendung von Placebos wahrgenommen werden. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass dieser Beeinflussungseffekt die Ergebnisse von Wirkungsüberprüfungen verfälschen kann, bei denen zu Kontrollzwecken Blindversuche mit Placebos eingebaut sind. Bezüglich äußerer Einwirkung auf Vorgänge im Organismus hat eine Forschungsgruppe um den Nobelpreis-

träger Mario Capecchi bei Mäuseversuchen Hinweise gefunden, dass durch mentale Störung Defekte im Immunsystem hervorgerufen werden [8].

An dieser Stelle sei auf eine sehr häufig geführte Diskussion hingewiesen, die sich auf die Willensfreiheit bezieht. Bisweilen wird die Ansicht geäußert, dass wegen der Genveranlagung von einer Willensfreiheit nicht die Rede sein kann. Strafbare Handlungen werden allein auf krankhafte Veranlagungen zurückgeführt und damit Strafmilderung begründet.

Die Problematik Schuld und freier Wille zeigt sich hier in aller Komplexität. Der Medizinethiker Edgar Dahl [9] plädiert für ästhetische Urteile an statt der moralischen gegenüber unseren Mitmenschen und für eine stärkere Beachtung der durch die Genanlagen vorgegebenen Triebkräfte. Der Philosoph Michael Pauen [10] weist auf absurde Konsequenzen bei diesem Vorgehen hin.

In der Diskussion dazu ist es nützlich, die naturwissenschaftlichen Grundlagen heranzuziehen. Eine wesentliche Grundstruktur der Vorgänge in lebenden Organismen bezieht sich auf den Ausgleich einer Wirkung durch Gegenwirkung. Um das Geschehen im Organismus steuern zu können und nicht aus dem Ruder laufen zu lassen, gibt es für jedes Prinzip ein Gegenprinzip. So hat zum Beispiel jedes Hormon ein Gegenhormon. Es sind Genanlagen vorhanden, die einander entgegenwirken. Nicht nur Genaktivierung und Gendesaktivierung, sondern auch Anschalten und Abschalten einer Gegenwirkung dazu sind möglich.

Die Fähigkeit intelligenter Wesen, Folgen ihrer Tätigkeit abzuschätzen und darauf ihr Handeln abzustimmen, ist in diesem Zusammenhang zu beachten. Handlungskontrolle muss wirksam werden auch bei ungünstigen erblichen Voraussetzungen. Die Verantwortung für das Handeln bleibt in jedem Falle.

Die Fähigkeit, sich normgerecht zu verhalten, ist gewiss unterschiedlich entwickelt, wobei die geübte Steuerung der Anlagen einen großen Einfluss hat. Richtige und falsche Erziehung kommen ins Spiel, gute und böse Erfahrungen wirken prägend auf den Charakter des Individuums.

In dieser Hinsicht gibt es eine starke Schwankung der Hemmschwellenhöhe, die mit der großen Breite der Genaktivierung und -desaktivierung verbunden ist. Die Ausprägung der Anlagen und ihre Steuerung erweist sich als vielseitiger und hochkomplexer Prozess.

Alle diese Beobachtungen werden durch neuere Forschungsergebnisse in der Molekularbiologie zunehmend fundierter erklärt. Bis vor kurzem galt die biologische Lehrmeinung noch unangefochten, dass Gene exprimiert werden,

also zur Wirkung gelangen, wenn Proteine sie aktivieren. Aus neueren Untersuchungen geht jedoch hervor, dass die Genexpression in den Zellen eine größere Komplexität aufweist als bisher angenommen. Es kommen zusätzlich epigenetische Modifikationen des Genoms im Ablesemechanismus ins Spiel. Das Genom erfährt Veränderungen durch kleine chemische Gruppen (Methyl-, Acetyl-, Phosphatgruppen), die das Ablesen der Gene beeinflussen [11,12]. Unterschiede in der Histonstruktur[3] wirken in der gleichen Richtung. Auch in der RNA-Welt gibt es Abläufe, die die Übersetzung eines Gens in ein Protein zu drosseln vermögen. So existiert neben der Grundausstattung des Genoms in den Zellen eine weitere Komponente, die das Ablesen der vorhandenen Gene steuert, gewissermaßen ein zweiter Code [13].

Dieser zweite Code wird nachweislich von außen, von Umwelteinflüssen, geprägt. Er kann sich ändern mit der Zeit und den Einflüssen. Der erworbene zweite Code ist charakteristisch für die Ausbildung der Persönlichkeit. Nach den neueren Erkenntnissen der Epigenese kann die Steuerung der Gene durch Lebensstil und Umwelteinflüsse nicht mehr geleugnet werden. Die Verantwortung für die individuelle Handlung ist nicht mehr allein auf ungünstige Gene abzuschieben.

Es ist hier nicht der Platz, eine vollständige Analyse der Genanlagenarten zu erstellen. Für unsere Betrachtung genügt eine grobe Einteilung in solche Anlagen, die spezifische Eigenarten und Begabungen bewirken und solche, die allgemein im Laufe der Evolution zur Entwicklung kamen. Sowohl die spezifischen Anlagen als auch die allgemeinen evolutionsbedingten wirken miteinander und kommen natürlich in dem Maße zur Geltung, wie sie aktiviert und genutzt werden. Zu den wichtigen allgemeinen Anlagen der Individuen gehören Egoismus und Sexualtrieb. Sie stellten im Laufe der Evolution wesentliche Komponenten für die Weiterentwicklung der Arten dar und hatten so eine hohe Bedeutung. Je nach Entwicklungsstand muss aber gerade in dieser Beziehung im Laufe der Zeit eine Kontrollfunktion wirksam werden, wenn ein gedeihliches Nebeneinander erreicht werden soll. Diese Kontrollfunktion muss weiter entwickelt werden, um Einbußen im Zusammenleben entgegen zu wirken.

---

3 Histone sind Proteine, die die Nukleosome bilden, um die sich der DNA-Faden eines Chromosoms wickelt.

Abschätzen der individuellen Handlung

Im Folgenden wird eine allgemeine Beziehung abgeleitet, die das Verhalten von Individuen erfasst und als Grundlage für eine Übertragung auf die Gesellschaft dient.

Das Individuum wird durch Erfahrungen geprägt, die auf die Steuerung der vorhandenen Genanlagen einwirkt. Besonders intensiv sind diese Erfahrungen im Kindesalter, wo bereits geringe Anreize zur Aktivierung führen, während im Erwachsenenalter massivere Impulse zum In-Gang-Setzen notwendig sind, sofern es sich nicht um bereits öfter geübte Aktivitäten handelt.

Die Erfahrungen sollen mit

E_i

bezeichnet werden und die Dimension einer Energie haben. Dabei ist i eine laufende ganze Zahl. Die Erfahrungen müssen verarbeitet werden. Sie sind im Organismus einzuordnen, was zu einer Erfahrungsdichte führt, die mit

E_i/v_i

charakterisiert wird, wobei v_i eine Aufnahmekapazität darstellt, die dieser Erfahrung zugeordnet ist.

Wenn Erfahrung und Erfahrungsdichte in eine Kalkulation einbezogen werden sollen, müssen gleiche Dimensionen vorliegen. Die Energiedichte wird dazu mit einer weiteren Größe φ multipliziert, die einer Gesamtaufnahmekapazität entspricht:

$\varphi \cdot E_i/v_i$

Differenzbildung liefert nun die Gleichung

$F_i = E_i - \varphi \cdot E_i/v_i$

$F_i = E_i\,(1 - \varphi/v_i)$

Dabei soll F_i zunächst als freie Energie bezeichnet werden.

Die entwickelte Gleichungsform entspricht dem 2. Hauptsatz der Thermodynamik. Das Glied

E_i/v_i

hat Entropiecharakter mit Analogien zur thermodynamischen Entropie, was die Ordnungsfunktion betrifft. In der Informatik wird ebenfalls eine Entropie definiert (vgl. S. 2), die die Wahrscheinlichkeit von Zuständen beinhaltet. Auch in diesem Falle existiert eine Analogie.

Für die Gesamtbeschreibung des Individuums müssen verschiedene Fälle berücksichtigt werden.

Im Normalfall wird eine Erfahrung ohne Schwierigkeit verarbeitet. Sie lässt sich in die vorhandene Kapazität einordnen, die einen Normalwert v_{norm} einnimmt. Es gilt

$\varphi > v_{norm}$

Der entsprechende Normalwert der freien Energie ist F_{norm}, der in einem Bereich, dem Normalbereich ΔF_{norm}, liegt.

Wenn die Erfahrung vom Individuum schwer zu verkraften ist, werden verschiedene Reaktionswege möglich.

In einem Fall (Desinteresse) wird eine Einordnung trotz Komplikationen versucht, wodurch die Kapazität stark beansprucht wird, v_i steigt. Für

$v \rightarrow \varphi$ gilt $\varphi/v \rightarrow 1$ und $F_{des} \rightarrow 0$

Die freie Energie geht in diesem Falle gegen 0.

In einem anderen Fall (Widerstand) führt die Erfahrung zur Empörung, zur totalen Ablehnung. Es steht keine Kapazität zur Verfügung. Für diesen Fall gilt

$v \rightarrow 0$ und $\varphi/v \rightarrow \infty$ sowie $F_{wid} \rightarrow -\infty$

Das Erreichen dieser Werte wird nicht nur von den Eigenschaften des Individuums allein und seiner Fähigkeit zur Verarbeitung der Erfahrungen abhängen, sondern wird von der Schwere und den Umständen der Erfahrungen beeinflusst. Außerdem ist eine Wirkung von außen durch Ratgeber und durch Medien zu berücksichtigen.

Für das Individuum kommt es nun darauf an, wie häufig ihm die Fälle F_{des} und F_{wid} erscheinen, was von der Erfahrung abhängt. Es handelt sich natürlich um Grenzfälle. Dazwischen gibt es alle möglichen Übergänge. Außerdem werden die Energiewerte abhängig sein von den jeweils zutreffenden Problemkreisen. Für die verschiedenen Gebiete ergeben sich also für ein Individuum unterschiedliche Werte.

Nach dieser Diskussion ist es angebracht, die freie Energie treffender als *freien Antrieb* zu bezeichnen. Der freie Antrieb gibt an, zu welchem Verhalten das Individuum geneigt ist. Ob der Antrieb zur Realität wird, hängt von der Veranlagung des Individuums ab und von Impulsen aus der Umwelt.

Nehmen die Fälle F_{des} überhand, wird der Organismus mit dem Verarbeiten der Erfahrung nicht mehr fertig und zieht sich in eine Abgeschlossenheit vor der Umwelt zurück, Resignation tritt ein, die Grenze des Normalverhaltens ist überschritten.

Treten die Fälle F_{wid} gehäuft auf und sind nicht mehr zu verarbeiten, tritt Instabilität ein. Es kann starke Energieabgabe nach außen erfolgen, und die

Empörung kann sogar in Gewaltanwendung umschlagen. Das Normalverhalten ändert sich in jedem Falle bei stark negativen Werten von F.

Angstzustände können eintreten und körperliche Schäden induzieren. Die Einflüsse können sich für das Individuum zu katastrophalen Folgen entwikkeln, wenn der stark negative freie Antrieb nicht nach außen zum Abfließen kommt, Das gilt auch für die Bewältigung von Stresseffekten.

E, φ und v sind selbst wieder komplexe Funktionen, die von verschiedenen Parametern abhängen, φ und v sind interessant für die Hirnforschung.

Die dargelegte Situation zeigt eine direkte Analogie zu den Verhältnissen bei chemischen Reaktionen. In der chemischen Thermodynamik gibt die freie Enthalpie in der Gleichung des 2. Hauptsatzes die Reaktionsrichtung an.

$$\Delta G = \Delta H - T\Delta S$$

ΔG ist die freie Enthalpie, ΔH die bei der Reaktion umgesetzte Energie, T die absolute Temperatur und ΔS die Entropie.

ΔG entspricht dem freien Antrieb in der oben abgeleiteten Beziehung. Zum Ablauf der chemischen Reaktion müssen aber unter Umständen erst Reaktionshemmungen beseitigt, für die Moleküle muss Aktivierungsenergie aufgebracht werden. Bei starken Reaktionshemmungen werden Katalysatoren eingesetzt, die die Aktivierungsenergie herab setzen und die Reaktion in der von der freien Enthalpie angegebenen Richtung in Gang bringen.

So können Wasserstoff und Sauerstoff sogar im optimalen Volumenverhältnis des so genannten Knallgases von 2:1 miteinander vermischt werden, ohne dass eine Reaktion in Gang kommt. Erst nach Anregung z. B. durch UV-Licht explodiert die Mischung:

$$2\ H_2 + O_2 \rightarrow 2\ H_2O$$

Stickstoff und Wasserstoff sind unter normalen Bedingungen reaktionsträge und setzen sich nicht zu Ammoniak um. Erst durch Vermittlung eines Katalysators und unter Druck kommt die Reaktion zu Stande:

$$N_2 + 3\ H_2 \rightarrow 2\ NH_3$$

Die Katalyse ist nicht nur für anorganische Reaktionen von Bedeutung. Ohne Katalyse gäbe es kein Leben. Im Organismus werden die vielseitigen Reaktionen erst durch Katalyse ermöglicht. Alle Enzyme sind Katalysatoren.

Reagierende Moleküle müssen eine Aktivierungsschwelle überwinden. Dazu gibt es verschiedene Wege ganz analog zu den Situationen, denen das Individuum ausgesetzt ist.

Im Falle der Handlungen des Individuums können es Erfahrungen, also Energiezufuhren aus der Umwelt sein oder auch Anregungen von Personen

in der Gesellschaft, die den vorhandenen freien Antrieb zur Wirkung kommen lassen (vgl. dazu Seite 116).

Die Gesellschaft

Bei Betrachtung der Gesellschaft tritt die Summe der verschiedenen Individuen ins Spiel, wobei die Kategorien unterschiedlich häufig auftreten. Es ergibt sich eine Wahrscheinlichkeitsverteilung. Gegenseitige Beeinflussung spielt dabei eine Rolle, die in der gesamten Evolution als wirksam angenommen werden muss. Individuum und Gesellschaft stehen in ständiger Wechselwirkung.

Die Wahrscheinlichkeitsverteilung und ihre Besonderheiten werden sich in Abhängigkeit von den sonstigen Umständen befinden. Sie werden sich auch zu verschiedenen Zeiten der Erdgeschichte ganz unterschiedlich verhalten.

Sobald es funktionierende, wenn auch noch so einfache DNA-Anlagen gab, war die Möglichkeit der Steuerung gegeben. Diese Beeinflussung entsprach den zeitlich vorhandenen Umständen. Mit der Entwicklung entstanden immer komplexere Systeme vom Einzeller zum Vielzeller, und die Beeinflussungsmöglichkeiten wurden vielfältiger, um beim Homo sapiens sapiens schließlich den Höhepunkt zu erreichen.

Der Hauptteil der Individuen wird in der Auswahl der Genaktivierungen über den zweiten Code stets durch den herrschenden Zeitgeist geprägt sein. Die Menschen im Altertum waren in ihrer Aktivierung anders strukturiert als mittelalterliche Gruppen. Menschen der Neuzeit unterliegen wieder anderen Beeinflussungen.

Eine wesentliche Rolle der Beeinflussung spielen Religionen und Ideologien, wobei starke Begünstigung bei Not und Mangelerfahrung eintritt, was den Erfolg für Demagogen steigert. Aber auch ohne solche Begünstigung spielt die Empfänglichkeit für oft wiederholte Ansichten, die nur bei oberflächlichem Betrachten als zutreffend erscheinen, eine Rolle. Tieferes Nachdenken bleibt dabei ausgeschaltet.

Le Bon weist in seiner Psychologie der Massen [15] darauf hin, dass auch intelligente Vertreter durch die Massenanschauung beeinflusst werden. Das gilt für ruhige Zeiten, aber noch mehr nach dem Dammbruch bei der Einleitung neuer Epochen.

Durch unterschiedliche Erfahrungen und Beeinflussungen können sich im Prinzip gleich veranlagte Individuen auch unterschiedlich entwickeln, wenn sie dauerhaft verschiedenen Einflüssen unterliegen. Wie weitgehend eine

Prägung durch verschiedene Einflussnahme erfolgen kann, lehrt die Entwicklung in beiden Teilen des ehemals getrennten Deutschland.

Nicht immer war die Hauptmenge der Individuen prägend für die Zeit, das trifft nur für ruhige Zeiten zu. Ergeben sich zu viele Widersprüche in den Erfahrungen der Individuen, so baut sich ein Konfliktpotential auf. Individuen sondern sich zum Teil aus dem Normverhalten der Zeit ab. Es bedarf nun der Initialzündung durch Einzelne, um neue Epochen einzuleiten, indem sie die Empfindungen des durch das Konfliktpotential vorbereiteten Gedankengutes überzeugend darstellen.

Dazu gehört eine hohe Energiekonzentration. Das Ausbrechen aus dem Zeitgeist ist für diese den Umbruch propagierenden Persönlichkeiten immer nur durch großen Energieeinsatz erreichbar. Es muss eine hohe Aktivierungsenergie aufgebracht werden analog zu Molekülen in chemischen Reaktionen (vgl. S. 117). Im Umbruch wird der freie Antrieb stark negativ, geht über den Normalbereich ΔF_{norm} hinaus und erreicht einen kritischen Wert F^{ges}_{krit}.

Kipp-Punkte

Karl Lanius ist in seinem Vortrag *Tipping Points-Beispiele aus Natur und Gesellschaft* [16] auf Kipp-Punkte eingegangen, in denen chaotisches Geschehen eine Rolle spielt. Er verwendet dazu die Erwärmung von Flüssigkeiten im Übergang von Wärmeleitung zur Konvektion und im schließlichen Umbruch zur Turbulenz. Die Konvektion von Meeresströmungen wird durch Dichteunterschiede bei salzhaltigem Wasser und Schmelzwasser gesteuert, was bei Änderung der Konvektion Kipp-Punkte im Strömungsverhalten und Einflussnahme auf das Klima verursacht. Schließlich ist der wachsende Unterschied zwischen Arm und Reich, wie Karl Lanius ausführte, ein Parameter, der Kipp-Punkte in der Gesellschaftsordnung hervorzurufen in der Lage ist.

Wann eine Umwandlung eintritt, kann auf lange Sicht nicht vorausgesagt werden. Ausgangsbedingungen und auftretende Störfaktoren, die sich exponentiell verstärken können, sind zu komplex, um genauere Langzeitabschätzungen zu ermöglichen.

Bei welchem kritischen Wert F^{ges}_{krit} der Kipppunkt ausgelöst wird, ist auf Grund des kompliziert chaotischen Charakters des Systems nicht ohne weiteres vorhersehbar. Bei der Französischen Revolution und bei der Oktoberrevolution in Russland waren die Werte offensichtlich überschritten. Die Aufnahmekapazität v war auch insgesamt zu klein geworden.

Eine Näherung an den Wert von F^{ges}_{krit} lässt sich trotz der schwierigen exakten Voraussage dennoch bemerken. Das Überschreiten ist immer deutli-

cher zu befürchten, der Umbruch kündigt sich an. Eine Art Resonanzaufschaukelung tritt ein.

Im Prinzip analog verhält es sich mit dem kritischen Wert des Individuums, gekennzeichnet durch F^{ind}_{krit}. Nur die Auswirkung auf die allgemeine Lage ist verschieden. Die Betroffenheit und damit die Wucht des Vorganges ist im gesellschaftlichen Ausmaß naturgemäß viel größer, für das Individuum selbst kann F^{ind}_{krit} jedoch dem Empfinden nach einen nicht weniger gravierenden Eindruck hinterlassen als die Überschreitung von F_{krit} in der Gesellschaft.

Für den umgekehrten Fall der Resignation, also $F \rightarrow 0$, gibt es in der Gesellschaft auch Beispiele. Es handelt sich dann um einen Anstieg an Desinteresse für bestimmte Gebiete, wie es z. B. in Form des politischen Desinteresses zum Ausdruck kommt. Ursache ist ein Auseinanderdriften von interessierenden Themen bei verschiedenen Teilen der Gesellschaft, was auch Kipp-Punkte vorbereiten kann.

Auch in diesem Zusammenhang ist die analoge Betrachtung von Gesellschaft und Individuum in gleicher Weise gültig. Der Unterschied ist wohl darin begründet, dass im Falle der Gesellschaft die Bedeutung dieser Entwicklung in einer breiteren Möglichkeit zur Vorbereitung von Kipp-Punkten liegt, indem dann ein anders gearteter, nämlich der aktiv veranlagte Teil, eher zum Handeln gedrängt wird.

$F^{ges}_{krit} \rightarrow 0$ ist gewissermaßen ein Vor- oder auch Parallelläufer zum Kipp-Punkt. Beide Abläufe werden zunächst von unterschiedlichen Gesellschaftsteilen repräsentiert, wobei Individuen nach Erfahrungsimpulsen auch zwischen den Teilen wechseln können.

Nach heutigem Kenntnisstand befinden wir uns in einer Situation, in der Ursachen für die Ausbildung von Kipp-Punkten bekannt sind oder mit hoher Wahrscheinlichkeit formuliert werden können. Es wird dann mit mehr oder weniger Erfolg versucht, dem Trend entgegen zu wirken, um die Gefahr des Erreichens von F^{ges}_{krit} zu mindern.

Ein hohes Konfliktpotential entwickelt sich im größer werdenden Unterschied zwischen Arm und Reich. Auch das Ausmaß an Arbeitslosigkeit wirkt sich auf die Tendenz zur Abkehr vom Normalverhalten aus.

Die Schwierigkeit besteht darin, dass verschiedene einflussreiche Teile der Gesellschaft unterschiedliche Meinungen über die Ursachen und das Ausmaß der Differenzen haben, die zum Kipppunkt treiben. Wann F^{ges}_{krit} erreicht ist, kann mit Sicherheit nur unmittelbar vorher gesagt werden, denn auch vorzeitige Warnungen Einzelner sind noch nicht einflussreich genug

und werden verdrängt. Das Konfliktpotential muss erst eindeutig herausgebildet sein und Oberhand gewinnen.

Auch in einfacheren Fällen, wo die Ursachen mit großer Wahrscheinlichkeit eingegrenzt werden können - wie im Falle der Finanzkrisen - und Regulierungen zum Eindämmen der Gefahr erfolgen könnten, wird wenig dauerhaft Wirksames unternommen, da dann gleichzeitig an den bisherigen Grundüberzeugungen der vorliegenden Gesellschaftsordnung gerüttelt werden muss. Die Bewegung in Richtung auf den Kipppunkt erweist sich auch im Lichte dieses Beispiels als hoch komplex.

Deshalb gilt für die Voraussage der Kipp-Punkte im gesellschaftlichen Bereich umso nachdrücklicher die Feststellung, dass wir nach unserem heutigen Wissen das Auftreten der Kipp-Punkte, wenn sie nicht unmittelbar bevorstehen, nur zu einer unbekannten Zeit voraussagen können. Eintreten werden sie schließlich, denn alles, was lange genug möglich ist, wird sich irgendwann ereignen, wenn nur genügend Zeit abgelaufen ist, wobei vorhandene Triebkräfte begünstigend wirken.

Ich schließe mit dem Lehrsatz des Leukipp:

Nichts geschieht zufällig, sondern alles aus einem Grunde und mit Notwendigkeit.

Literatur

[1] Lothar Kolditz, Kollektivität und Emergenz – die Weltformel, Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften, Band 105 [2010] 91-106.

[2] Steven Strogatz, Synchron – vom rätselhaften Rhythmus der Natur, Berlin Verlag GmbH 2004, 458 S., S. 263/265.

[3] Steven Strogatz, vgl. [2], S. 259.

[4] G. Sussman, J. Wisdom, Chaotic Evolution of the Solar System, Science 257 [1992] 56-62.

[5] Didier Sornette, Why Stock Markets Crash, Princeton University Press 2003, Princeton and Oxford.

[6] Werner Ebeling, Karl Lanius, Zur Vorhersagbarkeit komplexer Prozesse, Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften, Band 42 [2000] 5-26.

[7] Lothar Kolditz, Evolution – Intelligenz - Toleranz, Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften, Band 56 [2002] 97-105, S. 100; Entwicklung von Toleranz, ibidem, Band 65 [2004] 19-26, S. 24.

[8] Nicole Wedemeyer, Beeinflusst das Knochenmark unser Verhalten? Spektrum der Wissenschaften 10/2010, S. 14-16.

[9] Edgar Dahl, Denn sie wissen nicht, was sie tun, Spektrum der Wissenschaft 06/ 2010, S. 72-76.

[10]Michael Pauen, Viele wissen eben doch, was sie tun! Spektrum der Wissenschaft 06/2010, S. 76-78.
[11]Thomas Heams, Die Rolle des Zufalls bei der Genexpression, Spektrum der Wissenschaft Spezial 1/10 [2010] S. 32-39.
[12]Jean-Jacques Kupiec, Die DNA zwischen Zufall und Notwendigkeit, Spektrum der Wissenschaft Spezial 1/10 [2010] S. 40-47.
[13]Peter Spork, Der zweite Code, Epigenetik oder: Wie wir unser Erbgut steuern können, Rowohlt Taschenbuchverlag 2009.
[14]Joachim Bauer, Das Gedächtnis des Körpers, wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern, Piper München-Zürich, 15. Auflage 2009
[15]Gustave Le Bon, Psychologie der Massen, Nikol Verlag 2009, 203 S. Der Text der Ausgabe basiert auf dem Text der Ausgabe von 1911.
[16]Karl Lanius, Tipping Points-Beispiele aus Natur und Gesellschaft, Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften, Band 107 [2010] 5-36.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *110(2011), 123–142*

Erich Hahn

Religion und Ideologie in der ‚Ontologie des gesellschaftlichen Seins' von Georg Lukács

Vortrag in der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin am 14.Oktober 2010

Ich möchte Sie mit einigen Überlegungen von Georg Lukács zum Thema ‚Religion und Ideologie' bekannt machen, die er in einem Kapitel seines Alterswerkes, der ‚Ontologie des gesellschaftlichen Seins' angestellt hat. Nicht zuletzt, um zu Protokoll zu geben, dass auch die Leibniz-Sozietät an der 125. Wiederkehr seines Geburtstages nicht achtlos vorbeigeht.

Es handelt sich nicht um eine systematische Abhandlung über Religion. Man findet in dem Kapitel keine Definition, keine umfassende Charakterisierung ihrer Merkmale und keine Geschichte der Religionen. Es fehlt auch eine ‚starke These' oder eine deutliche Botschaft. Sein Anliegen ist vielmehr, den theoretischen Platz der Religion im System seiner Ontologie zu untersuchen und daraus einige Folgerungen abzuleiten. Ich muss daher – in äußerster Kürze – etwas zu diesem Konzept sagen.

I. ‚Ontologie' für Lukács

Ontologie meint für Lukács die philosophische Analyse der drei großen Seinsarten – der anorganischen, der organischen und der gesellschaftlichen – in ihrer Einheit und Verschiedenheit. Damit will er der dominierenden Rolle der Erkenntnistheorie in der neuzeitlichen Philosophie die Orientierung des philosophischen Denkens auf die Wirklichkeit in ihrer eigenen Entwicklung entgegensetzen. Es geht ihm – mit Hegel und Marx – um eine materialistische Entwicklungsphilosophie als Grundlage dafür, der Unterschätzung subjektiver Seiten der Geschichte im Vulgärmarxismus zu begegnen. Sein Endziel war eine marxistische Ethik.

Was die Umsetzung dieses Anliegens betrifft, so konzentriere ich mich ausschließlich auf die Aspekte, die für unser Thema relevant sind. Das ist eine hochgradige Abstraktion. Den Kapiteln der Ontologie, die ideellen Proble-

men gewidmet sind, gehen viele hundert Seiten zu den Grundlagen der marxistischen Geschichtsauffassung und zu ökonomischen Komplexen voraus. Das muss angemerkt werden, um Missverständnissen vorzubeugen

Für die gesellschaftliche Seinsart bestimmend sind menschliche Arbeit und Sprache, die aktive Auseinandersetzung mit der Umwelt, die gesellschaftliche Praxis. Das sind die entscheidenden Voraussetzungen für eine den anderen Seinsarten gegenüber *neue Gattungsmäßigkeit***.** Gattungsmäßigkeit ist für Lukács eine „elementar objektive Grundeigenschaft eines jeden Seienden".[1] Das Charakteristische dieser neuen Gattungsmäßigkeit ist die Realität des menschlichen Wesens als Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse (6. Feuerbachthese). Feuerbachs Verständnis dieses Wesens als dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum, bzw. sein Verständnis der Gattung als die vielen Individuen nur „*natürlich* verbindende Allgemeinheit" wird so überwunden.[2]

Zweierlei ist dabei hervorzuheben.

Zum einen die deutliche *Akzentuierung des Bewusstseins*.

Mit der gesellschaftlichen Arbeit reduziert sich die Gattungsentwicklung nicht mehr auf die biologische Differenzierung und Reproduktion der einzelnen Gattungsexemplare.

Sie ermöglicht vielmehr eine Höherentwicklung der Individuen und der Gattung. Durch die Umgestaltung der Natur wird die Arbeit nicht nur zum spezifischen Faktum, sondern zum „Modellfall der ganzen neuen Seinsform". Dem Bewusstsein kommt dabei nach Lukács eine ausschlaggebende Rolle zu. Nach Marx ist das Charakteristische der ausschließlich menschlichen Form der Arbeit (Biene/Baumeister), dass ihr Resultat beim Beginn ihres Vollzuges in der Vorstellung des Arbeiters, in Gestalt seiner Zwecksetzung, also ideell schon vorhanden ist.

Damit aber ist das Bewusstsein – so Lukács – nicht mehr nur ein Epiphänomen, eine Begleiterscheinung, der Seinsentwicklung, sondern eine „wirksame Seinsmacht"[3].

In der Wechselwirkung der „teleologischen Setzungen" mit den durch die Arbeit in Gang gesetzten Kausalreihen sieht er den Grundmechanismus der

1 Georg Lukács, Werke Band 13. Prolegomena. Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. I. Halbband. Herausgegeben von Frank Benseler. Darmstadt und Neuwied 1984 (im Folgenden im Text abgekürzt: I/...), S. 14.

2 MEW 3/6.

3 Revolutionäres Denken – Georg Lukács. Eine Einführung in Leben und Werk. Herausgegeben von Frank Benseler. Darmstadt und Neuwied 1984, S. 269.

gesellschaftlichen Entwicklung. Die Arbeit führt die Beziehung von Teleologie und Kausalität in das Sein ein. In der Natur gibt es nur Kausalprozesse (I/14). Jeder teleologische Prozess aber beinhaltet ein zielsetzendes Bewusstsein.[4]

Wobei die zunehmend intensivere Auseinandersetzung mit der Natur eine Höherentwicklung der Gesellschaftlichkeit des Menschen, ein immer dichteres Netz gesellschaftlicher Beziehungen mit sich bringt. Die genannten Wechselwirkungen dehnen sich auf den gesamten Umkreis des menschlichen Daseins aus und verändern sich dabei qualitativ. Typische Probleme wie der Gegensatz von Freiheit und Notwendigkeit können überhaupt nur da einen Sinn erhalten, wo das Bewusstsein eine derartige Rolle spielt.

Hervorzuheben ist zum anderen, dass *die Entwicklung der menschlichen Gattung zwei grundlegende Stufen oder Phasen aufweist*, die Gattungsmäßigkeit an sich und für sich.

Gattungsmäßigkeit *an sich* kennzeichnet Lukács als „einfache, fast gedankenlose Anpassung an die jeweils gegebene konkrete... Gesellschaftsordnung" (I/72), als partikulare Existenz des Menschen. Gattungsmäßigkeit *für sich* hingegen bedeutet, dass der Mensch sich in seinem individuellen Leben bewusst als Glied der Gattung versteht und verwirklicht, dass er sich „über die eigene Partikularität ... zu erheben imstande ist" (II/521f).

Diese beiden Stufen versteht Lukács als geschichtliche Phasen. Sie können als Anlehnung an Marx´ Unterscheidung eines Reiches der Notwendigkeit von dem der Freiheit, einer ‚Vorgeschichte' und einer ‚eigentlichen Geschichte' verstanden werden.

Sie markieren aber auch simultane Niveauunterschiede gesellschaftlichen Verhaltens im Rahmen einer der beiden Phasen oder auch anderer historischer Formationen. Der Einzelne – oder Gruppen – können sich also auch in der Klassengesellschaft über ihre Partikularität erheben. Jede Erhebung – auch die mehr oder weniger kollektive – bedarf der bewussten Aktivität einzelner. Sie vollzieht sich nicht unbewusst. Diese deutliche Betonung der Unverzichtbarkeit ideeller Momente wendet Lukács ausdrücklich gegen deren „verachtungsvolles Totschweigen" seitens des Vulgärmarxismus (II/366).

Die Möglichkeit eines Übergangs zur höheren Stufe ergibt sich mit der widersprüchlichen Entwicklung der Gattungsmäßigkeit an sich. Sie wohnt ihr als Intention inne. Das „Niveau der Partikularität„ ist die „soziale Seinsbasis,

4 Georg Lukács, Werke Band 14. Prolegomena. Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. 2.Halbband. In Verbindung mit dem Lukács-Archiv Budapest herausgegeben von Frank Benseler. Darmstadt und Neuwied 1986 (im Folgenden im Text abgekürzt: II/...), S. 14.

aus der allein das nicht mehr partikulare Individuum herauswachsen kann“ (II/529). Als exemplarische Beispiele dafür gelten Lukács historisch progressive kollektive Aktionen, aber auch das Wirken historischer Persönlichkeiten, großer Künstler oder Gelehrter. In deren Engagement und Tat sieht er „Ahnungen und Vorwegnahmen des Möglichen in der Kontinuität der Gattungsentwicklung...“ (II/525).

II. Erste Bestimmungen der Religion

Als erstes greift Lukács einen ontologisch wichtigen Aspekt der religionsphilosophischen Entwicklung von Hegel über Feuerbach zu Marx auf. „Das Ideologische (und damit die Religion – E.H.) erweist sich als ein Produkt, als ein Derivat (ein Abkömmling – E.H.) des materiellen Selbstreproduktionsprozesses der Menschheit“ (II/565).

Für *Hegel* sei charakteristisch, dass er die Religion nicht – wie die Aufklärung – als Gegensatz zur Philosophie denkt, sondern versucht, sie in das System der Philosophie zu integrieren. Er lässt die Religion im Prozess der Selbstentfaltung des Geistes die letzte Stelle vor dem absoluten Geist einnehmen – eine „Höhe“ (II/557) auf dem Weg des Geistes, die nur von der Philosophie übertroffen wird. An den Inhalten des Bewusstseins ändert sich nichts, sie werden vom Niveau der Vorstellung auf das des Begriffs, des Wissens, gehoben.

Natürlich ist dies bei Hegel ein Prozess der Entfremdung und ihrer Aufhebung durch die Selbstverwirklichung des Geistes.

Feuerbach verwirft dies als idealistische Abstraktion. Für ihn ist das Wesen der Religion subjektiv und objektiv das Wesen des von Gesellschaft und Geschichte isolierten Menschen. Gott ist der gedachte Gattungsbegriff, die Allgemeinheit der sinnlichen Existenz der Individuen.[5] Feuerbach „kündigt“ (II/557) so den historischen Ansatz von Hegel. Seine Religionskritik verengt sich zu einer abstrakt-anthropologischen, einer bloß erkenntnistheoretischen Kritik der Theologie als ideelle Verzerrung. Es geht aber – so Lukács – um mehr als eine Konfrontation der Theologie mit wahrheitsgetreuer Weltansicht.

Hier setzt *Marx* an. Er weitet das Problem der Religion auf das gesellschaftlich-materielle Sein und Werden der Menschen (II/560) aus. Die religiöse Entfremdung wird in den Gesamtzusammenhang aller Entfremdungen

5 Ludwig Feuerbach, Das Wesen der Religion. Dreißig Vorlesungen. Leipzig 1908, S. 18f, 68f.

eingefügt (II/562). Sie alle haben ihre Ursachen in Eigenarten des Gattungslebens unter bestimmten Bedingungen, in deren allgemeiner Abhängigkeit von fremden Mächten (II/565). Die „weltgeschichtliche Perspektive" für deren Aufhebung (II/562) kann nur die geistige und praktische Anerkennung der „ontologische(n) Priorität des genetischen Prozesses für die Menschwerdung, des Prozesses der Selbsttätigkeit gegenüber einer jeden Entfremdung" (II/566) sein. Der Mensch müsse seine eigene Genesis als Moment eines Prozesses begreifen, in welchem er selbst stets aktiv handelnd beteiligt ist.

Das ontologische Konzept von Lukács erleichtert und verschärft insofern das Bewusstsein für den realen Platz der Religion in der Geschichte der Menschheit und für eine jede echte Kritik dieses Phänomens. Ihre Entstehung in einer konkreten geschichtlichen Phase erweist sich als objektiv notwendig.[6] Helmut Seidel schreibt: „In einer trostbedürftigen Welt enthielt" das Christentum, also die „Spiritualisierung, Historisierung und Kosmopolitisierung des jüdischen Messias-Glaubens" für die armen und leidenden, für die unterdrückten und rechtlosen Volksschichten den Versuch, ideelle Selbstverständigung zu gewinnen."[7] Wohl wissend, welche verschlungenen Wege diese Selbstverständigung im weiteren Verlauf der Geschichte genommen hat. Verallgemeinernd stellt Aaron Gurjewitsch fest: „Die Theologie stellte die höchste Verallgemeinerung der sozialen Praxis des Menschen im Mittelalter dar und lieferte ein allgemeingültiges Zeichensystem, in dessen Termini die Mitglieder der feudalen Gesellschaft sich und ihre Welt wiedererkannten sowie ihre Begründung und Erklärung fanden."[8] Ernesto Buojanuti sieht im frühen Christentum ein „durch geistige Einwirkung aus der evangelischen Botschaft" entstandenes kollektives Gewissen.[9]

Die Frage ist, ob, wenn der Mensch angesichts gegebener historischer Bedingungen seine Genesis als eigene Tat noch gar nicht begreifen kann, die Religion bzw. der christliche Glaube nicht als eine Art Vorstufe dazu angesehen werden kann? Bedarf es nicht vielleicht einer entfremdeten, illusorischen, phantastischen Objektivierung menschlicher Wesenskräfte, um sie zum Problem, zum Gegenstand rationaler Aufklärung zu machen und den Prozess ihrer Verselbständigung – unter fortgeschritteneren Bedingungen – als solchen begreifen zu können? Inwieweit bestimmte ideelle Gehalte und Praxen der Religion jeweils konkret als historischer Fortschritt oder Rückschritt zu wer-

6 Hanfried Müller, Evangelische Dogmatik im Überblick. Band I. Berlin 1989, S. 248.
7 Helmut Seidel, Aristoteles und der Ausgang der antiken Philosophie. Berlin 1984, S. 185.
8 Aaron J. Gurjewitsch, Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen. Dresden 1978, S. 13.
9 Ernesto Buonajuti, Geschichte des Christentums, Erster Band. Altertum. Bern 1948, S. 229.

ten sind und wie sie sich zur Geschichte als Emanzipationsprozess verhalten, wäre ein neues Thema.

III. Religion als Verdinglichung

Übergreifend stellt die Religion eine entfremdete Projektion menschlicher Wesenskräfte ins Transzendente dar (II/565). Daraus resultiert die Frage nach den Ursachen und Mechanismen dieser Projektion.

Auch Lukács geht dieser Frage nach. Seinem Ansatz entsprechend interessieren ihn zuvörderst Probleme, die mit dem eben erwähnten materiellen Selbstreproduktionsprozess der Menschheit zusammenhängen. Ausführlich erörtert er subjektive und objektive Schranken der geistig-praktischen Aneignung der Wirklichkeit und Wege ihrer scheinbaren Lösung: z.B. die Deutung unerklärlicher Erscheinungen durch Übertragung unmittelbarer Alltagserfahrungen auf jenseitige Kräfte, deren Verehrung und Beschwörung, um ihre Gunst zu gewinnen, die Rolle der Analogie usw.

Besondere Berücksichtigung erfährt das Problem der *Verdinglichung*. Ein Problem, das bei Lukács bekanntlich Tradition hat – es war wesentlich das Verdinglichungskapitel in ‚Geschichte und Klassenbewusstsein', das ihm zu seiner Berühmtheit verholfen hat.

Bei Feuerbach lesen wir: Der Mensch verwandelt Gedanken, Gefühle, Wünsche, Einbildungen „in Dinge, in Götter, welche mit seinem Wesen zusammenhängen... So verwandelt z.B. der Wilde jede schmerzliche Empfindung in ein böses, den Menschen peinigendes Wesen, jedes Bild seiner Einbildungskraft, das ihn in Furcht und Schrecken versetzt, in ein teuflisches Gespenst."[10]

Lukács interessiert vor allem die objektive Seite. *Dinghaftigkeit* versteht er zunächst als eine allgemeine Eigenschaft des Seins. Dessen übergreifende Seite ist zwar seine Prozesshaftigkeit. In ihrer Entwicklung bewahrt die Erde jedoch eine „bestimmte, im Wandel relativ konstante Dinghaftigkeit". Die Existenz der Dinge sei eine „Seinsform, die die fundamentalen Naturprozesse unter bestimmten Umständen in der Unmittelbarkeit verschwinden lässt (II/577f). Dieses Verschwinden der Prozesshaftigkeit in der Unmittelbarkeit von Dingen – auch von ‚Zuständlichkeiten' ist die Rede - wird sich als zentrales Problem auch seiner Religionskritik erweisen.

Ein neues Moment tritt im gesellschaftlichen Sein, mit der Arbeit, in Erscheinung. Das Arbeitsprodukt ist für den Menschen nicht nur Gegenstand,

10 Ludwig Feuerbach, Das Wesen der Religion. A.a.O., S. 151f.

Ding, sondern *Vergegenständlichung*. Sein ‚Fürunssein' ist nicht nur Resultat unseres Begreifens, sondern objektiv mit seiner Hervorbringung gegeben.

Wiederum eine Differenzierung bringen Warenproduktion und Warenverkehr mit sich. Gesellschaftliche Beziehungen zwischen Menschen verselbständigen sich ihnen gegenüber zu Verhältnissen zwischen Sachen. Sie unterliegen einer Versachlichung, einer Verdinglichung.[11] In *Entfremdung* geht Verdinglichung über, wenn die Menschen von den Resultaten ihrer eigenen Tätigkeit beherrscht werden.

Ein Umschlagen von Verdinglichungen in *religiöse Entfremdung* ergibt sich nach Lukács, wenn der Mensch seine eigene Praxis durch Projektion ins Transzendente verdinglicht. Religion umschreibt er als „selbsttätige Substantialität", die sich mit der Verdinglichung der „bewusstseinsmässigen menschlichen Subjektivität" zu einem selbständigen jenseitigen Wesen ergibt (II/589). An anderer Stelle heißt es: die „in der Arbeit enthaltene, jedoch erst im Warenverkehr zu ihrer vollen ‚Geistigkeit' herausgearbeitete schöpferische Subjektivität" wird durch die „Selbstverdinglichung des Menschen zum Sein eines selbständigen geistigen Lebens ‚vervollkommnet' (II/588). Die Parallele zu der Bemerkung von Marx in den ‚Grundrissen' ist unübersehbar: die Totalität der Zirkulation sei die erste Form, worin das aus dem Aufeinandereinwirken der Individuen entstehende „Ganze der gesellschaftlichen Bewegung selbst" als „über ihnen stehende, *fremde*" Macht, als von ihnen unabhängige Gewalt, erscheint.[12] Der Gedanke einer Verselbständigung klingt auch an, wenn Friedrich Heiler in seinem Standardwerk über die Religionen der Menschheit das unmittelbare Resultat dieser Verkehrungen als das Numen, das Heilige, das Göttliche charakterisiert, als religiöse Gegenstandswelt jenseits der sinnlichen Wahrnehmung, die in äußeren Erscheinungen sicht- und hörbar, in Phantasiebildern vorstellbar und in seelischen Erlebnissen erfahrbar werde.[13]

Die gnoseologische Grenze zwischen Religion und Idealismus ist hier fließend. Marx hatte geschrieben, dass Verhältnisse nur in Abstraktionen, Ideen ausgedrückt werden können. Die reale Herrschaft sachlicher, verselbständigter Abhängigkeitsverhältnisse erscheint daher im „Bewusstsein der Individuen ... als Herrschen von Ideen..."[14].

---

11 MEW 23/86f.
12 Karl Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin 1955, S. 111.
13 Friedrich Heiler, Die Religionen der Menschheit. Stuttgart 1980, S. 17.
14 MEW 42/97f.

IV. Die Verdinglichung des ‚unglücklichen' Bewusstseins

Die Struktur zentraler religiöser Verdinglichungen charakterisiert Lukács durch den Rückgriff auf eine Figur aus Hegels ‚Phänomenologie des Geistes', das ‚unglückliche Bewusstsein'.

Hegel strebt danach, das mühselige Ringen des menschlichen Bewusstseins um Wahrheit, um Erkenntnis und um Gewissheit aufzuhellen. In diesem Prozess begegnet das Bewusstsein unzähligen Widersprüchen. Unter anderem dem zwischen der *Freiheit des Denkens und seiner Bedingtheit durch die Wandelbarkeit der Welt und die Endlichkeit des Menschen*. Im Denken bin ich einerseits frei, ich kann es auf beliebige Gegenstände richten, mich über die Realität erheben, mich auf das Wesentliche, das Unendliche usw. konzentrieren. Andererseits stößt diese Freiheit des Denkens auf Grenzen. Infolge seiner Abhebung von der Realität, seiner Gleichgültigkeit gegen sie, hat es keine Möglichkeit des praktischen Eingreifens. Es scheitert an der Wandelbarkeit, der Zufälligkeit, dem Unwesentlichen der Dinge.

Reale historische Gestalt nimmt dieser Widerspruch Hegel zufolge im Konflikt zwischen Stoizismus und Skeptizismus an. Im *Stoizismus* ist „das Selbstbewusstsein die einfache Freiheit seiner selbst". Es zieht sich „aus dem Dasein nur in sich" zurück. Der *Skeptizismus* ist die scheiternde „Realisierung desjenigen, wovon der Stoizismus nur der Begriff". Der radikale Zweifel ist „eine schlechthin zufällige Verwirrung. Der Schwindel einer sich immer erzeugenden Unordnung."[15] Das Bewusstsein ist *unglücklich*, insofern es diesen Widerspruch im Verständnis seiner selbst nicht zu lösen vermag.

Es bedarf des Übergangs zu einer neuen Gestalt, der *Vernunft*. Es triumphiert der Idealismus. „Die Vernunft ist die Gewissheit des Bewusstseins, alle Realität zu sein; so spricht der Idealismus ihren Begriff aus."[16] Die Aufhebung des Widerspruchs, die Versöhnung des Bewusstseins mit sich selbst ist nicht einfach die Hinnahme der Gedoppeltheit von unwandelbarem Wesen und wandelbarem Unwesentlichen, sondern eine „*Beziehung des Wesens auf das Unwesen, so dass dies letztere aufzuheben ist*".[17] Der Literaturwissenschaftler Hans Mayer kommentiert: „der idealistische Deuter der Gesellschaft entdeckt den Kontrast ewiger Ideen mit einer zerrissenen Welt und erkennt, dass diese Gesellschaft und ihre Zerrissenheit aufgehoben werden müssen....

15 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Sämtliche Werke. Band II. Phänomenologie des Geistes. Herausgegeben von Friedrich Hoffmeister. Leipzig 1949, S. 10.
16 Ebenda S. 176.
17 Ebenda S. 159.

Es bleibt aber Hegels großartige Erkenntnis, ... das Bewusstsein als unglückliches, in sich entzweites Bewusstsein, als Kampf der Idee mit dem ‚Unwesen' zerrissener gesellschaftlicher Zustände dargestellt zu haben."[18]

Eine Zerrissenheit gesellschaftlicher Zustände sah Hegel in der Auflösung der griechischen Polis. Der Verlust an Geborgenheit und ethischer Orientierung, das „Erwachen des Privatlebens zur alleinigen Daseinsweise des Einzelmenschen" (II/590) warfen das Problem der Sinnhaftigkeit oder Sinnlosigkeit des rein individuellen Lebens auf.

Und in diesem Kontext vollzieht sich eine Transformation, ein Hinübergleiten von Philosophie in Religion. Das unglückliche Bewusstsein „entfaltet" sich nach Lukács zum Christentum. Womit natürlich nur eine Komponente dieses vielfältigen Prozesses bezeichnet ist. Philosophie realisiert sich als religiöse Lebensform. Die dargestellten Widersprüchlichkeiten transmutieren zu Selbstverdinglichungen als Ausdrucksform und Kristallisationspunkt menschlichen Strebens nach Erfüllung. Das religiöse Pendant zu Hegels ‚Wesentlichwerden des Unwesentlichen' sieht Lukács im Heilsweg der individuellen Seele bzw. der transzendenten Erlösung des Menschengeschlechts. Im Jenseits erfüllen sich Aussicht und Hoffnung auf Trost und Erlösung. Das „Wesen des Menschen wird für ihn selbst transzendent, eine Verkündigung aus dem Jenseits" (II/592).

‚Heil der individuellen Seele' meint nun für Lukács eine Art Erhebung zur Gattungsmäßigkeit für sich. Allerdings eine Erhebung sozusagen im luftleeren Raum - durch das illusorische Überspringen der empirischen Bedingungen, der Widersprüche und Tendenzen im gesellschaftlichen Sein. Die realen Möglichkeiten einer Überwindung der Partikularität liegen aber – wie wir gesehen hatten – gerade in dieser Sphäre der Gattungsmäßigkeit an sich, in deren Akzeptanz als praktische Herausforderung.

Andererseits erfährt die Partikularität des Menschen, das ‚unbeständig Unwesentliche' an ihm, eine „verdinglichende Degradation" als das „bloß Kreatürliche". Leib und Seele werden metaphysisch getrennt. Die Seele kann nur mit transzendenter Hilfe aus ihrem „naturhaften und unwürdigen Zustand", aus dem Körper als „Kerker" befreit werden.

Diese Verdinglichungen fügen sich zugleich in den generellen Gegensatz von Prozesshaftigkeit und Dinghaftigkeit ein. Das ewig gewordene, endgültige Sein der erlösten Seelen markiert einen ideologischen Bruch mit der ständigen Reproduktion und Selbsterneuerung des Seins. Die menschliche

18 Hans Mayer, Literatur der Übergangszeit. Berlin 1949, S. 10.

Sehnsucht nach dauerhafter, also illusorischer Erfüllung und Erlösung ist nur um den Preis der Verdinglichung zu haben. Menschliche Eigenschaften geraten zur Verdinglichung, wenn ihre Dauerhaftigkeit nicht als fortgesetzte Reproduktion verstanden wird. Zu Recht verweist Lukács auf Dantes ‚Göttliche Komödie' als „höchste dichterische Verkörperung" dieser Sehnsucht und der damit gesetzten Widersprüche. Die Hölle mit den tragischen und tragikomischen menschlichen Konflikten widerspiegelt das Leben in seiner „seinsmäßigen echten Prozesshaftigkeit". Im langweiligen Paradies hingegen erstarren Tugenden zu einer unmenschlich abstrakten Dinghaftigkeit – notwendige Folge des vergeblichen Bemühens, gute Eigenschaften zu verewigen, schlechte dagegen zu eliminieren. Genauso könnte man auf Botticellis Bilderzyklus zu Dante verweisen. Eine Steigerung derartiger Verdinglichungen (von Schuld und Sühne) unter anderen Bedingungen sieht Lukács im Ablasshandel.

Allerdings ist diesen Verdinglichungen ein unaufhebbarer Widerspruch eigen. Es handelt sich um **Verdinglichungen** von realen **Prozessen**. Deren Entwicklung macht sich nicht zuletzt in Konflikten alter mit neuen Verdinglichungen (Dogmenentwicklung) bemerkbar. Der bisweilen erbitterte, unversöhnliche Kampf zwischen Erstarrungen dynamischer Momente und „Auflehnungen dagegen" erfüllt nach Lukács die gesamte Religionsgeschichte.

V. Die Religiosität der Sekten und die Kirche

Dieser Kampf weist unterschiedliche Erscheinungsformen auf.

Er vollzieht sich auf der geistig-dogmatischen Ebene und hat organisatorisch-institutionelle Entsprechungen. Beides in Abhängigkeit davon, ob es sich um innerkirchliche Auseinandersetzungen oder um die Abwehr eher prinzipieller Attacken handelt (Beispiele wären die Attacken von Kirchenvätern gegen griechische Philosophen und gegen Abweichler in den eigenen Reihen, die Auseinandersetzung des Origines mit Celsus oder die Aktivitäten Innozenz III. gegen die Katharer).

Lukács beschränkt sich – fußend auf Max Webers Religionssoziologie und Ernst Troeltschs ‚Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen' – auf innerreligiöse Gegensätze zwischen christlichen Sekten und katholischer Kirche im europäischen Mittelalter.

Kirche und Sekte unterscheiden sich nicht in ihrer allgemeinen Fundierung in einer Offenbarungsreligion. Damit ergibt sich ein Moment der Unmittelbarkeit. Die Propheten traten als Sprachrohr des transzendenten Gottes

auf. Sie vermitteln keine persönlichen oder kollektiven Auffassungen, sondern geoffenbarte Botschaften. Die müssen geglaubt werden. Intellektuelle Begründungen oder Beweise sind sekundär.

Sekten halten nach Lukács an dieser Unmittelbarkeit fest. Ihre Anhänger sind auf die strikte, kompromisslose Befolgung der ursprünglichen Gebote und Normen eingeschworen. Sekten gründen sich in der Regel gerade als Proteste gegen deren Aufweichung durch die Kirche.

Dazu aber ist die *Kirche* aufgrund ihrer Funktion sozusagen gezwungen. Im Unterschied zur Sekte, die sich auf einen kleinen Kreis ergebener Anhänger beschränkt, ist sie auf Mission angelegt, auf die allgemeine Verbreitung und Anerkennung ihrer Prinzipien. Und das ist oft schwer zu realisieren ohne Abstriche am Dogma, ohne Konzessionen an die Vielfalt der Meinungen und Lebensformen der neu zu gewinnenden Anhänger.

Der Gegensatz hat natürlich auch soziale Dimensionen. Den „leitenden Zentralauftrag" der *Kirche* sieht Lukács in ihrer Ordnungsfunktion, in der Förderung und Festigung der gegebenen Verhältnisse, in der Konservierung der je erreichten Stufe der Gattungsmäßigkeit an sich.

Die soziale Ausrichtung der Sekten dagegen ist in ihrer Frontstellung gegen diese Logik der Kirchenentwicklung zu sehen. Die *Kraft der Sekten* resultiert daraus, dass sie von „wirklichen, größere, erwecktere Menschengruppen tief bewegenden Widersprüchen ausgehen, für diese einen menschenwürdigen, die vorherrschenden Verdinglichungen und Entfremdungen sprengenden Ausweg suchen" (II/615), dass sie in derartigen Situationen die Unvereinbarkeit der ethischen Verkündigungen des Urchristentums mit der christlichen Drapierung menschunwürdiger Zustände – nicht zuletzt im kirchlichen Leben selbst – anprangern und den Protest, ein alternatives Leben, sinnlich-praktisch vorleben.

Und damit hängt die „vorwiegend plebejische Orientiertheit" der Sekten zusammen.

Historische Extremsituationen, Krisen, Symptome der Auflösung gesellschaftlicher Zustände und Ordnungen werden nämlich „vor allem in den unteren Schichten als die Erschütterung aller Existenzgrundlagen erlebt, während die oberen Nutznießer dieses Prozesses davon weniger intensiv berührt bleiben können."[19]

---

19 II/615. Vgl. Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen 1988, S. 248; vgl. Leo Kofler, Die Ideologie der Sekten. In: Leo Kofler, Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Neuwied und Berlin 1966, S. 241f.

In der unmittelbaren, direkten und menschlich bewegenden Wahrnehmung dieser Funktion durch Sekten sieht Lukács die übergreifende Ursache für die anhaltende Faszination, die die Persönlichkeit des neutestamentarischen Jesus seit zwei Jahrtausenden ausstrahlt – ähnlich hat Lukács über Franz von Assisi und Sokrates geurteilt.[20] Gerade auf diese Konflikte reagiert große Kunst – Lukács verweist immer wieder auf Dostojewski (Großinquisitor) und Tolstoi. In ihren Arbeiten erscheinen Tendenzen eines Hinausgehens über die unmittelbare Partikularität, Intentionen auf eine Gattungsmäßigkeit für sich. Und es sei ein Mangel marxistischer Religionskritik, „dieser Seite des Komplexes nicht genügend Aufmerksamkeit gewidmet zu haben.[21] Übrigens konstatiert Lukács in diesem Zusammenhang auch einen ‚Fehlgriff' Hegels. Dieser habe bei der Behandlung der Religion als Vorstufe des absoluten Geistes die Tatsache umgangen, dass „nicht die gesamte Religion, sondern nur diese spezifischen Strömungen in ihr derartige Intentionen haben können, woraus die weitere Abirrung vom rechten Wege erfolgt, dass die spezifische Problematik solcher Tendenzen innerhalb der Gesamtheit der Religionen völlig unerörtert bleiben muss" (II/619).

Dieser Kraft der Sekten stehen gravierende *Schwächen* gegenüber.

Die Geschichte des Mittelalters zeigt immer wieder erfolgreiche Bemühungen der Kirche, Sekten oder Mönchsorden in ihr System zu integrieren, deren Protestpotential aufzufangen.

Das erklärt sich zunächst daraus, dass die Beziehung von Sekte und Kirche nicht nur durch Gegensätzlichkeit gekennzeichnet ist. Verwiesen wurde bereits auf Elemente des gemeinsamen spirituellen Fundamentes, das praktische Übergänge ermöglicht. Kirchen können aus Sekten, aus minoritären Bewegungen hervorgehen. Sie können von belebenden Impulsen der Sekten profitieren.

Lukács verweist jedoch darüber hinaus auf eine grundsätzliche Schwäche der Sekten, auf eine *Eigenart ihrer Radikalität*. Er greift dazu auf einen Gedankengang Ludwig Feuerbachs zum Verhältnis von Kunst und Religion zurück.

Feuerbach meint, dass Religion Poesie sei. „Ja... aber mit dem Unterschied von der Poesie, ja von Kunst überhaupt, dass die Kunst ihre Geschöpfe für nichts anderes ausgibt, als sie sind, für Geschöpfe der Kunst; die Religion

20 Vgl. Istvan Herrmann, Georg Lukács. Sein Leben und Wirken. Wien.Köln.Graz 1986, S. 34f.

21 II/617. Vgl. Ernst Werner/Martin Erbstößer, Ketzer und Heilige. Das religiöse Leben im Hochmittelalter. Berlin 1986, S. 28f.

aber" gibt „ihre eingebildeten Wesen für wirkliche Wesen" aus.[22] Mit anderen Worten – Kunstwerke erheben nicht den Anspruch, Wirklichkeit zu sein. Sie reproduzieren Realität mimetisch, nachahmend, also verändernd. Im künstlerischen Abbild erscheinen menschliche Energien, „Lebensbestimmungen, aus denen in einer bestimmten Gesellschaft die ihr als Möglichkeit innewohnende Gattungsmäßigkeit für sich aus der konkret ansichseienden herauswachsen und sich – sehr oft nur tragisch – verwirklichen kann"(II/621). Konkrete Wirklichkeit wird also im Abbild verändert, aber nicht verworfen.

Religiöse Offenbarungen hingegen treten mit dem Anspruch auf, echte, eigentliche, die wahre Wirklichkeit zu sein. Die Verbindung des persönlichen Schicksals mit den gesellschaftlichen Verhältnissen wird ausgeblendet. Nur so ist die unmittelbare, direkte Erlösung der individuellen Seele möglich. Der Prozess ist ein innerseelischer – „eventuell mit kosmischem Hintergrund" fügt Lukács hinzu (vielleicht mit dem Blick auf gnostische oder manichäische Erlösungsvorstellungen).

Durch eine derartige, gedachte Radikalität wird die Integration der Sektenreligiosität in das normale kirchliche Leben erleichtert. Sie kann umso leichter entschärft und in den Kanon des offiziellen Glaubens geleitet werden, je weniger gesellschaftliche Bezogenheit sie aufweist. Mehr noch – die Kirche bedarf „erhabener Ideale, deren praktische Verwirklichung man mit gutem Gewissen versäumen kann" (II/618), da es dafür keine realen Bedingungen gibt. Radikale Sektenvorstöße ergeben so nicht selten einen „sittlich-dekorativen Hintergrund zur bedingungslosen Anpassung an das gerade Bestehende".[23] Dieses Fazit fordert natürlich dazu heraus, den ‚christlichen Sozialismus' und die Befreiungstheologie auf derartige, ihnen eigene Kräfte und Schwächen hin zu prüfen. Das ist hier nicht möglich.

VI. Religion als Ideologie

Aus dem übergreifenden Gesichtspunkt des ontologischen Ansatzes folgt als eine weitere Konsequenz die Betonung funktionaler Seiten der Religion. Hier wird die Verschränkung der Religion mit anderen ‚ideologischen Formen' am deutlichsten, allerdings auch die Differenz zu ihnen. Lukács teilt Marx' Charakteristik der Ideologien als Formen, in denen die Menschen sich der Kon-

22 Ludwig Feuerbach, Das Wesen der Religion. A.a.O., S. 108.

23 II/623. „Generell wichen die Ketzerbewegungen den sozialen und politischen Auseinandersetzungen aus und flüchteten sich in eine religiöse Scheinwelt." Martin Erbstößer, Ketzer im Mittelalter. Leipzig 1987, S. 226.

flikte ihres materiellen Lebensprozesses bewusst werden und sie ausfechten. Dass auch diese Bestimmung der Religion den anderen – vor allem der gnoseologischen, der erkenntnistheoretischen - gegenüber nicht verselbständigt werden darf, demonstriert er in der ‚Ontologie' ein ums andere Mal.[24] Funktion, Genese und Struktur beliebiger Erscheinungen dürfen nur in der Abstraktion getrennt werden. Das markiert eine Grenze zwischen Marxismus und Funktionalismus.

Lukács versteht die Religion als Archetypus aller vorwiegend ideologisch vermittelten Entfremdungen (II/605). In der Tat stellt sie – auf der Grundlage ihrer Vorformen – wahrscheinlich eines der ältesten, diffizilsten und variabelsten Gebilde geistiger Objektivationen dar – umgeben von einer relativ stabilen Anordnung entsprechender Institutionen und Praktiken.

Es ist nicht uninteressant, wie Lukács die *ideologische Vermittlung von Entfremdung* fasst. Natürlich sei Entfremdung in erster Linie ein „ökonomisch-sozial fundiertes Phänomen"; ohne „entscheidende Wandlung der ökonomischen Struktur kann sich durch keine individuelle Aktion an diesen Grundlagen etwas Wesentliches ändern". Andererseits sei sie auf dieser Basis „doch vor allem ein ideologisches Phänomen". Ihre subjektive Aufhebung nämlich könne „nur als Tat des jeweils beteiligten Individuums praktisch verwirklicht werden" (II/551). In den gesellschaftlichen Zustand der Entfremdung wird der Mensch hineingeboren. Ihren Wirkungen unterliegt er spontan. Der Kampf gegen Entfremdungen hingegen erfordert Selbstwehr, „immer erneute, neu durchdachte... und, wenn nötig, kampfvoll ins Leben geführte Entschlüsse" – er hat „ideologischen Charakter" (II/551), er vollzieht sich im Bereich ideologischer Auseinandersetzungen.

Die primäre und allgemeine gesellschaftliche Funktion der Religion sieht Lukács in der *Regelung des Alltags* in den Gesellschaften, die nicht mehr auf spontanen Regelungen (Erfahrung, Gewohnheit) beruhen, sondern bereits gesamtgesellschaftliche Organe (Staat, Recht, Ideologie) hervorgebracht haben. Die Herleitung der Religion als „verkehrtes Weltbewusstsein" einer verkehrten Welt[25] und ihre konkreten Unterdrückungs-, Protest-, und Trostfunktionen werden dabei vorausgesetzt.

Dabei vermag die Religion Defizite oder Schranken anderer Elemente des Überbaus bei der ideologischen Durchdringung des Alltags auszugleichen. Die Religion wendet sich von vornherein an *alle Menschen und jeden Einzel-*

24 Vgl. Religion und Atheismus heute. Ergebnisse und Aufgaben marxistischer Religionssoziologie. Herausgegeben von Olof Klohr. Berlin 1966, S. 33.

25 MEW 1/378.

nen. Hegel: „Die Religion ist die Art und Weise des Bewusstseins, wie die Wahrheit für alle Menschen, für die Menschen aller Bildung ist; die wissenschaftliche Erkenntnis der Wahrheit aber ist eine besondere Art des Bewusstseins, deren Arbeit sich nicht alle, vielmehr nur wenige unterziehen."[26] Sie verspricht dem Einzelnen die Rettung seiner Seele und ein ewiges Leben, wenn er sich normengerecht verhält. Sie ist in der Lage, den komplizierten und je besonderen Kontakt mit persönlichen Schicksalen herzustellen. Augustinus listet in seiner Schrift ‚Über die wahre Religion' auf, was speziell den Habgierigen, den Schwelgern, den Hochmütigen, den Zornmütigen, den Abergläubischen oder den Neugierigen in der Bibel gesagt werde, damit ihre Seele gesunde.[27] Die religiösen Botschaften setzen an den Vorstellungen des „Durchschnittsmenschen im Alltagsleben" an, greifen auf, was ihn in seiner partikularen Existenz bewegt. Nebenbei – das Klassenbewusstsein des Proletariats, Ausgangspunkt und Resultat politischer Ideologie, hatte Lukács gerade nicht als Durchschnitt der Gedanken der einzelnen Individuen der Klasse verstanden.[28]

Ein anderes relativ unterscheidendes Merkmal der Religion ist, dass sie sich an *den ganzen Menschen* wendet. Hegel an der gleichen Stelle: „Der Gehalt (von Religion und Wissenschaft – E.H) ist derselbe", aber es gibt für ihn „zwei Sprachen, die eine des Gefühls, der Vorstellung und des verständigen, in endlichen Kategorien und einseitigen Abstraktionen nistenden Denkens, die andere des konkreten Begriffs". Und nach Marx ist Religion ‚Geist geistloser Zustände' und ‚Gemüt einer herzlosen Welt' in einem.[29]

---

26 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse (1830). Herausgegeben von Friedhelm Nicolin und Otto Pöggeler. Hamburg 1975, S. 12.

27 Aurelius Augustinus, De vera religione/Über die wahre Religion. Stuttgart 1983, S. 13.

28 Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewusstsein. Berlin 1923, S. 62.

29 MEW 1/378. Vgl. Georg Lukács, Die Eigenart des Ästhetischen. Band 1. Berlin und Weimar 1987, S. 65.
In der Lebensgeschichte Blaise Pascals heißt es: „... der Gott Abrahams und Jacobs, der Gott der Christen, ist ein Gott der Liebe und des Trostes: ein Gott, der die Seele und das Herz derer erfüllt, die ihn besitzen. Ein Gott, der sie in ihrem Innern ihr Elend und seine unendliche Barmherzigkeit fühlen lässt; der sich mit dem Innersten ihrer Seele vereint; der sie mit Demut, Glauben und Zuversicht erfüllt; der sie unfähig macht, ein anderes Ziel zu haben als ihn selbst. Der Gott der Christen ist ein Gott, der die Seele fühlen lässt, dass er ihr einziges Gut ist; dass in ihm ihre ganze Ruhe ist, dass sie keine andere Freude hat, als ihn zu lieben; und der sie zu gleicher Zeit die Hindernisse verabscheuen lässt, die sie zurückhalten und sie daran hindern, ihn aus allen ihren Kräften zu lieben." Das Leben des Blaise Pascal. Aufgezeichnet von seiner Schwester Gilberte Pascal-Perier. In: Blaise Pascal, Vermächtnis eines großen Herzens. Leipzig 1938, S. LIII.

Um diesen Funktionsrichtungen gerecht zu werden, bedürfe es – meint Lukács – eines bestimmten Erscheinungsbildes der Religion. Sie muss sich als ein universelles System von Aussagen, Geboten, Ratschlägen, Wertungen, Erfahrungen darstellen, welches kein Gebiet des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens auslässt. Der Talmud zählt 613 Vorschriften, 248 Gebote und 365 Verbote.[30] Ein kompliziertes, abgestuftes, vielfältiges Gebilde sei vonnöten, um eine Brücke „von den partikularen Einzelinteressen des Alltagsmenschen ... zu den großen weltanschaulichen Bedürfnissen der jeweiligen Gesellschaft in der Totalität ihres Ansichseins" zu schlagen (II/606f). Ein solches Gebilde liegt in der Bibel vor.

Zutreffend unterstreicht Lukács schließlich, dass die Wirksamkeit der Religion weitgehend darauf beruht, in transzendenter Form diesseitige Gehalte zu vermitteln. „Kein Mensch würde wünschen, transzendente Mächte in Bewegung zu setzen (würde also an ihre Existenz nicht glauben), wenn er nicht von ihnen eine Hilfe für seine diesseitig-irdischen Zielsetzungen erhoffen würde" (II/607). Ein Umstand, der auch von Max Weber hervorgehoben wird, der an den Spruch erinnert: „Auf dass es Dir wohl gehe und Du lange lebest auf Erden!"[31]

Die Grenze zwischen der Religion und anderen ideologischen Formen ist natürlich fließend. Die jüdische Religion beispielsweise weist viele Übergänge zur Ethik auf. Und die Jahrhunderte währenden Konfrontationen zwischen Kaiser und Papst im Mittelalter waren durch eine Verzahnung von Religion, Recht und Politik gekennzeichnet.

Nicht zuletzt ist eine *Eigenart der Wirkungsweise* der Religion zu erwähnen, auf die Lukács im Kontext mit dem Verdinglichungsproblem hinweist. *Verdinglichungen wirken ideologisch als Seinsweisen*. Für den gläubigen Menschen ist die Erbsünde eine fundamentale Tatsache des menschlichen Seins. Sie wird als Wirklichkeit empfunden, auf die er angemessen zu reagieren hat. Davon sei die „reine" Wirkungsweise von Ideologien zu unterscheiden – die Vermittlung von Botschaften, Erklärungen, Begründungen, Rechtfertigungen, Sollensforderungen und anderen ideellen Gehalten. Nach Lukács sind also „zwei verschiedene Funktionsarten der Ideologie" möglich (II/602). Religion wirkt nicht nur als „reine" Ideologie, sondern zugleich als unmittelbarer Faktor in der realen Praxis.

Und auch diese Gegenüberstellung ist relativ.

---

30 Der Babylonische Talmud. Neunter Band. Neu übertragen durch Lazarus Goldschmidt. Jüdischer Verlag Frankfurt am Main 1996. Der Traktat Makkoth. S. 223.

31 Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1985, S. 245.

Geistige Setzungen, die im Alltagsleben als Sein wirksam werden, hören nach Lukács deshalb nie auf, Ideologie zu sein. Und auch für die Religion gilt, dass ihre Wirkung auf dem Ineinandergreifen spontaner Prozesse und der Vermittlung religiösen Gedankengutes, auf der Wechselwirkung von Volksfrömmigkeit und Theologie, von Religiosität und Dogma beruht. Gerade im kirchlichen Leben wird die ideelle Wirkung von Normen durch praktische Sanktionen und Machtinstrumente verstärkt. Ganz abgesehen von der praktischen Einübung der Gebote durch Ritus und Kult sowie von den vielfältigen direkten und verschlüsselten, sinnlich-psychischen, emotionalen und geistig-kognitiven, bildhaften und verbalen, symbolischen und ästhetischen Effekten der Sakralarchitektur und Kirchengestaltung. Das dramatische Aufeinandertreffen von Ikonolatrie und Ikonoklasmus, von Bilderverehrung und Bilderstreit, legt dafür Zeugnis ab.

Die Herausarbeitung dieser beiden Seiten ideologischer Wirkungen der Religion ist ideologietheoretisch wichtig und von beträchtlicher aktueller Relevanz. Marx hatte von dem durch die kapitalistische Warenproduktion erzeugten Zusammenhang zwischen der „Verdinglichung der gesellschaftlichen Produktionsbestimmungen" und der „Versubjektivierung der materiellen Grundlagen der Produktion", von der „Personifizierung der Sachen und Versachlichung der Produktionsverhältnisse" als „Religion des Alltagslebens" gesprochen.[32] Marxistische Ökonomen heben in jüngsten Arbeiten die verhaltenssteuernde Funktion des Marktes hervor und betonen, dass diese Funktion gerade durch die ‚reine' Vermittlung der neoliberalen Ideologie, ihrer wirtschaftswissenschaftliche Dogmen und der sie flankierenden weltanschaulichen Muster ihre qualitative Komponente erhält. „Der Begriff Markt steht in der welterklärenden Rhetorik von Politikern, Journalisten, Wirtschaftsexperten und sogar bei wissenschaftlichen Autoren heute an der Stelle, wo einstmals der Name ‚Gottes' genannt wurde. Dem Markt ist Gehorsam geschuldet, und wer sich marktwidrig verhält, wird vom Markt bestraft." Die Rede ist von einer „quasi-religiösen Unterwerfung".[33] Thomas Metscher benennt den gleichen Mechanismus als Philosoph, wenn er schreibt: „Lüge, Trug und ideologischer Schein bilden in aufsteigender Linie Komplexitätsstufen des manipulativen Bewusstseins. Der ideologische Schein bildet die Stufe seiner höchsten Komplexität. In ihm trifft die manipu-

32 MEW 25/838, 877.

33 Karl Georg Zinn, Ideologie als materielle Macht. In: Das Ende des Neoliberalismus? Herausgegeben von Joachim Bischoff, Frank Deppe, Peter Kisker. Hamburg 1998, S. 48. Vgl. Ton Veerkamp, Der Gott der Liberalen. Hamburg 2005, S. 130f.

lative Strategie auf die sich aus der ökonomisch-kulturellen Logik der imperialistischen Gesellschaft ergebenden objektiven Zwänge.“[34]

Zusammenfassung und Offenes

Erstens. Für ein Verdienst der vorstehend skizzierten Überlegungen halte ich es, die *Bestimmung von Religion als verzerrtes oder falsches Bewusstsein durch die Akzentuierung ihrer historischen Entstehung, Entwicklung und Funktion ergänzt und diese Ergänzung theoretisch begründet zu haben*. Die Erklärung der Religion aus der Dialektik der menschlichen Gattungsentwicklung kann als ein produktiver Ansatz für die strengere Fassung der historischen und sozialen Differenziertheit der Religion angesehen werden. Die Bestimmung der Religion als Produkt des materiellen Selbstreproduktionsprozesses der Menschheit könnte weiter auf die ihr innewohnenden allgemein-historischen und formations- oder epochen-spezifischen Merkmale untersucht werden.

Übereinstimmungen und Unterschiede des Charakters der Religion im Mittelalter und in der Gegenwart sollten bei der Diskussion um die geistigen Fundamente Europas in Rechnung gestellt werden.

Zweitens. Dem Ideologieverständnis seiner ‚Ontologie' entsprechend arbeitet Lukács eine Reihe wesentlicher *Berührungspunkte von Religion und Ideologie* heraus. Darin sehe ich einen wichtigen Beitrag zur weiteren Analyse des Auftretens ideologischer Prozesse in der europäischen Spätantike und im Mittelalter. Einerseits hält die Ideologietheorie Impulse und Anregungen für die Erhellung genetischer und funktionaler Bestimmungen der Religion bereit. Andererseits zeigt Lukács, dass die Analyse bestimmter Prozesse und Mechanismen religiöser Weltaneignung das Wesen ideologischer Phänomene konkreter zu fassen hilft. Insbesondere das Problem der Verdinglichung verdient in diesem Zusammenhang Beachtung.

Drittens. *Weiterer theoretischer Durchdringung bedarf die Beziehung zwischen Religion und Glauben* sowohl in gnoseologischer als auch in historischer Hinsicht. Die ‚Religion' als mehr oder weniger verallgemeinerte, stabile, kodifizierte und institutionalisierte Schicht des religiösen Bewusstseins steht in einem beweglichen Zusammenhang mit dem eher im Alltagsleben verankerten Glauben als Potential ihrer Reproduktion, als Ausgangspunkt ge-

34 Thomas Metscher, Der Zerfall des Bewusstseins in der imperialistischen Gesellschaft. In: Marxistische Blätter. Heft 5-05, S. 37.

legentlicher militanter Zuspitzungen (Fanatismus), aber auch als Quelle immanenter Kritik und sozialer Opposition. Im Rahmen dieser Entwicklung markierte die Reformation eine wichtige Zäsur.

Viertens. Beachtung und Präzisierung verdient Lukács' *Betonung der Verantwortung, der Möglichkeiten und der Grenzen des einzelnen Menschen, sich ideell und praktisch über die partikulare Existenz und Entfremdungserscheinungen im Alltagsleben zu erheben*. In seinen ethischen Überlegungen verdichtet sich diese Akzentuierung zu einem leidenschaftlichen, aber durchaus nicht nur visionären Plädoyer dafür, sich den heutigen, neuen Entfremdungen und Verdinglichungen nicht zu unterwerfen, sondern sich zu einem den Maßstäben der ‚Gattung für sich' gemäßen Leben zu entscheiden. „Der Mensch muss seine Freiheit durch eigene Tat erwerben. Er kann es aber nur..., weil jede seiner Tätigkeiten bereits ein Moment der Freiheit als notwendigen Bestandteil" enthält.[35] In seinen späten Texten finden sich Andeutungen zu derartigen Momenten in Gestalt realer Tendenzen zu einer ‚vereinheitlichten Menschheit', die man als Kontrastprogramm zu ihrer ‚globalistischen' Mystifizierung werten könnte.

Dabei hatte Lukács keine Illusionen – umso weniger, je mehr sein Leben sich dem Ende zuneigte. Die Fixierung des Menschen auf seine eigene Partikularität hat sich historisch verschärft (II/627). Der Mensch „der gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaft" lebt in einer „vollendet verdinglichten Welt". Deren Dynamik zersetzt „alle konkreten Vermittlungsglieder zwischen Mensch und Gesellschaft". Persönliche Beziehungen zu den Mitmenschen werden „auf ein direktes Verhältnis zwischen bloßer Partikularität und ökonomisch-sozial vollendeten Abstraktionen reduziert".[36]

Zugleich war die ideologische Sanktion dieser Verhältnisse noch nie so drückend. Das gegebene partikulare „Seinsniveau" wird als das „... allein wirklich daseiende und allein begehrenswerte" verherrlicht.[37] Die weltanschauliche Flankierung ist umfassend – bei aller Widersprüchlichkeit. Auf die Untergrabung der ‚Seinsgrundlagen' religiöser Gehalte – vor allem der Offenbarung – durch den kulturellen Fortschritt reagiert der Zeitgeist durch die Infragestellung einer objektiven Wirklichkeit überhaupt, durch die Behauptung, Weltbilder seien nicht mehr zeitgemäß, und durch Bemühungen, den Gegensatz von Vernunft und Religion zu relativieren.[38] Lukács hatte da-

35 Revolutionäres Denken. A.a.O., S. 282.
36 Georg Lukács, Die Eigenart des Ästhetischen. Band 2. Berlin und Weimar 1987, S. 785.
37 II/627.
38 Jürgen Habermas, Joseph Ratzinger, Dialektik der Säkularisierung. Freiburg. Basel. Wien 2005, S. 57.

bei vor allem den Neopositivismus im Auge. Die Postmoderne kannte er noch nicht. Damit vergrößert sich der Spielraum der religiösen Ideologie, zugleich aber droht die Selbstzerstörung ihrer geistigen Fundamente.

Der letzte Satz seines Kapitels lautet: „Die Perspektive eines langwierigen, an Widersprüchen und Rückfällen reichen Befreiungsprozesses ist also gesellschaftlich gegeben.

Ihn überhaupt nicht zu sehen, ist ebenso eine Blindheit, wie die Hoffnung, sie mit einigen Happenings sogleich zu verwirklichen, eine Illusion ist“ (II/656).

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *110(2011), 143–162*

Martin Hundt

Der Fortgang der MEGA und einige aktuelle Debatten um Marx' Werk

Vortrag vor der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät am 9.12.2010

Eine Grundaufgabe von Akademien ist seit jeher die Sorge um große historisch-kritische Gesamtausgaben. Obgleich unsere Sozietät nicht mehr (oder positiver formuliert: vorläufig noch nicht wieder) die Möglichkeiten hat, solche herauszugeben, ist es uns sowohl unbenommen als eigentlich wohl auch Pflicht, sie aufmerksam-kritisch zu begleiten. Und unter ihnen steht – nach der Leibniz-Edition – die historisch-kritische Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) ohne Zweifel im Vordergrund des Interesses. Ein aktueller Aspekt, ein Anlass zum Gratulieren kommt hinzu: Da die MEGA auf 114 Bände angelegt ist, liegt mit 57 jetzt genau die Hälfte vor, und mit dem dieser Tage erscheinenden Band I/30 schreitet sie in ihre zweite Hälfte.

Ich halte es für hohe Zeit, in diesem Kreis über zwei Fragen zu sprechen: Das Erscheinen neuer MEGA-Bände in den letzten Jahren und die aktuelle wissenschaftliche Marx-Debatte. Das ist ein weites Feld und daher nur ein unvollständiger Überblick möglich. Wichtig ist mir, Argumente vorzutragen, dass diese beiden Themen – die Edition und die Debatte – zusammengehören, dass sie mehr als bisher zu verbinden sind.

So fällt auf, dass selbst in den tiefschürfenden Beiträgen einer Tagung in Wittenberg von 2004, die unter dem Titel *Karl Marx' kommunistischer Individualismus* erschienen[1], sowie einer Kasseler Tagung von 2009, die unter dem Titel *Karl Marx. Ein toter Hund?*[2] stattfand, nahezu kein Rückgriff auf die MEGA erfolgte! Nur sehr wenige Zitierungen aus ihr gibt es im Sammelband *Was bleibt? Karl Marx heute*[3], der Ergebnisse eines Trierer Workshops von 2008 wiedergibt. Im selben Jahr gab es auch eine Marx-Konferenz in

1 Hg. von Ingo Pies und Martin Leschke. Tübingen 2005.
2 Heinz Bude/Ralf M. Damnitz/André Koch (Hg.): Marx. Ein toter Hund? Gesellschaftstheorie reloaded. Hamburg 2010.
3 Hg. von Beatrix Bouvier, Harald Schwaetzer, Harald Spehl, Henrieke Stahl. Trier 2009.

Braunschweig[4], 2009 in Washington eine umfangreiche Tagung der German Studies Association zum Thema „Karl Marx in the Nineteenth Century“[5] und natürlich seit Jahren in Paris den Congrès Marx international.

Eine Ausnahme ist bisher einzig der von Riccardo Bellofiore und Roberto Fineschi[6] organisierte Sammelband *Re-reading Marx. New Perspectives after the Critical Edition*[7], (auch er das Ergebnis einer internationalen Marx-Tagung 2006 in Bergamo), der sich zwar nur mit Themen der Politischen Ökonomie befasste, in dessen Einleitung es aber verallgemeinernd richtig heißt: „The new historical-critical edition of the works of Karl Marx and Friedrich Engels, the second Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA²), opens the possibility of a radical rethinking, on a sounder philological basis, of Marx's thought as a whole.“[8]

In dem von Harald Bluhm herausgegebenen Sammelband *Die deutsche Ideologie*[9] wird bedauert, nur in Teilen auf die Originalfassungen zurückgreifen zu können, da MEGA-Bd. I/5 noch nicht vorliegt, aber die ebenfalls von Bluhm initiierte Konferenz „Marxens Konzeptualisierungen und Beschreibungen von Akteuren“, die im vorigen Jahr in Halle stattfand und als „Themenschwerpunkt“ im *Marx-Engels-Jahrbuch 2009* dokumentiert wurde, zeichnete sich bereits durch einige Rückgriffe auf die MEGA aus.[10]

Verbindung von Edition und Forschung bedeutet, dass letztere viel stärker auf die MEGA zurückgreifen könnte und sollte. Eine Voraussetzung dazu ist jedoch, zu wissen was vorliegt. Das ist nicht ganz einfach angesichts heutiger Bücherpreise, vielleicht auch der Nichteinhaltung der chronologischen Reihenfolge beim Erscheinen der Bände in den vier Abteilungen der MEGA.

*

Dass seit 1990 bisher 25 Bände der MEGA erschienen, dass es nach der sog. Wende überhaupt mit dieser Ausgabe weiterging, ist alles andere als selbstverständlich. Denn so manche große Klassiker-Ausgabe ist von geschichtlichen Ereignissen lange unterbrochen oder ganz abgebrochen worden. Und

4 Siehe Marx-Engels-Jahrbuch 2008.
5 Siehe Ulrich Pagel: Deutscher Denker des 19. Jahrhunderts. Eine Tagung in Washington, auch zum Klassiker Marx. In: Marx-Engels-Jahrbuch 2009, S. 208–210.
6 Fineschi hatte seine Überlegungen bereits ausführlich in seinem *Un nuovo Marx. Filologia e interpretazione dopo la nuova edizione storio-critica (MEGA“)*. Roma 2008, dargelegt. Rez. in Marx-Engels-Jahrbuch 2008, S. 162–166.
7 London 2009.
8 Ebenda, S. (1).
9 Berlin 2010.
10 Das Insistieren auf die MEGA steht selbstverständlich in keinem Gegensatz zur Studienausgabe MEW, die ihren Wert auch für die Forschung behalten wird.

wenn es sich um eine Edition handelt, die bis 1989 von den Instituten für Marxismus-Leninismus bei den Zentralkomitees der KPdSU und der SED herausgegeben wurde, grenzt ihr – allerdings auch mit vielen Opfern erbrachtes – Weitererscheinen an ein Wunder.

Es hat damals, um 1990, in einer ungeheuer aufgeregten Zeit, einige wenige klarblickende und übrigens gänzlich verschiedenen politischen Lagern angehörende Menschen gegeben, die die Fortexistenz der MEGA organisierten, aber den Hauptanteil an diesem Wunder haben Marx und Engels selbst. Denn es setzte sich weltweit, sehr allmählich und oft retardierend, offen zugegeben oder meist auch nicht, doch mehr und mehr die Erkenntnis durch, dass ihr Werk zum Kulturerbe der Menschheit gehört, dass es uns auch heute noch viel zu sagen hat, oder genauer: Ein Verzicht auf ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse wäre ein zivilisatorischer Verlust, ein erheblicher Rückfall in der Geschichte der Wissenschaft. So sprach sich z. B. bis in die Tagespublizistik herum (übrigens nach einem ersten Hinweis Eric Hobsbawms von 1998), dass die Globalisierung bereits im *Kommunistischen Manifest* ziemlich zutreffend beschrieben ist. (Nebenbei: Auch schon in der *Deutschen Ideologie* findet man solche Hinweise.) Viel weniger bekannt ist (weil nicht im berühmten *Manifest*, sondern in einer kaum bekannten *Revue* enthalten), dass unsere beiden Autoren bereits 1850 auf die kommende Rolle der Länder um den Stillen Ozean, ganz konkret auf die USA und China, als künftige Konkurrenten Europas hinwiesen – nicht ohne den Hinweis, man könne es dann möglicherweise bereits mit einem sozialistischen China zu tun haben: „Dann wird der stille Ocean dieselbe Rolle spielen, wie jetzt das atlantische und im Alterthum und Mittelalter das mittelländische Meer – die Rolle der großen Wasserstraßen des Weltverkehrs; und der atlantische Ocean wird herabsinken zu der Rolle des Binnensees, wie sie jetzt das Mittelmeer spielt. Die einzige Chance, daß die europäischen civilisirten Länder dann nicht in die dieselbe industrielle, kommercielle und politische Abhängigkeit fallen, in der Italien, Spanien und Portugal sich jetzt befinden, liegt in einer gesellschaftlichen Revolution, die, solange es noch Zeit ist, die Produktions- und Verkehrsweise nach den aus den modernen Produktivkräften hervorgehenden Bedürfnissen der Produktion selbst umwälzt und dadurch die Erzeugung neuer Produktivkräfte möglich macht, welche die Superiorität der europäischen Industrie sichern und so die Nachtheile der geographischen Lage ausgleichen."[11] – Also eine europäische sozialistische Revolution zur Sicherung der

11 MEGA I/10, S. 218f.

Priorität Europas gegenüber dem Rest der Welt! Internationalistisch war das gewiss nicht gedacht, und hier beginnt die durchaus nötige kritische Haltung zu Marx. Überhaupt sollte Klassiker-Verehrung ein-für-allemal vorbei sein. Gefragt ist einzig ein *kritisches* – d. h. ein normales wissenschaftliches – Anknüpfen, oder, wie Derrida formulierte: „Untreue aus Treue."[12]

*

Als ich im November 1994 vor unserer Klasse erstmals über die MEGA sprach[13], war die Situation ernster als heute. Die bisherigen Arbeitsstellen waren „abgewickelt", seit zwei Jahren waren keine Bände mehr erschienen, und es sollten noch drei weitere vergehen, ehe wieder einer kam. Die neuen Herausgeber-Institutionen, die Internationale Marx-Engels Stiftung Amsterdam (IMES) und die MEGA-Arbeitsstelle bei der BBAW, waren zwar installiert, aber noch nicht eingearbeitet. Seither, konkret: seit 1998, hat sich die Situation wesentlich verbessert.

Was ich im folgenden zur Arbeit an der MEGA ausführe, sage ich als Privatgelehrter, ohne publizistische Vorrechte der Herausgeber verletzen zu wollen. Während ich 1994 noch der Redaktionskommission der IMES angehörte, spreche ich heute als Außenstehender, wenn auch als einer, der seit 1964 aufs engste mit der MEGA verbunden ist.

Es kann nicht darum gehen, einfach nur aufzuzählen, welche neuen Bände vorliegen, sondern um ein Gesamtverständnis dessen, was mit „Marxsches Werk" zu beschreiben ist, weil nur davon ausgehend eingeschätzt werden kann, was jeder neue Band bedeutet – aber auch, was noch fehlt. Denn bei den wirklich großen Geistern ist charakteristisch, dass ihr Werk lebenslang im Werden begriffen war[14], dass auch aus diesem Grund alle ihre Schriften in Bezug zueinander stehen und nur aus ihrer Gesamtheit heraus wirklich sprechen können.

Marx hat drei Jahre lang den Bund der Kommunisten geleitet, sieben Jahre im Generalrat der I. Internationale gesessen, aber er hat mehr als vierzig Jahre lang hart, geradezu verbissen wissenschaftlich gearbeitet. Nur von seinem wissenschaftlichen Werk aus ist einzuschätzen, wie er im Ganzen und

12 Jacques Derrida: „Untreue aus Treue." Marx' Gespenster. Der Staat, die Schuld, die Trauerarbeit und die neue Internationale. Frankfurt/M. 1995.

13 Geschichte, Lage und nächste Zukunft der MEGA. [Vortrag in der Leibniz-Sozietät am 17.11.1994. Für den Druck gekürzt und aktualisiert auf den Stand von Ende 1996]. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät. Bd. 19 (1997). H. 4, S. 107–128.

14 Siehe Hans Jörg Sandkühler: Geschichtlicher Raum und gesellschaftliche Zeit des Marxismus – K. Marx, F. Engels, MEW, MEGA. In: Marxistische Studien. Jahrbuch des IMSF 12. Bd. I/1987. S. 11–26.

wie einzelne seiner Äußerungen zu werten sind. Ohne den Gesamtkreis eines Lebenswerkes zu überblicken, kann man dessen *Wesen* nicht wirklich begreifen, auf einer eingeschränkten Grundlage wird es unvermeidlich immer wieder zu falschen Interpretationen einzelner Werke sowie natürlich auch des Gesamtwerks kommen. Dieser Fehler ist bei Einschätzungen des Marxschen Werkes in der Vergangenheit in großem Umfang begangen worden.

Marx war ein Universalgelehrter. Er hat wie Aristoteles, wie Leibniz, Kant und Hegel sich für Weltgeschichte, für Außenpolitik, Mathematik und Naturwissenschaften, für Geologie und Chemie, für Staatsrecht, Kunst und Literatur nicht nur interessiert, sondern auf diesen Gebieten intensiv studiert und versucht, alle Einzelerkenntnisse in sein Gesamtwerk einzuordnen. Was solch ein Gesamtblick bedeutet, sei am Beispiel Immanuel Kants demonstriert: Er begann 1755 mit einer Theorie der Planetenentstehung und stellte dabei auch schon die Hypothese auf, dass Nebelscheiben um entfernte Fixsterne Milchstraßensysteme ähnlich dem unseren seien. Er endete ein halbes Jahrhundert später mit einem unvollendeten *Opus postumum*, in dem es um die Erklärung des Naturganzen ging. Ohne dies zu wissen, kann man die *Kritik der reinen Vernunft* nicht bis zu Ende verstehen.

Alle der hier Genannten haben lebenslang neue Wissensgebiete integriert, mit Hilfe dieses Zugewinns ihr Werk selbstkritisch durchdacht und neu zu begründen versucht – und sie alle sind bis heute unvollständig ediert. Hegel und Marx haben es außerdem gemein, dass ihre Frühschriften lange Zeit unbekannt waren. Man muss aber Musto darin zustimmen, dass das Schicksal einer unvollständigen Edition Marx in besonderem Maß betroffen hat: „Of the greatest thinkers of humanity, this fate befell him exclusively."[15]

Tatsächlich muss man heute konstatieren, dass der Marx des verflossenen Marxismus-Leninismus höchstens ein Teil-Marx war, wie damals vorwiegend auf „Grundwerke" abgehoben wurde. Man befürchtete eine Verwässerung der revolutionären Aussage – welch Kleingläubigkeit! Wenn Goethe über die Natur schrieb: „Wo ihr sie packt, da ist sie int'ressant", gilt für Marx: Wo ihr ihn auch aufschlagt, da ist er revolutionär. Revolutionär nicht in dem plumpen Sinn eines ununterbrochenen Aufrufs zur Diktatur des Proletariats, sondern im Sinn des Zusammenfallens von wahrer, zutiefst humanistischer Wissenschaft und Revolution „im großen historischen Sinne".

15 Marcello Musto: The Rediscovery of Karl Marx. In: International Review of Social History, Vol. 52, Nr. 3, S. 477.

In einer Nebenbemerkung an gut versteckter Stelle, im 9. Kapitel der *Theorien über den Mehrwert*, schrieb Marx anlässlich eines Vergleichs von Ricardo und Malthus: „Einen Menschen aber, der die Wissenschaft einem nicht aus ihr selbst ..., sondern *von außen*, ihr *fremden, äußerlichen Interessen* entlehnten Standpunkt zu *akkomodieren* sucht, nenne ich ‚gemein'". Oder, wie er in diesem Zusammenhang auch formulierte: „eine Sünde gegen die Wissenschaft." [16]

Die „Marxisten-Leninisten" des 20. Jahrhunderts, die sich solcher Sünden massenhaft schuldig machten, wähnten sich im Besitz „der" Wahrheit, der nichts hinzuzufügen sei. Weiter zu forschen heißt aber, nicht nur neue Beispiele für die Bestätigung von „Grundwahrheiten" zu finden, sondern stets das Ganze immer wieder in Frage zu stellen. Um auch hier historisch exakt zu sein, weise ich wenigstens im Vorübergehen darauf hin, dass das „marxistisch-leninistische" Verständnis von Marx' Werk, dem der Begriff „Unvollendetes Projekt" fremd war, tiefe Wurzeln bereits im Ende des 19. Jahrhunderts hat, in der II. Internationale und besonders bei Kautsky.

Die damalige bewusste Teilrezeption wurde dadurch begünstigt, dass solche Schlüsseltexte wie die *Ökonomisch-philosophischen Manuskripte*, die *Deutsche Ideologie* und die *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie* erst ein halbes Jahrhundert nach Marx' Tod veröffentlicht wurden und dann in den turbulenten 1930er Jahren auch nicht umfassend und unbefangen rezipiert werden konnten. Und es gehört hierher, dass die erste MEGA schon nach wenigen Bänden von Hitler und Stalin für vier Jahrzehnte in die Vergessenheit versenkt wurde. Daher hielt sich lange die grundfalsche Meinung, die „Frühschriften" seien prinzipiell zu unterscheiden von den reifen Werken, Entfremdung sei keine Kategorie des Marxismus usw. Die Errichtung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung wurde proklamiert als „die Verwirklichung der Lehre von Marx, Engels und Lenin", aber von den überlieferten Schriften von Marx und Engels war bis 1989 kaum die Hälfte veröffentlicht, wobei besonders erschwerend hinzukam, dass die bekannten Werke zum Teil völlig missverstanden wurden. Und beides hing zusammen! Ich erinnere in diesem Zusammenhang an Stefan Hermlins *Abendlicht*, in dem er auf die richtige Lesung des Satzes aus dem *Kommunistischen Manifest* verwies: „An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist"[17], ein Satz, der besagt, dass

16 MEW, Bd. 26.2, S 108f. - MEGA II/3.3, S.771.
17 MEW, Bd. 4, S. 482.

es bei Marx in erster Linie nicht um die Gesellschaft oder das Kollektiv, sondern um das Individuum geht (dessen Freiheit natürlich nicht Freiheit *von* der Gesellschaft, sondern *in der* und *durch die* Gesellschaft ist). Das steht nicht vereinzelt in seinem Werk, wir finden entsprechende Aussagen in den *Grundrissen* und im *Kapital*, besonders deutlich aber, schon ein Jahr vor dem *Manifest*, in der *Deutschen Ideologie*. Dort heißt es in der Polemik mit Max Stirner, es bestehe die Aufgabe, „an die Stelle der Herrschaft der Verhältnisse und der Zufälligkeit über die Individuen die Herrschaft der Individuen über die Zufälligkeit und die Verhältnisse zu setzen". Und dies falle „zusammen mit der Aufgabe, die Gesellschaft kommunistisch zu organisieren".[18]

Der Satz des *Manifests* besagt, dass die in der DDR vielpropagierte Losung „Vom ich zum wir" unmarxistisch war. Entscheidender aber ist, dass diese „Manifest"-Stelle, direkt als Zitat ausgewiesen oder oft auch nicht, in den Programmen sämtlicher kommunistischer und Arbeiterparteien stand – und dennoch kam es damals (1979) zu keiner grundsätzlichen Diskussion um das richtige Verständnis von Marx und damit der eigenen Programmatik! Ich meine, dass das offizielle Ignorieren[19] von Hermlins Frage die Bankrott-Erklärung der „marxistisch-leninistischen" Theorie war, 10 Jahre vor der Implosion des Weltsystems.

Das falsche Verhältnis zu Marx' Werk zeigte sich an vielen Faktoren: So wurde einer der grundlegenden Hinweise von Marx „vergessen" und missachtet: „Proletarische Revolutionen ... kritisiren beständig sich selbst, ..., verhöhnen grausam-gründlich die Halbheiten, Schwächen und Erbärmlichkeiten ihrer ersten Versuche"[20]; die ökonomischen Schriften wurden nicht wirklich zu Rate gezogen, was Fritz Behrens zur Verzweiflung brachte, es gab, kurz gesagt, auch nicht im Ansatz jene Haltung, die Lenin „beraten mit Marx" genannt hatte.

So negativ die Zäsur der Weltgeschichte von 1989 für den sozialen Fortschritt war, hat die „Wende" objektiv doch, obgleich das subjektiv zunächst schwer einzusehen ist, wesentliche Voraussetzungen für ein tieferes Verständnis von Marx geschaffen. Man muss sie „nur" nutzen. Hegel hätte das eine „List der Geschichte" genannt, Napoleon und Lenin meinten: Geschlagne Bataillone lernen besser. Vielleicht können wir erst jetzt Engels'

18 MEW, Bd. 3, S. 424.

19 Die Betonung liegt auf „offiziell"; natürlich gab es in der DDR einzelne Wissenschaftler, die diese Frage ernst nahmen und sie im Sinne von Marx beantworteten.

20 Karl Marx: Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte. In: MEGA I/10, S. .101/102. (MEW, Bd. 8, S. 118.)

Hinweis richtig verstehen, dass der Sozialismus, nachdem er durch Marx eine Wissenschaft geworden, auch „wie eine Wissenschaft“ studiert werden müsse.

Oskar Negt hat darauf hingewiesen, dass jedes irgendwie sozialistisch intendierte heutige Marx-Studium zunächst auch eine „moralische Entscheidung“ enthalten muss, nämlich eine gewisse „kollektive Haftung“ dafür auf sich zu nehmen für das, was im 20. Jh. im Namen des Sozialismus und im Namen von Marx an Verbrechen begangen wurde.[21]

Das wirkte bis in die Edition hinein. Wir haben zwar niemals Texte von Marx und Engels direkt verfälscht, aber wir haben einen großen Teil nicht veröffentlicht, haben sie oft verzerrt erläutert und kommentiert. Wenn man aber Vollständigkeit als Kriterium der Erkenntnis-Möglichkeit ernst nimmt, dann grenzt Unvollständigkeit eben an Verfälschung.

Und tatsächlich ist von stalinistischen Kräften stets, bis zum Ende der Sowjetunion, daran gearbeitet worden, Marx-Engels-Schriften nicht nur verzerrt zu interpretieren, sondern ihren Umfang einzuengen. Nach dem Zweiten Weltkrieg nicht und auch nicht nach Stalins Tod wurde offiziell der Gedanke erwogen, die Arbeit an der MEGA wieder aufzunehmen! In die russische Werk-Ausgabe, die Mitte der 1950er Jahre zu erscheinen begann und die die Vorlage für die MEW war, wurden viele Frühschriften, darunter die *Ökonomisch-philosophischen Manuskripte*, nicht aufgenommen, so dass später zwei Ergänzungsbände notwendig wurden. Es fehlten aber auch, z.T. bis heute, die vielen Artikel der *Neuen Rheinischen Zeitung* vom Frühjahr 1849 gegen die Invasion zaristischer Truppen im revolutionären Ungarn, die *Revelations of the diplomatic history of the 18th century* – es war alles interdiziert, was die von Lenin so heftig attackierten „asiatischen Wurzeln“ Russlands sowie die zaristische Außenpolitik betraf! Unterdrückt wurden Engels’ Entwürfe von 1855 über den Panslawismus.

Auch nachdem ab 1953 und verstärkt seit dem XX. Parteitag der KPdSU einzelne Mitarbeiter des Marx-Engels-Sektors des IML Moskau in Kontakt mit ihren Berliner Kollegen (hier ist in erster Linie Ludwig Arnold zu nennen) eine neue MEGA vorsichtig ins Gespräch brachten, nachdem das Politbüro der SED im Mai 1956 die Zustimmung zur Zusammenarbeit bei einer neuen MEGA beschloss, tat sich zunächst nicht viel. Aber es sollte nicht vergessen werden, dass einige Delegierte des XX. Parteitags das Fehlen Marx-

21 Oskar Negt: Neuzugänge zum Marx’schen Denken. In: Z. Nr. 30. Juni 1997, S. 38.

scher Frühschriften in Bd. 1 der Сочинения kritisierten, und Hermann Klenner tat dies auch in einer Rezension in der *Einheit* H. 1/1957.

Nach 1956 wurde seitens der SED mehrmals in Moskau angefragt, aber erst Mitte 1964 war es eine der letzten Taten Nikita Chrustschows, in einer Antwort an Walter Ulbricht die Zustimmung zur gemeinsamen Arbeit beider Parteien an einer neuen MEGA zu geben. Dies löste in Berlin eine Euphorie aus, in deren Ergebnis alle Erfordernisse einer konsequent historisch-kritischen Edition der MEGA benannt wurden[22], jedoch erst im Laufe langer Jahre weitgehend realisiert werden konnten.

Auch nach der Moskauer Zusage gab es aus dem ZK der KPdSU hinhaltenden Widerstand: Der Moskauer Direktor durfte erst drei Jahre später zu einer Besprechung über diese Frage nach Berlin reisen, die Briefe *an* Marx und Engels sowie die Exzerpte – und was ist Marx ohne seine Exzerpte? – sollten nicht aufgenommen werden, 50 Bände die Obergrenze sein, und die Ausgabe durfte nicht „historisch-kritisch" genannt werden, sondern nur Gesamtausgabe, denn „Klassiker kritisiert man nicht".

Wie Sie wissen, setzte sich, wenn auch mühsam und mit einigen Kompromissen, eine wissenschaftlichere Sichtweise durch, und elf Jahre nach Chrustschows Brief erschienen die beiden ersten Bände der neuen MEGA, nachdem 1972 ein Probeband vorangegangen war.

Die Geschichte der Marx-Engels-Edition, die schon rund 170 Jahre zurückreicht, ist die Geschichte eines mühsamen, ja opferreichen Kampfes um Vollständigkeit. Auch heute noch ist es infolge einer zerstreuten Edition schwierig, solch wichtige Texte zu finden wie die polnischen Manuskripte[23] (in Wahrheit vorwiegend eine Geschichte der englisch-russischen Beziehungen im 18. Jh.), die *mathematischen Manuskripte* (die im Rahmen der ersten MEGA vorbereitet wurden, deren Bearbeiterin, Sofja Janowskaja, dann lange im GULAG saß, es aber überlebte und 1968 die leider kaum beachtete Ausgabe Математические рукописи herausgab), die *Ethnological Notebooks*[24] und manch andere Schriften.

Ein Problem, das mit der Geschichte der Edition zu tun hat, ist die auf die erste MEGA zurückgehende Trennung der II. Abt. von den übrigen Werken.

---

22 Siehe Martin Hundt: Eine Episode aus der Geschichte der MEGA² (1964). In: MEGA-Studien 1995/1, S. 93–99.

23 Karol Marks: Przyczynki do Historii kwestii Polskiej (Rękopisy z lat 1863–1864). Warszawa 1971. - Eine ursprünglich geplante gleichzeitige Veröffentlichung in Warschau, Berlin und Moskau unterblieb aus politischen Gründen.

24 Lawrence Krader (ed.): The Ethnological Notebooks of Karl Marx (Studies of Morgan, Phear, Maine, Lubbock). Assen 1974.

Das war falsch, denn Marx' Überlegungen zur politischen Ökonomie begannen nicht erst 1857 mit den *Grundrissen* ..., sondern spätestens 1843 als ein einheitlicher Forschungsprozess im Komplex von philosophischen, historischen, ökonomischen u.a. Fragestellungen. Im Vorwort zur Erstausgabe der *Grundrisse*[25], datiert Moskau November 1939, steht daher gleich am Beginn: „Um das Jahr 1848 stand seine Mehrwerttheorie ... in den Grundzügen fest, eine riesige Arbeit (seit 1843) lag bereits hinter ihm." Im Anhang dieser Ausgabe befinden sich 100 Seiten Marxsche *Exzerpte* zu Ricardo vom Frühjahr 1851. Der Bearbeiter dieses Bandes, der Deutschrusse Paul Weller, starb 1941 in Moskau durch eine deutsche Fliegerbombe. Der früh verstorbene Walter Tuchscheerer hat viele Aspekte des *frühen* Beginns politökonomischer Forschungen von Marx in seinem 1968 erschienenen Buch[26] dargelegt.

Abgesehen vom konkreten Zeitpunkt des Beginns der II. Abteilung zerreißt die Trennung der „Werke" von den Schriften um das *Kapital* die Einsicht in die Einheitlichkeit des Marxschen Forschungsprozesses. Man kann das jetzt zwar nicht mehr ändern, aber man kann und sollte es bei der Benutzung der MEGA-Bände beachten. Es ist ja auch manches darüber geschrieben worden, dass das *Kapital* nicht nur das ökonomische, sondern auch das philosophische Hauptwerk von Marx sei (er selbst hat mehrfach seine spezielle Art des Fußens auf Hegel bei der Arbeit am *Kapital* betont). Unser Mitglied Wolfgang Küttler gab 1983 einen Sammelband über Marx als Historiker heraus[27], in dessen ausführlichem einleitendem Artikel er nachwies, dass das *Kapital* auch Marx' historisches Hauptwerk war.

Eine unerlässliche Aufgabe ist auch die Rückgewinnung der Geschichte der Marx-Engels-Edition. Neben einem skizzenhaften Überblick von Hundt[28] und zwei quellengesättigten Beiträgen zur Vorgeschichte der zweiten MEGA von Dlubek[29] sind hier besonders die zahlreichen Artikel in den seit 1991 jährlich erscheinenden *Beiträgen zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge* zu nennen, die unter der wissenschaftlichen und organisatori-

25 In zwei Teilbänden, Moskau 1939 und 1941.

26 Bevor „Das Kapital" entstand. Die Herausbildung und Entwicklung der ökonomischen Theorie von Karl Marx in der Zeit von 1843 bis 1858. Berlin 1968.

27 Das geschichtswissenschaftliche Erbe von Karl Marx. Berlin 1983.

28 *Gedanken zur bisherigen Geschichte der MEGA*. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. NF 1992, S. 56–66.

29 Frühe Initiativen zur Vorbereitung einer neuen MEGA (1955–1958). In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 1992, S. 43–55; Die Entstehung der zweiten Marx-Engels-Gesamtausgabe im Spannungsfeld von legitimatorischem Auftrag u. editorischer Sorgfalt. In: MEGA-Studien 1994/1, S. 60–106.

schen Leitung unseres Mitglieds Rolf Hecker veröffentlicht werden, vor allem in den fünf Sonderbänden über Rjazanow, über die Kooperation des Frankfurter Instituts für Sozialforschung mit dem Moskauer Marx-Engels-Institut in den 1920er Jahren, über den Stalinismus und das Ende der ersten MEGA sowie weitere Themen. Sie enthalten viel schwer zugängliches Quellenmaterial, vor allem aus Moskau, Erinnerungen und Materialien.

*

Ich kann nur einen Überblick über die neuen MEGA-Bände geben, aber ich gehe davon aus, dass solch ein Überblick gerade in diesem Kreis wichtig ist, um für eigene Forschungen und Überlegungen Anregung zu geben.

Zu DDR-Zeiten, in den 15 Jahren von 1975 bis 1990, sind etwa 35 Bände erschienen (die Zählung ist schwierig, da 3 Bände der II. Abt. in insgesamt 10 Teilbänden herausgegeben wurden). Seitdem sind 20 Jahre vergangen, in denen 25 Bände erschienen. Die Quote sank also von etwa 2 Bänden pro Jahr auf 1,2, was aber im Vergleich mit anderen akademischen Editionen immer noch ein hohes Tempo ist. Allerdings ist auch zu beachten, dass viele der neuen Bände bis 1990 schon begonnen worden waren, also umfangreiche Vorarbeiten vorlagen, ein Vorlauf, der jetzt allmählich erschöpft ist. Andererseits darf nicht übersehen werden, dass die Zahl der bezahlten Mitarbeiter auf etwa 5% sank.

Von den 32 Bänden der I. Abt. sind 21 erschienen. Noch bestehende Lükken betreffen die Jahre 1844 bis 1849 und 1856 bis 1864 (mit Ausnahme des Jahres 1860, also „Herr Vogt").

Die II. Abteilung ist bis auf den Teilband II/4.3 vollständig abgeschlossen.

Von den 35 Bänden der III. Abt. (Briefe) sind 12 erschienen; sie enthalten zusammen mit dem in Kürze folgenden Bd. III/12 die Briefe bis 1865.

Von den 32 Bänden der IV. Abt. (Exzerpte) sind erst 11 erschienen. Hier sind noch die größten Entdeckungen zu erwarten: Exzerpte aus ökonomischen Werken, zur Entwicklung der Landwirtschaft in Russland, zur Weltgeschichte, zur Mathematik usw. Die Bedeutung der Marxschen Exzerpte kann man sich auch an der Tatsache verdeutlichen, dass Engels' Schrift *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates* zu einem erheblichen Teil auf Marx' Exzerpten aus Morgan basiert. In diesem Zusammenhang verweise ich darauf, dass diese Exzerpte 1880 entstanden, eine Tatsache, die angeführt zu werden verdient, wenn wieder einmal davon die Rede ist, Marx habe im Alter nichts Wichtiges mehr geleistet. Die geologischen Exzerpte entstanden ab Juni 1878.

Die seit 1990 erschienenen Bände nenne ich in der Reihenfolge ihres Erscheinens, wobei jeweils nur einige wenige Hinweise herausgegriffen werden können.

1990 erschienen Bd. I/29 (*Der Ursprung der Familie* ... unter wesentlicher Mitarbeit unseres langjährigen Sekretars Joachim Herrmann), II/9 (*Das Kapital* Bd. 1 in der von Engels autorisierten englischen Ausgabe von 1887) und III/8 (Briefe von April 1856 bis Dezember 1857).

Ab 1991 tritt die im September 1990 offiziell gegründete IMES als Herausgeber auf. In diesem Jahr erschienen Bd. II/10 (*Kapital* Bd. 1 in der letzten von Engels durchgesehen und bearbeiteten Ausgabe von 1890) und IV/9 als einer der vier Bände, die die 24 sog. Londoner Hefte, d.h. die Exzerpte von 1850 bis 1853 enthalten werden.

In IV/9 lässt sich verfolgen, wie Marx beim Studieren der Agrochemie in den *Lectures on agricultural chemistry and geology* von James Finley Johnston schon 1851 Hinweise fand zu den *geologischen* Bedingungen für das Pflanzenwachstum, was ja von Bedeutung für die Theorie der Grundrente ist. Er las dabei einiges Grundsätzliche über die geologischen Formationen, und wenige Monate später taucht im *18. Brumaire*... erstmals der Begriff „Gesellschaftsformation“ auf.[30]

Zur selben Zeit führten ihn Forschungen über die Kolonialtheorie zurück zu den Sklavenhaltergesellschaften der Antike. In den späteren Londoner Heften 21 bis 23, in denen es u.a. um Indien geht, kam er zum Begriff der „asiatischen Produktionsweise“. So reiften in mühseligen Detailforschungen Erkenntnisse über die historische Abfolge von Produktionsweisen, aber erst 1857 stand dann im Vorwort zu den *Grundrissen* ... der Satz über ihre Abfolge, der so bekannt ist, dass ich mir ersparen kann, ihn hier zu zitieren. Aber ich kann mich nicht enthalten, in diesem Zusammenhang auf eine Stelle in Marx’ ökonomischem Manuskript von 1861 hinzuweisen, wo es heißt: „Wie man bei der Reihenfolge der verschiednen geologischen Formationen nicht an plötzliche, scharf getrennte Perioden glauben muß, so nicht bei der Bildung der verschiednen ökonomischen Gesellschaftsformationen.“[31]

Wenn, hoffentlich bald, die *Londoner Hefte* vollständig vorliegen, könnte auch debattiert werden, ob es in Marx’ Schaffen eine Art lange Wellen gab, in der Form, dass er nach angestrengten Phasen der Arbeit zur politischen Ökonomie „abschweifte“ in riesige Exzerptberge zu allgemeinen histori-

30 MEGA I/11, S. 97.
31 MEGA II/3.6, S. 1972.

schen oder naturwissenschaftlichen Fragen, bis hin zu Geologie und Mathematik. Und welche Probleme darin für das Verständnis seines Gesamtwerks liegen könnten. Ich sehe hier eine Verbindung zu der von Anneliese Griese aufgeworfenen Frage, ob Marx in den Naturwissenschaften seiner Zeit ein methodisches Vorbild für gesellschaftstheoretische Forschungen sah und seine naturwissenschaftlichen Studien auch darauf gerichtet waren, sich diesem Vorbild zu nähern. Marx suchte, und hierin eindeutig Hegel folgend, in den Naturwissenschaften seiner Zeit jene Tendenzen, die über den Rahmen eines mechanistischen, unhistorischen Denkens hinausgingen und daher eine Synthese des Wissens über Natur und Gesellschaft ermöglichen. (Dies wird auch besonders deutlich in seinem Verhältnis zu Darwin.)

Vor allem aber ist es für die Erkenntnis des Marxschen Werkes wichtig, seine Exzerpierweise zu verstehen. Wippermann steht ihr verständnislos gegenüber und nannte sie „merkwürdig". Indem Marx das Gelesene in mitunter überlangen, nur gelegentlich mit eigenen Bemerkungen versehenen Auszügen festhielt (ich erinnere an die fast 1000 Druckseiten des Bandes IV/6 zu Gülichs Welt-Wirtschaftsgeschichte), speicherte er es nicht nur zu späterem Gebrauch, sondern machte es sich in ungleich höherem Maße zum geistigen Eigentum und Werkzeug, als dies eine heute in Sekunden hergestellte Kopie möglich macht. Marx ist genau an dem Punkt am interessantesten, wo er, mitunter fast unmerklich, vom Exzerpieren zum eigenen Formulieren übergeht.

Als erster hat Rjasanov 1929 auf die Schwierigkeiten einer klaren Grenzziehung zwischen Exzerpten, Vorarbeiten und druckfertigen Texten hingewiesen.[32] Hier liegt ein Problem nicht nur für Editoren, sondern ein Kernproblem des Marxschen Arbeitsprozesses. Das m. E. beste bisher vorliegende Beispiel dafür legte Musto vor, der die mehrfache Verschachtelung von Exzerpten und Teilschritten des Manuskripts bei Marx' Arbeit an den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten von 1844* minutiös analysierte.[33]

In diesem Sinn ist die IV. Abt. der MEGA die interessanteste. Was las und exzerpierte Marx, oder machte nur einige Marginalien, wo brach er ab, was nutzte er in späteren Veröffentlichungen? Klar ist jedenfalls, dass er sich niemals der projektorientierten, also relativ kurzfristigen Forschungsweise von heute unterordnet hätte, die mehr und mehr die wissenschaftliche Arbeit ein-

32 Einleitung zu Bd. I/1.2 der MEGA[1], S. XIX.

33 Marcello Musto: Marx in Paris: Manuskripte und Exzerpthefte aus dem Jahre 1844. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 2007, S. 178–196.

engt, das langfristige Heranreifen von Spezialisten behindert und somit Spitzenleistungen in der Wissenschaft selten macht.

1992 erschienen Bd. I/20 **(**Werke, Artikel, Entwürfe von September 1864 bis September 1867, also der erste Teil des Wirkens in der Internationalen Arbeiter-Assoziation; hier wie in I/21 werden die Protokolle des Generalrats der Internationale, soweit Marx und Engels beteiligt waren, vollständig wiedergegeben) sowie zwei Teilbände von Bd. II/4 (Marx' ökonomische Manuskripte von 1863 bis 1867, d.h. der erste Entwurf aller drei Bände des *Kapitals).*

Nach Bd. II/4.2 trat die erwähnte mehrjährige Pause ein, in der jedoch intensiv an Grundlagen für ein Weitererscheinen gearbeitet wurde. Im März 1992 tagte im südfranzösischen Aix-en-Provence eine IMES-Konferenz zur Überarbeitung der Editionsrichtlinien. In mühsamen Debatten, die sich in vielen Beratungen der Redaktionskommission fortsetzten, wurde die Zahl der zunächst vorgesehenen Bände reduziert, ohne das Prinzip der Vollständigkeit aufzugeben. Nachdem die Bände bis 1992 noch im Dietz-Verlag erschienen, kam es nun zu einer Vereinbarung zwischen Dietz, PDS-Vorstand und IMES, wonach die MEGA fortan im Akademie-Verlag erscheint. Diese Regelung hat sich bewährt und entspricht der allgemeinen konsequenten Akademisierung der Ausgabe.

1998 kam dann Bd. IV/3**:** Exzerpte und Notizen Sommer 1844 bis Anfang 1847. Es sind u.a. die sog. *Brüsseler Hefte* von 1845, mit denen Marx das konzentrierte Studium der politischen Ökonomie begann. Eines der exzerpierten Bücher war das des englischen Mathematikers und Statistikers Charles Babbage *On the economy of machinery and manufactures,* London 1832, zuerst in einer französischen Übersetzung. Damals übersah Marx Babbages Andeutung, dass die Technologie in der Arbeitsteilung nicht nur Entfremdung durch Ausbeutung produziert, sondern, gewissermaßen unterirdisch und nebenbei auch, infolge Anwendung von Technik (und damit indirekt von Wissenschaft) im Arbeitsprozess eine Qualifizierung, also etwas menschliche Emanzipation, und dies sogar bei der damaligen Frauenarbeit, was übrigens ein ganz neues Licht auf die Geschichte der Frauenemanzipation werfen könnte. Darauf wies Amy E. Wendling (aus Omaha/USA) in ihrem Buch *Karl Marx on Technology and Alienation*[34] hin.

34 Basingstoke 2009. - Rez. von Gerald Hubmann in Marx-Engels-Jahrbuch 2009. Berlin 2010, S. 211–216.

IV/32 (1999) *Die Bibliotheken von Karl Marx und Friedrich Engels. Annotiertes Verzeichnis des ermittelten Bestandes*. Mit seinen 1450 erfassten Titeln ist er ein fantastisches Arbeitsmittel. Dieser Band ersetzt die ursprüngliche Idee, zur MEGA auch eine spezielle Abteilung mit den Marginalien in Büchern zu machen.[35]

IV/31 (1999) Naturwissenschaftliche Exzerpte 1877 bis 1883, im I. Teil 450 S. Exzerpte von Marx zur Chemie, im 2. Teil 150 S. von Engels zu Magnetismus, Elektrolyse, Galvanismus, aber auch zur Atomtheorie.

III/10 (2000) Briefe 1859 bis Mai 1860.

I/14 (2001) Marx' und Engels' Schriften von 1855. Das sind 200 Artikel für die *NY-Tribune* und die *Neue Oder-Zeitung*, Engels' Arbeit *The armies of Europe* sowie hochinteressante Materialien zum Panslawismus. In der Einleitung wird darauf hingewiesen, dass Marx einige 1925 veröffentlichte und erst in jüngster Zeit diskutierte[36] zeitgenössische Dokumente nicht kennen konnte, die beweisen, dass Lord Palmerston keineswegs auf ein Bündnis mit dem zaristischen Russland fixiert war, wie Marx und mit ihm alle Zeitgenossen fest annahmen, sondern Palmerstons heimliches und nicht erreichtes Kriegsziel, sein „beau ideal", war der Ausschluss Russlands aus dem Kreis der europäischen Mächte.[37]

III/13 (2002) Briefe Okt. 1864 bis Dez. 1865.

I/31 (2002) Artikel etc. 1886 bis Februar 1891. Hier sind von besonderem Interesse die Materialien von Engels zur *Rolle der Gewalt in der Geschichte*.

III/9 (2003) Briefe 1858 bis Aug. 1859.

II/15 (2004) Der III. Bd. des *Kapitals,* hg. von Engels, Hamburg 1894. An diese Veröffentlichung knüpfte eine teilweise erregte Debatte unter Politökonomen an, ob Engels bei der Bearbeitung der von Marx hinterlassenen Manuskripte, die ja nun in Bd. II/4 weitgehend vorlagen, willkürlich vorgegangen oder doch den Intentionen von Marx exakt gefolgt sei. [38] Dieselbe Problematik betraf auch den 2005 folgenden Band:

---

35 1983 erschien dazu *Probestücke*, Marginalien von Marx und Engels zu 8 Titeln, ein Band mit 235 Seiten.

36 Siehe Hermann Wentker: Zerstörung der Großmacht Rußland? Die britischen Kriegsziele im Krimkrieg. Göttingen/Zürich 1993.

37 Bei Axel Rüdiger: Der Beruf der Politik: Karl Marx über Lord Palmerston, Louis Bonaparte und Abraham Lincoln (Marx-Engels-Jahrbuch 2009, S. 148–175) kommt dies allerdings nicht vor.

38 Eine Übersicht über diese Debatte siehe bei Rolf Hecker: New Perspectives Opened by the Publication of Marx' Manuscripts of Capital, Vol. II. In: Re-reading ... A.a.O., p. 17–26.

II/12 Bd. II des *Kapitals* nach dem Redaktionsmanuskript von Engels von 1884/85, erarbeitet gemeinsam mit einer Arbeitsgruppe an der Universität Sendai, wodurch die erweiterte Internationalität der MEGA besonders sichtbar wurde.

III/11 (2005) Briefe Juni 1860 bis Dezember 1861.

IV/12 (2007) Exzerpte 1853 bis Januar 1855. Neben diplomatischen Themen am Vorabend des Krimkriegs enthält der Band vor allem 5 Hefte von Marx zur Geschichte Spaniens und in diesem Zusammenhang das Exzerpt zu Thierrys *Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du Tiers Etat*. Marx fand hier seine Auffassung bestätigt, dass die mittelalterliche Stadtgemeinde die Keimzelle des modernen Bürgertums war. Seine wichtigsten Erkenntnisse notierte er aber diesmal nicht im Exzerpt selbst, sondern in einem Brief an Engels vom 27. Juli 1854 – was wiederum auf die Einheit aller vier Abteilungen der MEGA verweist. In dem Brief schrieb Marx an der Stelle, wo es um den Kampf der alten Kräfte gegen das neu aufkommende Stadtbürgertum im 12. Jh. geht: „Oft ist es komisch wie das Wort ‚communio' ganz in derselben Weise angeschimpft wird, wie der Communismus heut zu Tag."[39]

Die Exzerpte dieses Bandes enthalten noch eine andere Problematik: Da religiöse Fragen sowohl in der Geschichte Spaniens auftauchten als auch eine der Ursachen des Krimkriegs waren infolge religiöser Streitigkeiten zwischen Christen und Moslems in Palästina., beschäftigte sich Marx erneut damit, u.a. auch mit der Geschichte der russisch-orthodoxen Kirche. Im Zusammenhang mit diesen Studien folgte er in einem seiner Artikel für die *New-York Tribune* einem (von ihm ebenfalls exzerpieren) Buch des französischen Diplomaten César Famin, dass der *Koran* und die auf ihm beruhende Gesetzgebung die Völker in Muslime und Ungläubige spalte, wodurch eine permanente Feindschaft begründet werde.[40]

2008 erschienen Bd. II/11 (Manuskripte zum 2. Buch des *Kapitals*) und Bd. II/13 (die Druckfassung des 2. Bd. des *Kapitals*. Hamburg 1885).

2009 kam Bd. I/21, Werke 1867 bis März 1871, also die I. Internationale bis zum Beginn der Pariser Kommune. Von großem Interesse sind hier die Materialien zur Auseinandersetzung mit Bakunin, aber auch Entwürfe und Materialsammlungen von Engels zur Geschichte Irlands.

---

39 MEGA III/7, S. 132.

40 Karl Marx: Declaration of War—On the History of the Eastern Question. In: MEGA I/13, S. 151f. (MEW. Bd. 10, S. 170).

Im Jahr 2010 erschien Bd. I/32 (Werke 1891 bis 1895), und in diesen Tagen, eingedruckt aber schon 2011, Bd. I/30. Damit liegt das Alterswerk von Engels, soweit es in die I. Abt. gehört, bis 1895 geschlossen vor. (Bd. 30 enthält übrigens die Engels'sche Fassung der Feuerbach-Thesen mit allen Varianten, die jedoch alle nur Stil und Interpunktion betreffen sollen.)

Zu erwarten sind demnächst u.a. die geologischen Exzerpte (Bd. IV/26). Das Erscheinen verzögert sich wegen Unstimmigkeiten über die Einleitung, aber in der erwähnten Konferenz in Aix-en-Provence war beschlossen worden, künftig in den Einleitungen keine inhaltlichen Fragen mehr zu erörtern, sondern nur die Probleme der Textdarbietung.[41] An diese weise Festlegung hat man sich leider nicht gehalten.

*

In den letzten Jahren ist deutlich geworden, dass weltweit eine neue wissenschaftliche Befassung mit dem Werk von Marx begonnen hat, etwas weniger auch mit dem von Friedrich Engels (vor einigen Tagen veranstaltete aber der Berliner MEGA-Verein ein internationales Symposium anlässlich dessen 190. Geburtstags). Es ist unübersehbar, dass Marx heute zu den größten Ideengebern in den Gesellschaftswissenschaften gehört. Niemals ist so viel über Marx diskutiert und veröffentlicht worden, wie in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts[42] – in vielen Fällen sicher nicht aus Sympathie für ihn, sondern die durch den gegenwärtigen globalen Turbo-Kapitalismus und seine Folgen aufgeschreckte und verunsicherte Welt sucht Antworten in Marx' Analyse der kapitalistischen Gesellschaft. „Die aktuelle Marxrenaissance ist Kind einer Zeit, in der der Optimismus, den die globale Welt einmal versprach, nachhaltig getrübt ist."[43]

In den letzten Jahren erschienen mehr als ein halbes Dutzend neuer Marx-Biografien[44], die aber meist nicht auf neuen Quellenstudien beruhen. Zu En-

41 Siehe Editionsrichtlinien der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA), Berlin 1993, S. 30. - Der Wegfall von Einleitungen war von mir ebenfalls bereits im Papier von 1964 vorgeschlagen worden.

42 „Der weltweit meistgelesene, jedenfalls meistzitierte Klassiker des Gesellschaftsdenkens von heute ist Karl Marx." Heinz Bude: Der Name Marx. In: Marx. Ein toter Hund?, S. 53.

43 André Koch/Ralf M. Damitz: Anmerkungen zur gegenwärtigen Marxrenaissance. In: Marx. Ein toter Hund? , S. 11.

44 Francis Wheen: Karl Marx, München 2001; Jacques Attali: Karl Marx ou l'esprit du monde. Paris 2005; Rolf Peter Sieferle: Karl Marx zur Einführung. Hamburg 2007; Michael Berger: Karl Marx. Paderborn 2008; Bernd Ternes: Karl Marx. Eine Einführung. Konstanz 2008; Klaus Körner: Karl Marx. München 2008; Wolfgang Wippermann: Der Wiedergänger. Die vier Leben des Karl Marx. Wien 2008; Rolf Hosfeld: Die Geister, die er rief. Eine neue Marx-Biographie. München/Zürich 2009.

gels gibt es das vom jungen Londoner Historiker Tristram Hunt locker geschriebne Buch *The Frock-Coated Communist.*[45] Für die entscheidenden Bremer Jahre des jungen Engels liegt seit kurzem ein hervorragend recherchiertes Forschungsergebnis vor.[46]

Über Marx als Politiker werden sich vermutlich nur noch wenig neue Quellen auffinden lassen. Aber auch die bereits bekannten erlauben eine Vertiefung seines Politikverständnisses, das offensichtlich nicht ganz so einseitig war, wie lange dargestellt. In erster Linie aus der journalistischen Tätigkeit von Marx leitete Gerald Hubmann im Artikel *Reform oder Revolution? Zur politischen Publizistik von Marx*[47] die These von einem „demokratisch-reformerischen Strang im Marxschen Denken" ab, der bisher nur wenig Beachtung gefunden habe. Gegen Popper gewendet schlussfolgerte Hubmann, Marx könne „keineswegs als Vertreter eines deterministischen oder gar totalitären Denkens und als Feind einer offenen Gesellschaft gelten".

Ich sehe hier einen Zusammenhang mit der Tatsache, dass es um 1860 einen Marx gab, dessen parteipolitische Aktivitäten fast ein Jahrzehnt zurücklagen, der seitdem nur im Britischen Museum studierte, seinen Lebensunterhalt mit Korrespondenzen für die *Neue Oder-Zeitung* in Breslau und die *New York Tribune* sowie Beiträgen für eine amerikanische Enzyklopädie bestritt, der Erkundigungen einzog, wie man Mitglied der Londoner Royal Society of Sciences werden könne. Das war Jahre *vor* der Gründung der I. Internationale und der deutschen Sozialdemokratischen Partei, an die damals noch nicht zu denken war. Seit 1858 versuchte Marx nach Deutschland zurückzukehren. 1860 hatte er, noch vor der Abfassung von *Herr Vogt*, einen Prozess in Berlin angestrengt, um den Weg zur erneuten politischen Betätigung in Deutschland offenzuhalten! Und eben dieser Marx reiste 1861 nach Berlin, besuchte die philosophische Gesellschaft und seinen junghegelianischen Freund Köppen, beriet mit Lassalle die Gründung einer Zeitung. Rolf Dlubek, der oft Gast unserer Sitzungen war, hat zwei umfangreiche Artikel über diese Reise veröffentlicht[48], kam vor seinen Tod aber nicht mehr dazu, eine größere Publikation vorzubereiten.

---

45 London 2009.

46 Johann-Günther König: Friedrich Engels. Die Bremer Jahre 1838 bis 1841. Bremen 2008.

47 In: Beatrix Bouvier, Harald Schwaetzer, Harald Spehl, Henrieke Stahl (Hg.): Was bleibt? Karl Marx heute. Trier 2009, S. 159–174.

48 Rolf Dlubek: Auf der Suche nach neuen politischen Wirkungsmöglichkeiten. Marx 1861 in Berlin. In: Marx-Engels-Jahrbuch 2004. Berlin 2005, S. 142–175. Ders.: Marx' Hinwendung zu Berlin 1858–1860/61. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. NF 2006, S. 231–270.

Was die wissenschaftlichen Debatten um Marx betrifft, steht die Politische Ökonomie im Vordergrund. Das liegt z.T. daran, dass die II. Abt. der MEGA quasi geschlossen vorliegt, hat seine Wurzeln jedoch schon in Althussers 1972 erschienenen Buch *Lire le Capital*. In Ingo Elbes *Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965*[49] geht es auch nur ums *Kapital*. Das setzte sich fort in Jan Hoffs *Marx global* mit dem Untertitel *Zur Entwicklung des internationalen Marx-Diskurses seit 1965*[50], in dem vorwiegend die polit-ökonomische Debatte reflektiert ist.[51]

Zu hoffen ist für die Zukunft eine gewisse Verlagerung auf den Historiker bzw. Zeithistoriker und den Philosophen Marx. Theoretisch anregend in der unendlichen Debatte über den Entfremdungsbegriff ist Hendrik Wallats Beitrag „Der Begriff der Verkehrung im Denken von Marx" [52], der nicht nur die Frühschriften, sondern das Gesamtwerk von Marx im Blick hat und die Begriffe Entfremdung, Verdinglichung und Fetischismus als erste, zweite und dritte Dimension des übergeordneten Begriffs Verkehrung einordnet. Jedenfalls sind die *Ökonomisch-philosophischen Manuskripte* von 1844 noch lange nicht ausgeschöpft; es erschienen auch mehrere neue Textausgaben, z. T. mit reichem Kommentar.[53]

Wenn in den genannten Beiträgen auch vieles steht, über das Marx sicher den Kopf geschüttelt hätte – dass die freie Konkurrenz durch nichts zu ersetzen sei, dass eine kommunistische Ordnung prinzipiell unmöglich sei, dass Entfremdung der Preis der Moderne bzw. der Freiheit sei – es bleibt im Ganzen doch der Eindruck einer ziemlich umfassenden Beschäftigung mit seinem Werk. Und es gibt dabei Lichtpunkte, etwa wenn der Mainzer Rechtsphilosoph Gerhard Engel in der Wittenberger Debatte sagte: „Es ist die Verkürzung des Arbeitstages, die der späte Marx als entscheidendes Kriterium für die Menschlichkeit einer Wirtschaftsordnung erkennt. In der Tat: Ich kenne kein besseres. Aber das bedeutet auch: Eine Gesellschaft wie die unsrige, die es nicht schafft, (wieder) steigende Wochenarbeitszeiten und (weiterhin) steigende Arbeitslosenzahlen zu vermeiden, muß sich mit Marx vorhalten lassen, in humanistischem Sinne zu verelenden – weil offenbar die ökonomischen Mechanismen noch nicht so weit durchschaut sind, daß die humanistischen

49 Berlin 2008.
50 Berlin 2009.
51 Siehe die Rezension von Alfred Schmidt in Marx-Engels Jahrbuch 2009, S. 216–219.
52 Marx-Engels-Jahrbuch 2008, S. 68–102.
53 So u.a. Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte. Kommentar von Michael Quante. Frankfurt a.M. 2009.

Kollateralschäden kapitalistischen Wirtschaftens weiter verringert werden können.“[54]

Bei der *Diagnose* der kranken gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zunehmend auf Marx gestützt, wird die Wissenschaft früher oder später entdekken, dass sein Werk auch eine *Therapie* enthält. Wenn gegenwärtig noch der Marx des *Kommunistischen Manifests*, der *Inauguraladresse* der IAA und des *Bürgerkriegs in Frankreich*, d.h. der Marx der Pariser Kommune, im Hintergrund der Debatte steht, sollte das nicht beunruhigen. Dieser revolutionäre Marx lebt ebenso in den hunderten Artikeln für bürgerliche Zeitungen, in den tausenden Seiten Exzerpte zu den scheinbar entlegensten Wissensgebieten – man muss ihn nur richtig lesen und den inneren Zusammenhang seines Œuvres zu verstehen suchen. Verabschieden muss man sich von dem Gedanken, das Wesentliche von Marx kenne man, die paar Exzerpte werden schon nichts umwerfend Neues mehr bringen. Das ist grundfalsch. In Wahrheit ist Marx' Werk immer noch ein unentdeckter Kontinent. Seinen Einleitungsbeitrag zur eingangs genannten Wittenberger Tagung schloss der Wirtschaftsethiker Ingo Pies mit dem Satz: „Eine konstruktive Marx-Rezeption steht in mancherlei Hinsicht vielleicht noch ganz am Anfang.“[55]

54 Karl Marx' kommunistischer Individualismus, a.a.O., S. 48.
55 Ebenda, S. 30.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *110(2011), 163–176*

Irene Dölling

Pierre Bourdieus Praxeologie – Anregungen für eine kritische Gesellschaftsanalyse

Vortrag in der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften am 10. Februar 2011[1]

Bourdieus Praxeologie, oder Soziologie der Praxis, halte ich für überaus anregend für eine kritische Analyse der Prozesse, mit denen wir gegenwärtig, im Auslaufen der fordistischen, industriegesellschaftlichen Phase der Moderne konfrontiert sind.

Der Vortrag ist in drei Teile gegliedert: Zunächst (1) möchte ich begründen, weshalb ich für die Analyse aktueller transformatorischer Prozesse eine praxeologische Forschungsperspektive für geboten halte; ich werde dann (2) Grundzüge der Bourdieuschen Praxeologie darlegen und anschließend (3) fragen, welche konzeptionellen und methodologischen Anregungen sie geben kann für eine Soziologie, die ihrem Anspruch, kritische Gesellschaftsanalyse zu leisten, gerecht wird.

1. Prekarisierungen und die Notwendigkeit einer Praxeologie

Von SozialwissenschaftlerInnen, insbesondere von SoziologInnen, werden die aktuellen Veränderungen in einer Flut von Publikationen beschrieben und analysiert. Sie zeichnen auf einem hohen Verallgemeinerungsgrad und gestützt auf umfangreiche quantitative Daten Entwicklungen nach, die sich im institutionellen und normativen Gefüge moderner Gesellschaften beobachten lassen.

Arbeits- und IndustriesoziologInnen haben auf gravierende Umbrüche in der Erwerbssphäre bzw. auf dem Arbeitsmarkt aufmerksam gemacht und hierfür den Begriff der Prekarisierung geprägt. Sie belegen, dass seit einiger Zeit das sog. Normalarbeitsverhältnis erodiert, d.h. zurück geht zugunsten von unsicheren, zeitlich befristeten, niedrig bezahlten Arbeitsverhältnissen, die oftmals weder für die unmittelbare Existenzsicherung ausreichen, noch

1 Eine erweiterte Fassung findet sich unter http://www.leibniz-sozietaet.de/journal

langfristig eine angemessene Altersversorgung ermöglichen. Dazu gehört auch, dass Phasen von längerer oder kürzerer Arbeitslosigkeit zur „Normalität“ werden. Die auf bestimmte fachliche Fähigkeiten begrenzte Arbeitskraft des Fordismus wird zunehmend ersetzt durch einen ‚Arbeitskrafttypus’, der auf die ganze Person, ihre fachlichen wie sozialen Kompetenzen, ihre Phantasie und Kreativität wie ihr organisatorisches und Zeitmanagement zugreift. Prekär werden also nicht nur Arbeitsverhältnisse, sondern auch bislang praktizierte räumliche und zeitliche Formen der individuellen Lebensführung und damit auch die ihnen entsprechenden Familien- und Geschlechterarrangements. Fordistisch geprägte Arbeitsteilungen, etwa zwischen dem Familienernährer und der (zuverdienenden) Hausfrau werden fragwürdig und mit ihnen bislang gängige Klassifikationen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Als eine Folge der ‚Ökonomisierung des Sozialen’ ist auch eine neuartig figurierte Unterordnung der privaten Sphäre, der Belange und Bedürfnisse der familiär regulierten individuellen und generativen Reproduktion unter die Anforderungen an die postfordistische Arbeitskraft, deren flexible Verfügbarkeit und Mobilität zu konstatieren. Prekarisierungsprozesse haben schließlich auch den Sozialstaat erfasst. Brüchig werden etwa die Grenzen, die der fordistische Sozialstaat mit seinen wohl definierten Kollektiven von Leistungsberechtigten, nicht zuletzt mit seiner Konstruktion des Normalarbeitsverhältnisses gezogen hat, um gegen Risiken des modernen Lebens abzusichern und mit Teilhabe aller am „Sozialeigentum“ (vg. Castel 2000) soziale Integration, Anerkennung und Schutz sowie individuelle langfristige Planungssicherheit des eigenen Lebens und das der Familienangehörigen zu gewähren. Im ‚modernisierten’ Sozialstaat, der unter dem Motto der Freiheit auf Eigenverantwortung für Vorsorge und Risikoabsicherung setzt, werden die Menschen nicht mehr in erster Linie als Mitglieder sozialer Gruppen ‚angerufen’, sondern als – geschlechtsneutrale – ‚unternehmerische Selbste’, die die Konflikte, z.B. bei der Lösung von Vereinbarkeitsproblemen privat, individualisiert aushandeln.

Was von den Sozialwissenschaften bisher zu den aktuellen Transformationsprozessen erforscht und auf den Begriff gebracht wurde, ist ohne Frage wichtig und unverzichtbar für ein Verstehen dessen, was in der Gesellschaft in Bewegung ist. Dennoch: so sehr soziologische Konstruktionen und Begriffe wie „Subjektivierung der Arbeit“, „Arbeitskraftunternehmer“, „Ökonomisierung des Sozialen“, „Entsicherung“ von bisherigen Formen der Lebensführung oder modernisierte „Anrufungen“ der Subjekte durch den Sozialstaat allgemeine Trends zu beschreiben und zu fassen in der Lage sind –

sie sagen nichts aus darüber, wie die Menschen als AkteurInnen in ihren konkreten Handlungsfeldern praktisch mit diesen allgemein beschriebenen Veränderungen umgehen, in welchen Formen konkreter Zumutungen, Leiden, Herausforderungen oder auch Chancen sie diese erfahren, wie sie sich zu ihnen aktiv in Beziehung setzen. Mögen sich aus Veränderungen in Technologien, Organisationsformen, Unternehmenskulturen, Rechtssprechung durchaus berechtigte Schlussfolgerungen über neue Anforderungen, Zeitregime usw. ziehen lassen – diese treffen immer auf konkrete AkteurInnen mit einer Geschichte, mit Bedürfnissen und Interessen und erst in diesem ‚Zusammentreffen' wird praktisch entschieden, ob und was sich verändert. SoziologInnen laufen durchaus Gefahr, aus allgemeinen Trends – z.B. neuen Anforderungen an die Arbeitskraft – von einem konstruierten Typus „Arbeitskraftunternehmer" darauf zu schließen, dass die realen Arbeitnehmer sich entsprechend dieser veränderten Anforderungen an die wirtschaftliche Verwertung ihrer ganzen Persönlichkeit tatsächlich, ohne Reibungen bzw. Widersprüche, in Arbeitskraftunternehmer verwandeln oder sich der Ökonomisierung des Sozialen mit den Übergriffen auf ihre Zeitregime einfach beugen. Sie laufen zudem Gefahr, einzig mit Blick auf Veränderungen in Strukturen und Institutionen Entwicklungen oder Trends zu folgern, die scheinbar zwangsläufig den Lauf der Dinge bestimmen bzw. das, was aktuell vor sich geht, primär aus der Perspektive des Verlustes wahrzunehmen – also auch wieder so, als liefen soziale Prozesse auf vorher gegebenen Bahnen ab. So wichtig daher einerseits soziologische Trendanalysen institutioneller und normativer Veränderungen sind, so unverzichtbar für ein hinreichendes Verstehen von Transformationen ist andererseits zugleich der wissenschaftlich-analytische Blick darauf, wie die AkteurInnen praktisch in diesen Prozessen handeln, welchen Sinn sie den Veränderungen geben und welche habituellen Ressourcen sie dafür aktivieren (können). Gerade in Krisenzeiten , wenn die Selbstverständlichkeit des Abgestimmtseins von objektiven Bedingungen und subjektiven Handlungen bzw. Sinngebungen brüchig wird, ist deshalb für das soziologische Verständnis einer Gesellschaft im Umbruch eine praxeologische Forschungsstrategie unabdingbar.

Systematisch zu untersuchen, wie die soziale Welt im praktischen Handeln von AkteurInnen beständig hervorgebracht, in bestimmten Formaten reproduziert aber eben auch modifiziert/verändert wird, stellt an Soziologie allerdings hohe theoretische und methodologische Anforderungen. Pierre Bourdieu hat mit seiner Praxeologie ein soziologisches Angebot vorgelegt, diesen Anforderungen zu entsprechen.

2. Grundzüge der Praxeologie Pierre Bourdieus

Dass die soziale Welt durch das Handeln von Menschen hervorgebracht wird, ist eine soziologische Binsenweisheit. Auf die Frage allerdings, wie dieses praktische Hervorbringen soziologisch auf den Begriff gebracht werden kann, ohne einer Determiniertheit des Handelns bzw. schlicht der Entscheidungsfreiheit der Subjekte das Wort zu reden: auf diese Frage werden in der Soziologie höchst unterschiedliche Antworten gegeben. Bourdieu grenzt sich mit seiner Antwort ab zum einen von struktur-funktionalistischen Konzepten, in denen die Akteure als Ausführende, als „bloße Träger der Struktur" (1985: 154) konstruiert werden. Und er grenzt sich zum anderen ab von phänomenologischen Konzepten wie der Ethnomethodologie. Letztere Konzepte lassen sich zwar mit großer Intensität auf die Analyse dessen ein, wie Menschen praktisch, in ihren unmittelbaren Interaktionen die soziale Welt hervorbringen, aber ihre konzeptionellen Grenzen liegen aus seiner Sicht darin, dass sie sich nicht „ die Mittel (...) verschaffen" (2001: 188) zu erklären, woher die Klassifikationen, die Denk- und Wahrnehmungsmuster kommen, mit denen die Akteure ihr soziales Dasein in seiner Regelmäßigkeit und Selbstverständlichkeit praktisch herstellen. Anknüpfend an Marxens Thesen über Feuerbach ist es Bourdieus Anliegen, eine materialistische Theorie zu konstruieren, die der „'tätige(n) Seite' der praktischen Erkenntnis" hinreichend Beachtung schenkt. Das ist für ihn eine Theorie, die den Akteuren eine „generierende und einigende, konstruierende und einteilende Macht" zubilligt und diese Macht zugleich als eine „sozial geschaffene Fähigkeit" begreift, „die soziale Wirklichkeit zu schaffen" (2001:175). Diese Macht ist eine Fähigkeit „nicht eines transzendentalen Subjekts", „sondern die eines sozial geschaffenen Körpers, der sozial geschaffene und im Verlauf einer räumlich und zeitlich situierten Erfahrung erworbene Grundprinzipien in die Praxis umsetzt" (ebd.) Der Begriff des *Habitus* ist für ihn *das* Erkenntnismittel, dieser Macht der AkteurInnen und – in Marxscher Terminologie – der sinnlichen Dimension gegenständlich-menschlicher Tätigkeit auf die Spur zu kommen und damit der Praxis „eine aktive schöpferische Dimension" (1985: 152) zu geben, d.h. diese weder als Objekt zu behandeln, noch sie auf „gelebte Erfahrung zu reduzieren" (1979: 143). Deshalb ist für ihn neben dem Begriff des *Habitus* der Begriff des *Feldes* konzeptionell unverzichtbar, weil nur er erlaubt, angemessen in den Blick nehmen, dass der Habitus als Macht der AkteurInnen, ‚die soziale Welt zu schaffen', eine soziale Fähigkeit ist, die eine kollektive und eine individuelle historische Genese und eine Herrschaftsdimension hat.

Für Bourdieu sind weder ‚objektive Strukturen' noch das unmittelbare, situationsgebundene Handeln der AkteurInnen der zentrale Punkt seiner Praxeologie, sondern das Verständnis der Logik der Praxis, des *modus operandi,* der es Menschen ermöglicht, in der Vielfalt und jeweiligen Besonderheit tausendfacher alltäglicher Handlungen, in Beziehung zu und in Kooperation mit anderen sinnvoll, mit einer gewissen Regelhaftigkeit zu agieren und dabei – ohne dass dies individuelles Handlungsziel ist – das zu reproduzieren, was allgemein ‚die Gesellschaft' oder auch die Strukturen der sozialen Welt genannt wird. Diese Logik der Praxis erschließt sich für Bourdieu durch den Habitus, den er kennzeichnet als „System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen" (1987: 98), von Klassifikationen, Wertungs- und Deutungsschemata, die im praktischen Handeln als Orientierung und als „Organisationsprinzip" (1985: 152) wirksam werden. Diese Kennzeichnung des Habitus klingt möglicherweise sehr kognitiv, worauf Bourdieu jedoch vor allem hinaus will ist die Besonderheit des Habitus, die darin liegt, *körperliche Erkenntnis* zu sein, die ein ‚praktisches Erfassen der Welt' sichert, es ist ein *Gewohnheitssinn*, der sich durch das praktische Bewegen des physischen Körpers in einem sozialen Raum/Feld(ern) herausbildet und der es ermöglicht, aus einer Situation heraus ihre Bedeutung zu erfassen und angemessen zu reagieren. D.h., Hervorbringen und Verändern sozialer Wirklichkeit ist vor allem als körperlich-praktische Aktion zu verstehen; hier laufen die Erfahrungen der Menschen mit den sozialen Bedingungen, auf die sich diese Erfahrungen beziehen und in denen Ungleichheiten, Hierarchien ‚objektiviert' sind, zusammen.

Der praktische Sinn zeichnet sich durch eine „Logik in actu" (2001: 182) aus, er ist ein Verstehen, das eine besondere material-körperliche Existenz hat – der physische Körper ist durch Inkorporierung der herrschenden Klassifikationen immer schon ein gewordener, ein sozialer Körper und mit ihrer Einverleibung erlangen die sozialen Klassifikationen eine quasi natürliche, doxische, d.h. selbstverständliche, tendenziell unhinterfragbare und in der Regel in der praktischen Anwendung nicht hinterfragte Qualität. Es ist diese besondere Materialität des praktischen Sinns, die Bourdieu veranlasst hat, in Anlehnung an Leibniz davon zu sprechen, dass drei Viertel der menschlichen Handlungen empirisch, d.h. unreflektiert, quasi ‚automatisch' ablaufen. „Demzufolge ist der Akteur nie ganz Subjekt seiner Praxis" (2001: 178). Überhaupt ist der Habitus keine – einmal in der Sozialisation einverleibte – ‚Gegebenheit'; er konstituiert sich immer erneut und in Anpassung an sich verändernde soziale Bedingungen im praktischen Tun, er ist daher in Grenzen offen. Obwohl die AkteurInnen also nie ganz die rationalen Subjekte ihres

Tuns sind, sind sie für Bourdieu auch keine – mit Harold Garfinkel gesprochen – „*jugdmental dopes*“, keine ‚Trottel ohne Urteilskraft’, die quasi blind, reflexhaft und unveränderlich mittels ihrer Habitus die gegebene Ordnung der sozialen Welt reproduzieren. Der Habitus – obwohl Resultat der Einverleibung von Visions- und Divisionsprinzipien, die selbst Objektivierung kollektiver praktischer Erfahrungen sind – ist eben gerade nicht *determiniert* durch die soziale Realität, auf die er ausgerichtet ist und in deren Grenzen er nur seine Kraft entfalten kann. Vielmehr besteht zwischen den „zwei Existenzweisen“ (1985: 69) des Sozialen – also der „zum Körper“ gewordenen und der „zum Ding gewordenen Geschichte“ (2001: 193) das Verhältnis der Homologie, der Entsprechung, so dass „zwischen diesen beiden Verwirklichungsformen der Geschichte eine Beziehung fast magischer Teilhabe“ (2001:193) entsteht. Aber der Habitus weist auch eine Eigenlogik und Dynamik gegenüber den sozialen Bedingungen, den geschichtlichen Zusammenhängen, in deren Grenzen er sich bildet auf – und darin liegen für Bourdieu die entscheidenden Potenzialitäten für Veränderungen im praktischen Handeln. Zum einen sind die inkorporierten Visions- und Divisionsprinzipien durch eine Logik des Ungefähren und Verschwommenen gekennzeichnet, d.h. die Klassifikationen, die von den Akteuren zur Deutung und Gestaltung einer Situation eingesetzt werden, sind variabel und inkonsistent, sie passen sich, eben weil sie keine eindeutigen Festlegungen zwischen Dingen und Deutungen sind, aktiv den jeweiligen Situationen an und können potenziellen Antizipationen Raum geben. Bourdieu hat insbesondere in seinen späteren Arbeiten betont, dass gerade in modernen Gesellschaften, die den AkteurInnen ein Handeln in verschiedenen sozialen Feldern mit unterschiedlichen, widersprüchlichen Anforderungen und Regulierungen abverlangen, ihre Habitus durch Widersprüchlichkeiten, durch Zerrissenheit oder Gespaltenheit gekennzeichnet sind. Da die Felder, in denen die Menschen agieren, in einem beständigen Wandel begriffen sind, sind auch „die Dispositionen (...) einer Art ständiger Revision unterworfen (...), die aber niemals radikal ist, da sie sich auf der Grundlage von Voraussetzungen vollzieht, die im früheren Zustand verankert sind“ (2001: 207). In Zeiten grundlegender Umbrüche der Regulierungen und Institutionalisierungen moderner Gesellschaften, werden diese Möglichkeiten des Habitus zu beständiger Revision in besonderer Weise herausgefordert. Die praktische Erfahrung, dass bislang weitgehend selbstverständliche Formen der Sinngebung und Gestaltung der alltäglichen Lebensführung nicht mehr ‚passen’ zu den neuen Anforderungen, Herausforderungen und Zumutungen, kann sowohl Resignation bewirken. Bourdieu hat das in „Die zwei Gesichter der Arbeit“ (2000) für die kabylischen Subprole-

tarier im Algerien der 1950ger Jahre beschrieben, die, aus ihren ‚traditionellen' Lebenszusammenhängen gerissen, über keine habituellen Ressourcen verfügten, mit den Anforderungen kapitalistischer Lohnarbeit und städtischen Lebens zurecht zu kommen. Die praktische Erfahrung des Nicht-mehr-Passens kann aber auch dazu führen, dass AkteurInnen Aspekte ihrer Habitus, die bisher als Ressource nicht ‚abgerufen' wurden, ins Spiel bringen. Diese können Gestaltungskraft in dem Sinne entwickeln, dass sie es den Agierenden ermöglichen, durch Modifikation/Veränderung ihrer Sicht ‚auf die Welt' Bedingungen aufzusuchen bzw. zu formen, die ihren Habitus entgegen kommen. Bourdieu wird nicht müde zu betonen, dass der Habitus eine generative und „kreative Kapazität" (1996:154) aufweist, dass Handeln nicht einfach unter dem Druck sozialer Bedingungen und Zwänge zustande kommt, sondern der Habitus von ihnen „affiziert" (2001: 190) sein muss in Form von „Leidenschaften oder Gefühlen", von „körperliche(n) Emotionen" (2005: 72).

In der Aktivität und Potenzialität des Habitus liegen für Bourdieu die Quellen für Veränderungen in der sozialen Welt; zugleich liegt im Habitus aber auch der Schlüssel zur soziologischen Erklärung des Faktums, dass sich „die bestehende Ordnung mit ihren Herrschaftsverhältnissen (...) letzten Endes mit solcher Mühelosigkeit erhält und dass die unerträglichsten Lebensbedingungen so häufig als akzeptabel und sogar natürlich erscheinen" (2005: 7).

Um diesen scheinbaren Widerspruch aufzulösen, ist es notwendig, den zweiten zentralen Begriff in Bourdieus Praxeologie ins Spiel zu bringen – den Begriff des Feldes. Beide – Habitus und Feld – stehen in Relation zueinander, nur indem sie zueinander ins Verhältnis gesetzt werden, können sie ihre soziologische Erklärungskraft entfalten.

AkteurInnen bilden ihre Habitus, ihre ‚soziale Fähigkeit', eine soziale Welt zu schaffen, durch Agieren in konkreten sozialen Feldern aus. Unter einem sozialen Feld versteht Bourdieu ein Netz von objektiven Relationen zwischen unterschiedlich, in der Regel hierarchisch positionierten Akteuren, die über differente Ressourcen an ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital verfügen und daher mit unterschiedlichen Potenzialen in die beständigen Auseinandersetzungen um Positionen, um Entscheidungs-, Gestaltungs- und Deutungsmacht eingreifen können. Indem die Akteure sich von den in den jeweiligen Feldern geltenden Spielregeln affizieren lassen, sie als Visions- und Divisionsprinzipien in ihren praktischen Sinn inkorporieren, bilden sie mit diesem „geschichtlich erworbenen Habitus" (2001: 193) auch den Sinn für den eigenen Platz in diesem Netzwerk (im sozialen Raum) aus. Damit kann nicht nur die beinahe wundersame Übereinstimmung, die Homologie zwischen der ‚objektiven', geschichtlich gewordenen Existenzweise des Sozi-

alen und der „zum Körper gewordenen“ Geschichte (2001: 193) erklärt werden, sondern auch, weshalb auch diejenigen, die sozial benachteiligt oder diskriminiert werden, der ‚Welt’, so wie sie ist, im Wesentlichen zustimmen. Denn die Klassifikationen, die Herrschende und Beherrschte gleichermaßen teilen und die den Anschein erwecken, universelle und natürlich gegebene (z.B. zwischen Mann und Frau) zu sein, setzen „die besondere Sicht der Herrschenden“ (2001:223) als allgemein gültige durch. Der „gemeine Menschenverstand“ ist, so Bourdieu, „der einzig wirklich gemeinsame Ort“, an dem alle zusammenkommen, „eine gemeinsame Ebene finden können“(2001: 123). Seine von allen geteilten Klassifikationen ermöglichen „die Übereinstimmung in der Nichtübereinstimmung zwischen Akteuren (...), die entgegengesetzte Positionen einnehmen“ (ebd.: 124).Sie sind deshalb eine der stabilsten Formen zur Sicherung von Herrschaft. Das Netz homologer Klassifikationen, das es ermöglicht, in immer neuen Varianten und Kombinationen die soziale Welt bzw. konkrete Situationen als hierarchisch gegliedert, in ‚oben’ und ‚unten’, andere in ihrem Verhalten als geschmackvoll und grob, gebildet und ungebildet usw. wahrzunehmen und als sinnvoll zu deuten, bewirkt, dass die sozial geteilte Welt als eine natürlich geteilte erscheint. Die Klassifikationen legen durch die „sanfte Gewalt“ (1997b) , mit der sie ihre Alle ergreifenden Wirkungen entfalten, auch den Benachteiligten nahe, die gegebenen Verhältnisse als selbstverständlich, unveränderlich, naturgegeben usw. zu akzeptieren. Bourdieu hat immer wieder mit Nachdruck darauf verwiesen, dass ohne die symbolische Dimension praktischen Handelns, ohne Verständnis der symbolischen Kosmologie, mit der in einer Gesellschaft Welt gedeutet und intelligibel gemacht wird, Herrschaft und ihre Reproduktion soziologisch nicht hinreichend auf den Begriff gebracht werden kann. Die Klassifikationen dieser Kosmologie üben eine symbolische Gewalt aus, die genau so mächtig ist, wie ökonomische oder politische Gewalt. Für Bourdieu ist deshalb die „Analyse des doxischen Akzeptierens der Welt“ (1997a: 205) aktuell „vielleicht das politisch Allerdringlichste“ (1997b: 220). Die Wirkmächtigkeit der Klassifikationen liegt darin, dass sie ihre Anerkennung durch Herrschende wie Beherrschte nicht durch äußeren Zwang erwirken, sondern durch ihre scheinbare Selbstverständlichkeit, die keiner Legitimation oder Begründung bedarf, weshalb Bourdieu für sie den Begriff der ‚Ideologie’ auch als verfehlt ansieht. Ihre symbolische Gewalt beruht auf einer Geschichte des doppelten Vergessens: sowohl ist die Entstehung dieser Klassifikationen in bestimmten historischen Kontexten dem kollektiven Vergessen anheim gefallen, als auch die Aneignung dieser sozial produzierten Klassifikationen in der individuellen Geschichte dadurch, dass diese durch ihre Einverleibung quasi die Gestalt

natürlicher Gegebenheiten und Unterschiede (z.B. zwischen Mann und Frau) angenommen haben und damit der Reflexion im Alltagshandeln weitgehend entzogen sind. Zum Vergessen gebracht ist damit auch, dass sich mit den scheinbar universellen Klassifikationen die „besondere Sicht der Herrschenden"(2001: 223) durchsetzt. Die Macht dieser Klassifikationen im praktischen Handeln der AkteurInnen ist mit rationaler Aufklärung, mit Kritik an einem ‚falschen Bewußtsein' nicht aufzubrechen. Allerdings ist diese Macht eben auch nicht hermetisch Bourdieu sieht in den kreativen Potenzialitäten des Habitus unter bestimmten Bedingungen die Möglichkeit einer ‚symbolischen Revolution'. In Zeiten wie den aktuellen, in denen Felder eine „tiefe Krise" (2001: 206) durchmachen und praktisch die Nicht-Übereinstimmung von Bedingungen und Habitus erfahren wird, kann sich der habituelle Raum erweitern „für eine kognitive Auseinandersetzung um die Bedeutung der Dinge" (1997a: 177), die über das „praktische Reflektieren" (2001: 208) hinausgeht. In solchen Zeiten können auch wissenschaftliche Erkenntnisse über die Logiken der Praxis, über den Zusammenhang von Herrschaft und dem praktischen Sinn von Akteuren Wirkungen erlangen für eine symbolische Revolution in den Köpfen, die die scheinbar unverrückbaren Grenzen der bisher selbstverständlichen Klassifikationen in Frage stellt und in Bewegung bringt.

Bourdieus Praxeologie ermöglicht mit dem Habitusbegriff die praktisch handelnden AkteurInnen als Erzeuger und Beweger der sozialen Welt wissenschaftlich in den Blick zu nehmen, indem der spezifischen Logik der Praxis Rechnung getragen wird. Diese praxeologische Orientierung bleibt allerdings allgemein-abstrakt, wenn sie nicht mit einer konsequenten Historisierung, mit der Genese sowohl kollektiver Klassifikationen als auch der gewordenen individuellen Habitus verknüpft und die jeweiligen Weisen des Vergessens dieser individuellen und kollektiven Geschichte als spezifische Form von Herrschaft rekonstruiert werden. Und das bedeutet, die AkteurInnen immer schon als sozial unterschiedlich Positionierte zu verstehen, zu analysieren, unter welchen Bedingungen, in welchen Feldern und abhängig von der Position, die sie darin einnehmen, sie welche Habitus ausbilden können, welche Grenzen in der Wahrnehmung und Deutung der Welt ihnen durch diese Positionierungen in den jeweiligen Figurationen und Machtverhältnissen der Felder gesetzt sind, welche Art von Reflexions- und Kritikfähigkeit sie entsprechend ausbilden können und ob sie für eine symbolische Revolution in ihren Köpfen interessierbar sind. Will man mit einer praxeologischen Forschungsstrategie untersuchen, wie AkteurInnen aktuell mit einer oder mehreren Formen von Prekarisierung praktisch umgehen, welche Öffnungen für Veränderungen sich ausmachen lassen und ob die Betroffenen sie wahrneh-

men, ist es allerdings mit einem Wissen um die reproduzierende wie kreative Potenz des Habitus und einer möglichst differenzierten Feldbeschreibung noch nicht getan. Der praxeologische Ansatz impliziert weitere methodologische Konsequenzen

3. Methodologische Konsequenzen und konzeptionelle Anregungen einer praxeologischen Forschungsperspektive

1. Praxeologie bedeutet, das praktische, das Alltagswissen von AkteurInnen in seiner Eigenart ernst zu nehmen, also methodologisch mit der in modernen Gesellschaften üblichen, quasi doxischen Hierarchisierung von Alltagswissen einerseits, wissenschaftlichem bzw. Experten-Wissen andererseits, zu brechen. Eine der machtvollen Klassifikationen in modernen Gesellschaften ist, dass Rationalität, Reflexivität, ein bewusstes Erkennen und Verstehen der Zusammenhänge der sozialen Welt als Privileg wissenschaftlicher Wissensproduktion und als höher stehende Erkenntnis angesehen und demgegenüber das in praktischer Erfahrung gegründete Alltagswissen gering geschätzt, abgewertet, und ihm Reflexivität in der Regel abgesprochen wird. Das führt des Öfteren dazu, dass das Alltagswissen als defizitär konstruiert wird. AkteurInnen werden aus einer solchen Perspektive als nur über ‚falsches Bewußtsein' verfügend konstruiert, die im Widerspruch zu ihren eigenen Interessen handeln. Folgerichtig müssen sie, um diese Situation zu ändern, von denen, die es besser wissen, also den ExpertInnen und vor allem den WissenschaftlerInnen – belehrt und zu einem den wissenschaftlichen Erkenntnissen adäquaten Bewusstsein gebracht. Für eine praxeologische Forschungsstrategie nun, die den AkteurInnen die soziale Fähigkeit zuspricht, die soziale Wirklichkeit hervorzubringen und zu verändern, ist methodologisch eine solche hierarchisierende Konstruktion nicht akzeptabel. Sie muss vielmehr konsequenterweise von einem „methodologischen Egalitarismus" (Celikates 2009: 182) ausgehen, also von der Gleichrangigkeit aller Wissensformen. Alltagswissen ist demnach nicht geringerwertig als wissenschaftliches Wissen, es ist zunächst und vor allem ein *anderes* Wissen. Dieses Anderssein und die qualitative Differenz zwischen den verschiedenen Wissensformen anzuerkennen, heißt methodologisch, die Qualität und Wirkung praktischer Wissensformen strikt bezogen auf die sozialen Kontexte bzw. Praxen, in denen sie sich bewähren und für die Agierenden Sinn machen, zu bestimmen und nicht etwa im Vergleich zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, die in anderen sozialen Kontexten produziert werden und Anerkennung finden. Das schließt des Weiteren

ein, abstrakte Gegensätze – z.B. zwischen rationalem wissenschaftlichen und unreflektiertem alltäglichen Wissen – begrifflich zu vermeiden und vielmehr das Anderssein praktischer Reflexivität, die andere Weise, wie in alltäglichen kommunikativen Situationen, mit ‚gemeinem' Menschenverstand und durchaus nicht kritiklos und mit einem spezifischen Scharfblick eine Verständigung über das soziale Geschehen, die eigene Situation, stattfindet, anzuerkennen und dieses Wissen nicht unvermittelt einem Vergleich mit der anderen Qualität wissenschaftlicher Erkenntnisse auszusetzen. Zu beachten wäre vielmehr, dass Wissen in unterschiedlicher Weise in den verschiedenen Feldern und ihren jeweiligen Machtkonstellationen handlungsrelevant ist und sein differenzierter und kontext- und situationsgebundener Einsatz für die AkteurInnen entsprechend ihrer Positionierung und ihrer künftigen Perspektive in diesen Kontexten durchaus Sinn macht. Das hieße, zu berücksichtigen, dass es Felder und Positionen in ihnen gibt, in denen z.B. wissenschaftliches Wissen für ein sinnvolles und erfolgreiches Handeln für die AkteurInnen keine Bedeutung besitzt, irrelevant oder kontraproduktiv ist.

2. Praxeologie erfordert eine konsequente Historisierung. ‚Methodologischer Egalitarismus' impliziert, nicht nur der Besonderheit der praktischen Logik Rechnung zu tragen, sondern auch, auf das Genaueste nach den sozialen Bedingungen zu fragen, unter denen AkteurInnen welche Formen von Wissen und Reflexivität ausbilden und als handlungsrelevant in ihrem Agieren in den verschiedenen Feldern einsetzen können. Bourdieus Forderung nach einer konsequenten Historisierung der kollektiven und individuellen Genese des Habitus hat weit reichende methodologische Folgerungen. Indem er den Habitus als Ergebnis und Movens des Handelns von immer bereits sozial positionierten AkteurInnen in ihnen zugänglichen Feldern versteht, ist auch dessen Potenzial an , kreativer Kapazität' und an Reflexivität ein sozial und historisch bestimmtes. Es ist eben nicht eine anthropologische Fähigkeit, soziale Welt zu schaffen und zu verändern, die durch soziale Bedingungen verschüttet bzw. zu ‚falschem Bewusstsein' verkrüppelt wird, aber durch eine ‚symbolische Revolution' und durch Aufklärung wieder ihre vollen Möglichkeiten erlangen könnte, sondern die geschichtlich gewordenen Habitus der sozial positionierten AkteurInnen ermöglichen immer nur in einem bestimmten, d.h. auch begrenzenden Maße eine aktive Stellungnahme zu den für sie relevanten Bedingungen. Erst mit einer solchen historisierenden Konstruktion der AkteurInnen, die an eine höchst anspruchsvolle Analyse des sozialen Raums mit seinen Feldern, mit jeweiligen Kräfteverhältnissen und Herrschaftszusammenhängen gebunden ist, kann angemessen erforscht werden,

im Rahmen welcher Grenzen AkteurInnen die schöpferische Kapazität ihrer Habitus in der Auseinandersetzung mit prekär werdenden Bedingungen aktivieren (können), können illusionäre Erwartungen seitens der Wissenschaft oder auch der Politik an Veränderungswille und -macht praktisch handelnder AkteurInnen vermieden werden. Die Betroffenen führen keinen radikalen, quasi revolutionären Bruch mit ihren bisherigen Lebensformen und – normen herbei, sie modifizieren Gewohntes und geben vorsichtig Neuem Raum. Was soziologisch an hybriden Praktiken zu beobachten ist, wird allerdings in seinen möglichen kreativen Potenzen verkannt, wenn das Beobachtete voreilig in bislang gängige, vertraute Begriffe gefasst und damit still gestellt wird – nicht zuletzt deshalb, weil diese Begrifflichkeiten oftmals unreflektiert ihren Entstehungszusammenhang in der fordistischen, industriegesellschaftlichen Moderne reproduzieren. Das verweist

3. darauf, dass es zu einer praxeologischen Forschungsstrategie gehört, das eigene Tun, also die wissenschaftliche Produktion von Wissen, selbst als soziale Praxis zu verstehen, die durch eine spezifische Logik von anderen Formen sozialer Praxis unterschieden ist. Methodologisch heißt das, die qualitativen Differenzen zwischen Erfahrungs- und wissenschaftlichem Wissen, zwischen praktischer und wissenschaftlicher Logik zu reflektieren, dem Unbewussten sowie den Verkennungseffekten der wissenschaftlichen Praxis auf der Spur zu sein. Bourdieu hat insbesondere in „Meditationen“ die Besonderheit des – wie er es nennt – scholastischen Denkens zum Gegenstand gemacht. Diese besteht darin, in räumlicher und zeitlicher Distanz zum unmittelbaren Handeln Erkenntnisse zu gewinnen über die soziale Welt, über die Regeln und Normen, die ihre beständige Existenz sichern – frei von den Zwängen bzw. vom Druck, in einer konkreten Situation ohne großes Nachdenken die strategisch richtigen, Erfolg versprechenden Wahrnehmungs- und Deutungsmuster einsetzen zu müssen. Den in dieser privilegierten Praxis produzierten Konstrukten und Begriffen wohnt allerdings die Tendenz inne, die beobachteten, im Einzelnen eher diffusen, inkonsistenten, zufälligen alltäglichen Situationen zu vereinheitlichen und zu vereindeutigen. Und dies macht auch das “Suchen nach der *Reproduktion* des Sozialen, der Integrations- und Herrschaftsmechanismen“ (Völker 2010: 62) zu einer bevorzugten Perspektive in den Sozialwissenschaften.

Bourdieu hat auf eine Dimension von Herrschaftssicherung hingewiesen, die in der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion liegen kann. Gemeint ist die *doxa,* das kollektiv wie individuell Vergessene, das auch in der sozialen Praxis wissenschaftlicher Wissensproduktion hervorgebracht wird und spezi-

fische Verkennungseffekte erzeugt. So können eben auch Begriffe oder theoretische Konstrukte unreflektiert verwendet werden. Sie können den beobachtenden und analytischen Blick auf Gewohntes, Erwartetes lenken, die Wahrnehmung von Neuem be- oder verhindern, Veränderungen vorschnell in den Analyse- und Interpretationsrahmen zwängen, den die bewährten Begriffe und Klassifikationen vorgeben. Aktuell zeigt sich das in vielen soziologischen Projekten in der Weise, dass Prekarisierungen mit Begriffen und Konzepten gefasst werden, die den Institutionalisierungen und Regulationsformen der fordistischen Moderne angemessen sind (wie etwa Erwerbsarbeit als zentraler Vergesellschaftungs- und Integrationsmodus, Trennung von Arbeit und Freizeit, von öffentlich und privat, ‚traditionale' Geschlechterarrangements). Methodologisch folgt daraus für eine praxeologische Forschungsstrategie, ihre Erkenntnismittel, wie Bourdieu formuliert hat, beständig zum Erkenntnisgegenstand zu machen (1997a: 153). D.h. zum einen, sie offen, beweglich zu halten für Veränderungen, die im praktischen Handeln von AkteurInnen und nur dort vor sich gehen Zum anderen meint das, zu berücksichtigen, dass Soziologie mit ihren Konstrukten und Begriffen selbst an der Produktion von sozialen Realitäten beteiligt ist indem sie teilhat am kollektiven Prozess des Klassifizierens, Benennen und Ordnens der sozialen Welt. Sie hat einen Anteil daran, was kollektiv (und individuell) wahrgenommen oder auch der Wahrnehmung und damit letztlich der sozialen Anerkennung entzogen wird. Wenn, um ein Beispiel zu geben, diejenigen, die entsprechend der Logik kapitalistischer Ökonomie dauerhaft aus der Erwerbssphäre verdrängt werden, von Soziologen als ‚Überflüssige' klassifiziert und mit Zuschreibungen bedacht werden wie: resigniert, in „einer Atmosphäre abgestumpfter Gleichgültigkeit" (Bude 2008: 10) in heruntergekommenen Stadtvierteln lebend, potenziell gewaltbereit bzw. anspruchslos abhängig von Sozialleistungen etc. – dann ist daran nicht nur zu kritisieren, dass solche Folgerungen eher aus makrosoziologischen Betrachtungen extrapoliert sind, als sich auf empirische Untersuchungen darüber gründen, wie diese ‚überflüssig' Gemachten praktisch mit dieser Situation umgehen. Mit solchen Klassifizierungen trägt ‚scholastisches Denken' auch dazu bei, Stigmatisierungen zu legitimieren, die im Alltagshandeln im Schwange sind zur sozialen Abgrenzung und zur Bewältigung eigener sozialer Ängste. Es trägt dazu bei dass nur bestimmte Formen von Leben als anerkennenswert wahrgenommen und andere Formen – aktuell etwa Versuche, jenseits von Erwerbsarbeit ein würdevolles Leben zu führen – aus Anerkennung, Sichtbarkeit ausgeschlossen werden und damit eben auch Elemente im Gege-

benen, die über den status quo hinausweisen, unsichtbar gemacht und dem Diskurs entzogen werden.

4. Praktisches Handeln und wissenschaftliche Wissensproduktion als unterschiedliche Praxisformen zu verstehen, impliziert für eine praxeologische Forschungsstrategie methodologisch auch, zu reflektieren, was unter dem Bruch mit dem Erfahrungswissen zu verstehen ist, der im ‚scholastischen Denken' vollzogen werden muss. Soziologisch geht es darum, die sozialen Regularien aufzudecken und zu benennen, die bewirken, dass die soziale Welt, so wie sie ist, als gegeben, geordnet, sinnvoll, selbstverständlich und unveränderbar erscheint. Das aber bedeutet, die Selbstverständlichkeit der Ordnung der sozialen Welt zu stören und kann zur Folge haben, dass wissenschaftliche Erkenntnisse auf Ablehnung bei den betroffenen, z.B. interviewten, AkteurInnen stoßen, weil sie ihren habitualisierten Visions- und Divisionsprinzipien widersprechen und dementsprechende leidenschaftlich-körperliche Abwehrreaktionen hervorrufen. ‚Methodologischer Egalitarismus' der Wissensformen impliziert deshalb notwendig auf einer forschungspraktischen, methodischen Ebene Asymmetrien und Machtverhältnisse zwischen den InhaberInnen verschiedener Wissensformen anzuerkennen.

Literatur

Bourdieu, Pierre (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt/Main

Bourdieu, Pierre (1985): Der Kampf um die symbolische Ordnung. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Axel Honneth, Hermann Kocyba und Bernd Schwibs. In: Ästhetik und Kommunikation, 16. Jg. (1985), Nr. 61/61, S. 142-164

Bourdieu, Pierre (1997a): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/ Krais, Beate (Hrg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/Main

Bourdieu, Pierre (1997b): Eine sanfte Gewalt: Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke. In: Dölling, Irene/ Krais, Beate (Hrg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/Main

Bourdieu, Pierre (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt/Main: Suhrkamp

Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/Main

Bourdieu, Pierre und Loic Wacqant (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt/Main

Bude, Heinz (2008): Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft. München

Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *110(2011), 177–184*

Dieter B. Herrmann

Laudatio auf Karl-Heinz Bernhardt

Vorgetragen auf der Plenarveranstaltung anlässlich des 75. Geburtstages von Karl-Heinz Bernhardt am 13. Januar 2011

Meine Damen und Herren,

ich begrüße Sie herzlich zu unserer heutigen Plenarveranstaltung, die wir dem 75. Geburtstag unseres Gründungsmitgliedes und langjährigen Sekretars der Klasse Naturwissenschaften, Karl-Heinz Bernhardt, widmen. Es freut mich besonders, dass unser Mitglied Hans Joachim Schellnhuber, Direktor des Instituts für Klimafolgenforschung in Potsdam, den Festvortrag „Globaler Klimaschutz – eine unlösbare Aufgabe?“ übernommen hat.

Ich darf bei dieser Gelegenheit bekannt geben, dass unsere Mitglieder Franz Halberg und Germaine Cornelissen aus den USA gemeinsam mit einer internationalen Forschergruppe einen Beitrag zum heutigen Ehrenkolloquium geschickt haben, der sich mit der Analyse der Koexistenz von Rhythmen aus unterschiedlichen Bereichen befasst[1]. Der Beitrag wird von uns publiziert werden, und wir werden im Juni 2011 Gelegenheit haben, die neuen Erkenntnisse im Rahmen einer wissenschaftlichen Plenarveranstaltung mit den Verfassern direkt zu diskutieren

Lieber Herr Kollege Bernhardt,
Dass ausgerechnet ein Astronom einem Meteorologen die Laudatio hält, entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, können wir Astronomen unsere Beobachtungen doch ausschließlich dann durchführen, wenn der Himmel von jenen Gebilden frei ist, für die sich Meteorologen besonders zu begeistern pflegen. Damit bin ich schon bei den Wolken, einem Thema, mit dem Sie sich

1 Franz Halberg, Germaine Cornélissen, Jerzy Czaplicki, Othild Schwartzkopff, Salvador Sanchez de la Pena, Judy Finley, Faithe Thomas, Tomoshige Kino, George Chrousos, Coexisting wrestling lunisolar periods in a selenosensitive circulation rather than circadian free-running? – inzwischen veröffentlicht in „Leibniz Online“ Nr. 9.

bereits in Ihrer Diplomarbeit von 1957 „Stratus und Stratocumulus“ im Rahmen des mit Auszeichnung abgeschlossenen Diplomverfahrens an der Leipziger Karl-Marx-Universität wissenschaftlich auseinander gesetzt haben. Sie erweiterten damals die Klassifikation tiefer Wolken und stellten konkrete Relationen zwischen den einzelnen Wolkenformen und den meteorologischen Verhältnissen der atmosphärischen Grundschicht dar. Damit hatten Sie bereits eines jener Themen gefunden, das Sie – in mannigfach abgewandelten Variationen – ein Leben lang beschäftigen sollte. Konsequent verfolgten Sie Ihr wissenschaftliches Forschungsprogramm über den eigentlichen Motor des Wettergeschehens mit einer (als ausgezeichnet bewerteten) Dissertation zur Theorie des vertikalen atmosphärischen Turbulenzwärmestroms (Leipzig 1962) und mit Ihrer Habilitationsschrift zur Theorie der Energetik der Atmosphäre (Leipzig 1967).

Meine Damen und Herren,
Bereits in Leipzig wurde Karl-Heinz Bernhardt als wissenschaftlicher Oberassistent am Geophysikalischen Institut der Karl-Marx-Universität in großem Umfang auch als Universitätslehrer aktiv, wobei seine Vorlesungen thematisch das Gesamtgebiet der Physikalischen und Dynamischen Meteorologie umspannten. Der wissenschaftliche Rang seiner Arbeiten und seine Erfolge als akademischer Lehrer führten ihn schon bald als Dozent an die Berliner Humboldt-Universität, wo er 1969 die Leitung des Bereiches Meteorologie und Geophysik der Sektion Physik der Humboldt-Universität übernahm und 1970 zum Ordentlichen Professor für Meteorologie berufen wurde.

Unter dem Einfluss seiner früheren akademischen Lehrer Horst Philipps und Karl Schneider-Carius hatte sich Bernhardts Interesse nach seinem eigenen Bekenntnis auf die „theoretische Arbeitsweise in der Physik der Atmosphäre und speziell auf dem Gebiet der atmosphärischen Grundschicht, aber auch der physikalischen Klimatologie, ausgewählten Zweigen der angewandten Meteorologie sowie der Geschichte“ der Meteorologie zentriert[2].

Als Lehrer und Forscher boten sich besonders in Berlin für Karl-Heinz Bernhardt große Gestaltungsmöglichkeiten, die er mit Zielstrebigkeit, immensem Fleiß und hoher Disziplin schöpferisch zu nutzen verstand. Dem Leitmotiv des Humboldtschen Bildungsideals folgend, wurde Karl-Heinz Bernhardt zum strengen Erzieher und Ausbilder einer ganzen Generation von

2 Karl-Heinz Bernhardt, Darstellung des wissenschaftlichen Werdeganges und der Lehrtätigkeit, Manuskript (masch.-schr.), 2 Seiten v. 14. Juni 1994, S.1

Meteorologen, die von seinem breiten Wissen, seinen hohen Ansprüchen, seinem interdisziplinären Ansatz und seinem reichen Schatz an wissenschaftlichen Ideen in großem Maße profitieren konnte. Als strenger und unnahbarer Theoretiker galt er manchem Studenten als „Scharfdenker, dem man nicht unbedacht und vor allem nicht unvorbereitet gegenübertreten“ mochte, zumal aus der „Perspektive eines Studenten der Unterschied zwischen einem Scharfdenker und einem Scharfrichter nicht sehr groß ist“, wie sein damaliger Student Olaf Hellmuth schrieb, der heute im Institut für Troposphärenforschung tätig ist[3]. Dass dieses Institut ausgerechnet der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz zugehört, kann nur als ein historisch zwar zufälliges, aber doch sinnbildhaftes Omen verstanden werden.

Zahlreiche Diplomarbeiten und insgesamt 39 Dissertationen A und B, die unter Bernhardts Betreuung oder Mitbetreuung entstanden, sind die Bilanz seiner arbeitsaufwändigen und von hohem Verantwortungsbewusstsein getragenen Ausbildungstätigkeit des wissenschaftlichen Nachwuchses. Eine seiner Studentinnen, Claudia Mäder - heute im Bundesumweltamt tätig -, berichtet, in welch hohem Maße sich Karl-Heinz Bernhardt persönlich um jeden einzelnen seiner Schützlinge kümmerte: „Er machte das auch nicht 'mal schnell nebenher' oder mit möglichst geringem Zeitaufwand, um eine lästige Pflicht abzuarbeiten, sondern akribisch, wie alles, was er in die Hand nahm ... Diese Betreuung und Förderung während meines ganzen Studiums (von der viele Studenten heutzutage wahrscheinlich nur träumen können) hat dazu geführt, dass ich auch schwierige Zeiten während meines Studiums meistern konnte“[4].

Die große Sorgfalt, mit der Bernhardt sich dem Nachwuchs widmete, korrespondiert mit dem Wert, den er auf die Durchführung von Spezialseminaren zur Einbeziehung von Studenten in die Forschungsarbeit legte[5]. „Professor Bernhardt war ein Lehrer, der uns beibrachte, genau zu arbeiten, in die Tiefe zu gehen, nachzufragen, auf Formulierungen zu achten“, schreibt Claudia Mäder[6]. Auch ich selbst wurde in den 80er Jahren einmal eingeladen, als Referent an einem dieser Kolloquien in dem von ihm geleiteten Institut am Müggelsee mitzuwirken. Ich erinnerte mich allerdings nicht mehr an das Thema

3 Olaf Hellmuth, Erinnerungen an meine Lehrjahre unter Professor K. Bernhardt am Bereich 09 „Meteorologie und Geophysik“ der Sektion Physik der Humboldt-Universität zu Berlin (1980-1987), Masch-schr. Ms.,7 Seiten v. 14. 12. 2010, S.1

4 Claudia Mäder, Über Professor Bernhardt, Ms. (Masch.-schr. u. teils handschr.) ohne Datum (2010)

5 Karl-Heinz Bernhardt, siehe Fußnote 1, S. 2

6 Claudia Mäder, siehe Fußnote 3

meines Vortrages, außer, - dass es sicher nichts mit Meteorologie zu tun hatte. Doch Kollege Bernhardt konnte mir auf Anhieb sagen, dass ich über den Unterschied von Beobachtungen und Entdeckungen anhand astronomiehistorischer Beispiele referiert hatte[7]. Dafür fand dann Bernhardt auch gleich in der Diskussion ein markantes Beispiel aus seinem Fachgebiet. Ich war natürlich nicht der einzige „fachfremde“ Referent am Müggelsee gewesen. Und hier wird ein weiterer Grundzug des Bernhardtschen Verständnisses von Wissenschaft deutlich: er hielt es nämlich für wichtig, über das Fachspezifische hinaus den Blick auf größere Zusammenhänge im Sinne philosophischer und historischer Reflexion zu lenken und diese Denkweise auch den Studenten zu vermitteln. Daran erinnert sich Olaf Hellmuth mit den Worten: „Das Fundament der gesamten Lehre sah er in einer soliden naturwissenschaftlichen und philosophischen Grundlagenausbildung, in der die Theorie einen hervorragenden Platz einnahm... Neben den Methoden der klassischen theoretischen Physik waren seine Arbeitswerkzeuge im weiteren Sinne die Kategorien der hegelschen Dialektik, für seine Analysen und Betrachtungen zur Entwicklung der menschlichen Gesellschaft – je nach konkreter Fragestellung – die begrifflichen Kategorien der modernen Evolutionstheorie und der marxistischen politischen Ökonomie“[8].

Ungeachtet des hohen Stellenwertes, den Bernhardt in Lehre und Forschung der Theorie zuschrieb, wurde doch die praktische Seite der Meteorologie nie vernachlässigt, was sich insbesondere in einer engen Zusammenarbeit mit dem Meteorologischen Dienst der DDR niederschlug. Dass dabei auch Wetter-Vorhersagemodelle eine Rolle spielten, versteht sich fast von selbst. Bei diesen klimadiagnostischen Arbeiten unter Mitwirkung seiner Schüler lag der Schwerpunkt verständlicherweise wieder auf dem Studium der atmosphärischen Grundschicht. Fachkollegen wie z.B. unser Mitglied Dietrich Spänkuch heben besonders seine Klimatologie der Inversionen über dem Territorium der DDR hervor, da sie „Sperrschichten für den vertikalen Austausch und damit für die Ausbreitung und den Transport von Luftschadstoffen“ darstellen[9].

---

7 Vgl. Dieter B. Herrmann, Trouvelot contra Voyager? Oder: Eine Beobachtung ist keine Entdeckung, Blick in das Weltall 31 (1983) 87-92, Neuabdruck in Dieter B. Herrmann, Astronomiegeschichte. Ausgewählte Beiträge zur Entwicklung der Himmelskunde, Berlin 2004, S.238 ff

8 Olaf Hellmuth, vgl. Fußnote 2, S. 2f

9 Dietrich Spänkuch, Bemerkungen zum wissenschaftlichen Wirken von K.-H. Bernhardt, Msch-schr. Ms, 2 Seiten, Januar 2011 (im Besitz des Verfassers)

Überhaupt kann man im Sinne von Leibnizens „Theoria cum Praxi“ sicher annehmen, dass Bernhardts frühe Zuwendung zur atmosphärischen Grundschicht mit der Tatsache zu tun hat, dass die Grundschicht den für die Ökosysteme der Erde wichtigsten Teil der Erdatmosphäre darstellt. Das Studium des vertikalen atmosphärischen Turbulenz-Wärmestroms, dessen Theorie er sich intensiv zuwendete, war in praktischer Hinsicht zweifellos ein besonders wichtiges Forschungsfeld. Die Ergebnisse seiner Studien über die dynamische Wechselwirkung zwischen Erdoberfläche und Atmosphäre als Funktion von Grenzschichtparametern sowie von Tages- und Jahreszeit fanden deshalb auch Eingang in eine Technical Note[10] der Meteorologischen Weltorganisation WMO. Resultate von Untersuchungen über den Einfluss von Gebirgen auf die thermodynamischen und dynamischen Eigenschaften der Grundschicht wurden ebenfalls hier publiziert. Für die meteorologischen Experten verweise ich in diesem Zusammenhang auf die Ausführungen von Wolfgang Böhme über Bernhardts Forschungsarbeiten, die an diesem Ort vor fünf Jahren vorgetragen wurden[11].

Karl-Heinz Bernhardt hat auch wichtige Arbeit auf dem Gebiet der Organisation und Kommunikation der meteorologischen Forschung geleistet, womit ich nicht nur seine Arbeit als Bereichsleiter meine. Er war vielmehr über die lange Zeitspanne von 1971 bis 1991 Vorstandsmitglied der Meteorologischen Gesellschaft der DDR und in den Jahren von 1982 bis 1990 auch deren Präsident. In der WMO arbeitete er viele Jahre aktiv in der „Commission for Atmospheric Sciences“ mit und war in diesem Zusammenhang an einer umfangreichen Veröffentlichung der WMO beteiligt[12]. Desgleichen leitete Karl-Heinz Bernhardt mehrere Projekte im Rahmen der „Kommission der Akademien der Wissenschaften sozialistischer Länder zur multilateralen Bearbeitung des Problemkomplexes Planetarer Geophysikalischer Forschungen“ (KAPG), die 1966 gegründet worden war[13]**.** Als Mitherausgeber der „Zeitschrift für Meteorologie“ sowie als Mitglied in den Redaktionskollegien mehrerer ausländischer Zeitschriften bewältigte Bernhardt zusätzlich ein enormes

10 World Meteorological Organisation, Technical Note No. 165, The Planetary Boundary Layer, Geneva 1979, 201 pp.

11 Wolfgang Böhme, Zum Geleit, in: Aktuelle Probleme der Meteorologie und Klimatologie. Wissenschaftliches Kolloquium aus Anlass des 70. Geburtstages von Karl-Heinz Bernhardt, Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 86(2006) 5-9

12 Vgl. Fußnote 10

13 Vgl. Jens Taubenheim, Forschungskooperation auf dem Gebiet der solar-terrestrischen Physik im Rahmen der KAPG, 1966-1990, Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 57 (1/2003) 167 ff.

Arbeitspensum zum Wohle des unverzichtbaren wissenschaftlichen Gedankenaustauschs, ohne den es keinen Erkenntnisfortschritt geben kann.

Ein Jahr, nachdem er als „Verdienter Hochschullehrer“ ausgezeichnet worden war, wurde er 1990 zum Korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR gewählt.

Dann kam die so genannte Wende. Es folgten bittere Brüche. Die Akademie wurde bekanntlich aufgelöst, und für Karl-Heinz Bernhardts Wirken an der Universität bestand „kein Bedarf“ mehr, wie es im Fachjargon der nicht immer durch besondere Weitsicht und Toleranz glänzenden Neugestalter der Wissenschaftslandschaft lakonisch hieß. Obschon die persönlichen Erfahrungen, die unser Jubilar nun machen musste, gewiss nicht der glänzendste Teil seiner insgesamt „besonnten Vergangenheit“ gewesen sind, hatte er doch die Größe, an diesem Ort vor 5 Jahren den Begriff der Ent-Täuschung als Befreiung von selbstverschuldeten Täuschungen zu interpretieren. In diesem Zusammenhang verwies Karl-Heinz Bernhardt auf eine Sentenz von Goethe, der – als er sie niederschrieb – vier Jahre älter war als Bernhardt damals: „Es gibt kein Vergangnes, das man zurücksehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das sich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen gestaltet, und die echte Sehnsucht muß stets produktiv sein, ein neues Beßres erschaffen“[14].

Und daran hat sich unser Jubilar auch gehalten. So war er z.B. auch nach seinem erzwungenen Ausscheiden aus dem Lehrbetrieb und aktiven Berufsleben im Jahre 1994 an numerischen Experimenten zur Grenzschichtmodellierung in Waldbeständen beteiligt, aus denen mehrere Publikationen hervorgingen.

In der Leibniz-Sozietät, deren Gründungsmitglied er war, spielt Karl-Heinz Bernhardt seit vielen Jahren eine herausragende Rolle. Von seinen bisher 280 Publikationen, die einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren überspannen, sind allein 53 Texte – also knapp ein Fünftel – in den Publikationsorganen der Leibniz-Sozietät erschienen. Besonders die schon frühzeitig von ihm erkannte und behandelte Frage der Atmosphäre als Umweltfaktor und natürliche Ressource sowie deren anthropogene Beeinflussung durch Eingriffe an der Erdoberfläche wird nun stärker thematisiert. Dies geschieht sowohl durch übergreifende „Thesen zur Klimadebatte“, wie auch in Form fachspezifischer Forschungsbeiträge. So gelang es Bernhardt beispielsweise, die durch globale Erwärmung bedingte Änderung des mittleren Luftdruckes an

14 Karl-Heinz Bernhardt, Schlusswort des Jubilars, Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 86 (2006) S.162

der Erdoberfläche, die vor allem auf den Wasserdampf zurückzuführen ist, abzuschätzen und Anregungen zum Nachweis dieses Effektes zu geben. Insgesamt lässt die Liste seiner jüngeren Publikationen erkennen, dass sich die thematischen Schwerpunkte gegenüber seinen früheren Forschungsarbeiten auf interdisziplinäre Fragestellungen verschoben haben. Historische, philosophische und gesellschaftliche Probleme, aber auch das Wechselverhältnis von Kunst und Wissenschaft – stets mit Bezug auf die Meteorologie – rücken deutlich in den Vordergrund. Hierbei kommen ihm sein weites Interessenspektrum ebenso wie seine tiefgründigen Kenntnisse wissenschaftsgeschichtlicher, philosophischer und künstlerischer Tatsachen und Sichtweisen zustatten und zu Hilfe. Namen wie Goethe und Humboldt, aber auch das Wirken ehemaliger Mitglieder unserer Akademie tauchen auf und beginnen ein neues Mosaikbild zu formen, von dem wir uns noch viele weitere Facetten wünschen.

Auch der Popularisierung seiner Wissenschaft widmet Karl-Heinz Bernhardt große Aufmerksamkeit, indem er stets bereit ist, vor einem breiten Publikum über Probleme der Meteorologie und Klimatologie mit ihren zahlreichen kulturgeschichtlichen aber auch hoch aktuellen Aspekten zu referieren.

Einen großen Teil seiner Arbeitskraft widmet Karl-Heinz Bernhardt der Klasse Naturwissenschaften unserer Sozietät, deren umsichtiger Sekretar er seit dem Jahre 1996 ist.

Die von ihm stets wohlvorbereiteten Klassensitzungen, die Organisation von Veranstaltungen, eine umfangreiche Korrespondenz mit auswärtigen Referenten, seine engagierte und kluge Mitarbeit bei der Klärung konzeptioneller und strategischer Fragen werden von den Mitgliedern unserer Akademie hoch geschätzt ebenso wie seine stets sachkompetenten Diskussionsbeiträge im Präsidium unserer Sozietät. Ich möchte Ihnen, lieber Herr Kollege Bernhardt, für diese hoch qualifizierte Arbeit heute meinen ausdrücklichen Dank aussprechen. In meine Glückwünsche zu Ihrem Geburtstag schließe ich gern auch Ihre Frau Hannelore Bernhardt mit ein, mit der Sie nunmehr im 51. Jahr verheiratet sind und die somit zusätzlich zu eigener umfangreicher lebenslanger

Tätigkeit in Forschung und Lehre an Ihrer erfolgreichen Entwicklung als Forscher und Lehrer einen beachtlichen Anteil haben dürfte.

Zum Schluss möchte ich Ihnen, lieber Herr Kollege Bernhardt, noch ein kleines persönliches Geschenk überreichen. In dem Buch geht es um „Moderne Meteorologie“, genauer darum, was man anno 1882 unter „modern“ ver-

standen hat. Ihnen als historisch interessierten und aktiven Kollegen wird es möglicherweise Gewinn bringen können. Das Exemplar befand sich dereinst in den Beständen der Bibliothek des Geographischen Instituts der Königlichen Universität Berlin, an der Sie später so lange Zeit tätig gewesen sind.

Die erste der in diesem Buch abgedruckten Vorlesungen beginnt mit den Worten „Wie man auch über die Arbeiten der Meteorologen denken mag, so kann doch in keinem Falle ein Zweifel über die Erhabenheit ihrer Ziele obwalten“[15]. An der Wahrheit dieser Aussage hat sich wohl seit ihrer Niederschrift nichts geändert, und so kann man Ihnen, lieber Herr Kollege Bernhardt, durchaus auch zu Ihrem lange zurückliegenden Entschluss gratulieren, Ihr Leben als Forscher ausgerechnet einer solchen Wissenschaft so kreativ und erfolgreich verschrieben zu haben.

Ich wünsche Ihnen noch viele weitere schaffensreiche Jahre bei stabiler Gesundheit zum Wohle Ihrer Wissenschaft und unserer Sozietät.

---

15 Die moderne Meteorologie. Sechs Vorlesungen, gehalten auf Veranlassung der Meteorologischen Gesellschaft zu London, Braunschweig 1882, S.3

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *110(2011), 185–188*

Nachruf auf Prof. Dr. Eberhard Wächtler

* 10. 05. 1929 † 22. 09. 2010

Am 22.9.2010 verstarb in Dresden nach schwerer Krankheit Prof. Dr. Eberhard Wächtler, Mitglied der Leibniz-Sozietät seit 1996. Mit ihm verlieren wir einen der führenden Vertreter der Geschichte des Bergbaus und Hüttenwesens, der Technikgeschichte, der Geschichte der Technikwissenschaften und der Industriearchäologie, speziell seit der Industriellen Revolution in Deutschland.

Am 10.5.1929 in Dresden geboren, studierte er von 1948 bis 1953 in Leipzig Geschichte, Germanistik, Philosophie und Wirtschaftswissenschaften, u. a. bei Walter Markov, Ernst Engelberg, Theodor Frings, Hermann August Korff, Hans Mayer, Ernst Bloch und Fritz Behrens. Schon hier konzentrierte sich sein Interesse auf die Geschichte des Bergbaus und Hüttenwesens in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, was ihn veranlasste, nach dem Studium eine Weiterqualifizierung in Wirtschaftsgeschichte bei Jürgen Kuczynski an der Humboldt-Universität Berlin zu betreiben. 1955 wurde er bei Kuczynski wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Wirtschaftsgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR und promovierte 1957 mit einer Dissertation, die 1962 überarbeitet unter dem Titel „Bergarbeit zur Kaiserzeit“ als Buch erschienen ist. Sein Forschungsfeld – ursprünglich das westsächsische Steinkohlenbergbaurevier Lugau-Oelsnitz – weitete er zunehmend aus auf das Ruhrgebiet, das Saarland und Schlesien und von der Steinkohle auf den Erzbergbau in Sachsen, Böhmen und der Slowakei (Österreich-Ungarn), später auf die Braunkohle und die Geschichte des Porzellans, seit 1972 auf die Industriearchäologie. Seine Forschungen fanden ihren Niederschlag in rd. 550 Publikationen, veröffentlicht in 16 Ländern in 13 verschiedenen Sprachen.

Seine akademische Laufbahn als Hochschullehrer begann er unmittelbar nach Abschluss des Studiums 1953 als Lehrbeauftragter für Wirtschaftsgeschichte an der Universität Leipzig sowie an der Außenstelle Leipzig der Hochschule für Ökonomie in Berlin. 1962 wurde er als Professor mit Lehrauftrag an die Bergakademie Freiberg berufen und wurde dort Direktor des Instituts für Geschichte des Bergbaus und Hüttenwesens. 1968 an der Universität Rostock mit einer Arbeit über „Fortschritt und Tradition im deutschen Bergbau von 1807 bis 1871“ habilitiert, wurde er im selben Jahr an der Bergakademie Freiberg zum Ordentlichen Professor für Geschichte der Produktivkräfte und Wirtschaftsgeschichte ernannt. Im Gefolge der ebenfalls 1968 durchgeführten Hochschulreform wurde er Leiter des Wissenschaftsbereichs für Geschichte der Produktivkräfte und Wirtschaftsgeschichte bis zu dessen Auflösung 1990 und war zugleich von 1980 bis 1990 Dekan der Fakultät für Gesellschaftswissenschaften an der Bergakademie. Er betreute über 300 Doktoranden und 30 Habilitanden. Zahlreiche Gastvorträge und Lehrveranstaltungen hielt er von 1963 bis 1995 an in- und ausländischen Universitäten: in Berlin, Rostock, Bochum, Bielefeld, München, Darmstadt, Dresden, Chemnitz, Moskau, Leningrad, Innsbruck, Warschau und Tokio.

Eberhard Wächtler war ein glänzender Wissenschaftsorganisator und -kommunikator. Schon 1957 gründete er einen Forschungskreis zur Geschichte des Bergbaus und Hüttenwesens, zunächst am Institut für Wirtschaftsgeschichte unserer Akademie, danach an der Bergakademie, den er 35 Jahre lang bis 1992 leitete. Von 1963 bis 1992 war er verantwortlich für die Herausgabe der Reihe D der Freiberger Forschungshefte zur Geschichte des Bergbaus und Hüttenwesens bzw. zur Geschichte der Produktivkräfte, von 1969 bis 1991 Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats für Wissenschaftsgeschichte des Verlages B. G. Teubner und der Akademischen Verlagsgesellschaft Leipzig, Mitherausgeber der Publikationsreihe „Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner“ sowie der Reihe „Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften“. In hohem Maße engagierte er sich auch international. Von 1974 bis 1993 war er Mitglied des Exekutivkomitees des International Committee for the History of Technology, von 1989 bis 1993 dessen 2. Sekretär, 1978 wurde er Mitbegründer und Board-Mitglied des International Committee for the Conservation of Industrial Heritage, 1980 bis 1992 Mitglied des Advisory Boards der Zeitschrift History and Technology, Paris. Er war seit 1980 Beauftragter der Regierung der DDR zur Erhaltung technischer Denkmale sowie für den Aufbau des Zentralen Technikmuseums der DDR und seit 1986 Mitglied im Internationalen Komitee für Wissenschaftliche und Technische Museen. In all diesen Eigenschaften war er maßgeblich oder beratend an zahlreichen wissenschaftlichen Konferenzen, Ausstellungen und dem Aufbau Technischer Museen beteiligt.

Eberhard Wächtler war in hohem Maße musisch interessiert. Er war stolz darauf, das Singspiel „Die Bergknappen“ von Ignaz Umlauf aus dem Jahre 1778 in Freiberg aus Anlass der 200-Jahrfeier der Bergakademie 1965 als Gesamtspielleiter zur Aufführung gebracht zu haben. Von 1970 bis 1990 gehörte er dem Gesellschaftlichen Rat der Leipziger Musikhochschule an.

Die Wende von 1990 war auch für Eberhard Wächtler einschneidend. Zunächst noch vom Senat der Bergakademie Freiberg mit der Organisation des studium generale und der Planung zur Neugestaltung von Lehre und Forschung auf dem Gebiet der Wissenschafts- und Technikgeschichte beauftragt, wurde er 1992 als Hochschullehrer entlassen. Er hielt danach noch Gastvorträge an mehreren deutschen Universitäten und absolvierte 1993 einen Forschungsaufenthalt am Institute of Technology in Tokio. Ein neues Betätigungsfeld fand er seit 1992 in Borken (Hessen). Im Auftrag des dortigen Magistrats baute er das Hessische Braunkohle Bergbaumuseum auf, etablier-

te die „Borkener Montanhistorischen Kolloquien“, betreute wissenschaftliche Publikationsreihen und initiierte Konzerte und Ausstellungen.

Die Bergbau- und Technikgeschichte sowie die Industriearchäologie verlieren mit Eberhard Wächtler einen wichtigen, immer kollegial-unkonventionellen, humorvollen und anregenden Impulsgeber.

Adolf Laube

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *110(2011), 189–191*

Nachruf auf Prof. Dr. Wolfgang Kirsch

* 31. 12. 1938 † 9. 12. 2010

Am 9. Dezember 2010 starb nach kurzer schwerer Krankheit unser Mitglied Wolfgang Kirsch, Latinist und Mittellateiner an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg von 1971 bis 1993. Mit ihm verliert die Mittellateinische Philologie einen ihrer profiliertesten Vertreter.

Wolfgang Kirsch wurde am 31.12. 1938 in Westewitz bei Döbeln geboren. Nach dem Besuch der August-Hermann-Francke-Oberschule Halle machte er 1956 das Abitur. Bereits das Klima im Elternhaus gab mancherlei Anregung zu geisteswissenschaftlicher Betätigung. Der Vater, Dr. Edgar Kirsch, war Germanist, zur Zeit von Wolfgangs Geburt Lehrer, später Dozent und Professor an der Hallenser Universität. Der Bruder Rainer wurde zu einem der bedeutendsten Lyriker der DDR. Wolfgang Kirsch hatte nicht die Absicht, die Literatur weiter zu bereichern, sondern entschloss sich, sie zu deuten.

Nach dem Studium der Germanistik und Anglistik seit 1956, der Germanistik und Latinistik seit 1958 promovierte er 1969 mit der Untersuchung „Die Historia Alexandri Magni des Quilichinus von Spoleto – Versuch einer Textherstellung“ an der Universität Halle mit der Note Magna cum laude. Nach dem Studium absolvierte er eine fünfjährige Tätigkeit als Lehrer für Deutsch und Latein an der Erweiterten August-Hermann-Francke-Oberschule in Halle und anschließend einen vierjährigen Einsatz als Lektor und später als Dozent für deutsche Sprache an der Universität Skopje. Beide Tätigkeiten haben ihn spürbar geprägt: einerseits in Form eines dauerhaft erhaltenen Interesses für die Belange des altsprachlichen Unterrichts, andererseits in Gestalt besonderer Affinität zur Geschichte und Kultur Südosteuropas. Seine Habilitationsschrift war dem Thema „Die Entstehung der Vorformen des mittellateinischen Epos im 4. Jahrhundert“ gewidmet (1982). Sie war mit der Verleihung der facultas docendi verbunden. Die gedruckte Weiterführung des Themas „Die lateinische Versepik des 4. Jahrhunderts. Literaturgeschichte, Gattungsgeschichte, Kommunikationsgeschichte“ bot eine komplexe Unter-

suchung des Gegenstandes nach den neuesten Methoden der Literaturwissenschaft, von den Gutachtern und Rezensenten hoch gewürdigt.

1971 bis 1982 war Wolfgang Kirsch Oberassistent an der Sektion Orient- und Altertumswissenschaften der Universität Halle. 1982 wurde er zum Hochschuldozenten für Lateinische Philologie an dieser Universität berufen. Zu vertreten war die lateinische Literatur in allen ihren Perioden: römische Republik, Kaiserzeit, Spätantike.

Die Summe lebenslanger Forschungsarbeit zieht das Handbuch „Laudes sanctorum. Geschichte der hagiographischen Versepik vom IV. bis X. Jahrhundert“ (Bd. I 1-2, Stuttgart 2004, Bd. II im Druck). Es wurde von der deutschen und internationalen Kritik als herausragende Leistung gewürdigt. Neben die erwähnten fachwissenschaftlichen Bücher traten solche, die sich an einen breiteren Leserkreis wandten: „Historie von Alexander dem Großen“ 1975; Willibald Pirckheimers „Verteidigungsrede oder Selbstlob der Gicht“ 1988; „Chronik vom Petersberg“ 1996, ein Markstein der Regionalgeschichte.

Von der Vielzahl der Aufsatzpublikationen kann hier im einzelnen kein Eindruck vermittelt werden. Hier verbinden sich in fruchtbarer Weise Spezialforschung und verallgemeinernde Reflexion. Ein Akzent liegt auch auf Wissenschaftsgeschichte und Regionalgeschichte. W. Kirschs theoretische Interessen waren ausgeprägt. So hat er Diskussionen auch über den engeren Bereich seiner Spezialgebiete hinaus bereichert. Verpflichtungen im nationalen und internationalen Rahmen erfüllte er als Mitglied der Redaktion der Zeitschrift „Philologus“ seit 1978, eine Tätigkeit mit weit über die Grenzen der DDR hinaus reichender Wirkung. 1988 war er Gründungsmitglied des Internationalen Mittellateinerkomitees, 1990 Leiter einer Projektgruppe für Rahmenrichtlinien der Alten Sprachen in Sachsen-Anhalt. 1997 wurde er zum Mitglied der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften gewählt.

Mit der Geschichte der Pirckheimer-Gesellschaft von Anfang an aufs engste verbunden, war Wolfgang Kirsch seit 1974 erster Vorsitzender der regionalen Bezirksgruppe in Halle. Eine zweite Amtsperiode begann 1998. Hier konnte er seine Freude am schönen und künstlerisch gestalteten Buch zu praktischer Wirkung bringen. Mit Vorträgen, Ausstellungen, Exkursionen und Begegnungen mit bildenden Künstlern entfaltete die Regionalgruppe unter seiner Leitung eine fruchtbare Tätigkeit.

Wolfgang Kirsch war über Jahrzehnte bestrebt, der Antike und dem Mittelalter den ihnen gebührenden Platz im kulturellen Leben zu sichern. Wie

viele andere an den Universitäten, den Museen und an der Akademie hat er das mit Ideenreichtum und Leidenschaft getan.

Das Schicksal hielt nicht wenige Härten im Leben von Wolfgang Kirsch bereit, vor allem den frühen Tod seiner ersten Ehefrau Dr. Erika Kirsch. Es brachte auch Trost in Gestalt der zweiten Ehe 1997 mit seiner Frau Gertraude und dem unbeirrbaren Festhalten an den gesetzten Zielen in getreulicher wissenschaftlicher Arbeit.

Die Leibniz-Sozietät der Wissenschaften wird das Andenken von Wolfgang Kirsch stets in Ehren halten.

Reimar Müller

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *110(2011), 193–194*

Nachruf auf Prof. Dr. Ernst Engelberg

* 05. 04. 1909 †18. 12. 2010

Am 18. Dezember 2010 ist MLS Ernst Engelberg in Berlin verstorben. Er gehörte zu den bedeutenden deutschen Historikern des 20. Jahrhunderts.

Engelberg wurde am 5. April 1909 in Haslach im Kinzigtal geboren; nach Kindheit und Jugend im sozialdemokratisch geprägten Haslacher Elternhaus folgten Studium und Promotion schon unter faschistischer Herrschaft, aktiver Widerstand, Zuchthaus und Emigration in die Schweiz und die Türkei; nach der Rückkehr widmete er sich in der Ostzone und in der DDR mit großem Engagement dem Aufbau einer neuen Gesellschaft und speziell ihrer Geschichtswissenschaft, von 1951 bis 1960 als Professor an der Leipziger Universität und seit 1960 an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die ihn 1961 zu ihrem ordentlichen Mitglied wählte. Er repräsentierte die DDR-Geschichtswissenschaft in leitenden Funktionen, als Präsident der Historikergesellschaft und des Nationalkomitees der Historiker der DDR. Über die Grenzen der DDR und ihrer Historiographie hinaus wirkte er in internationalen Gremien und setzte sich für den Dialog von Historikern in Ost und West ein.

Besondere Verdienste erwarb er sich auch durch Ausbildung und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Der Auf- und Ausbau wichtiger Forschungsrichtungen – zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, zur Innen- und Außenpolitik des Deutschen Reiches 1871-1918 und zur Theorie, Methodologie und Geschichte der Geschichtswissenschaft – basieren auf seiner Initiative und wissenschaftsorganisatorischen Aktivität.

Im Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Lebenswerks stehen Forschungen zur deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert. National und international bekannt wurde er besonders durch seine zweibändige Bismarck-Biographie mit den programmatischen Bandtiteln „Urpreuße und Reichsgründer“ (1985) und „Das Reich in der Mitte Europas“ (1990) Darüber hinaus galt sein Interesse auch der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen deutschen Geschichte und methodologischen Grundfragen der Geschichtswissenschaft. Vor allem aber konzentrierten sich seine Forschungen auf das Spannungsver-

hältnis zwischen dem Kampf der Sozialdemokratie *gegen* Bismarck und dem relativen nationalstaatlichen Fortschritt *durch* Bismarck. In diesem Zusammenhang verstand er es, den prägenden Gegensatz von preußisch-konservativ geformter bürgerlicher Gesellschaft und revolutionärer Arbeiterbewegung in den herausragenden Figuren Bismarck und Bebel mit Augenmaß und Leidenschaft historiographisch zu gestalten, und zwar in der Einheit einer widersprüchlichen Nationalgeschichte, die er ebenso von einem konsequenten antifaschistischen und antimilitaristischen Standpunkt aus wie auch in klarer Abgrenzung von jeder Art des nationalen Nihilismus begreift. In theoretischer Hinsicht sind wichtige Impulse zur Periodisierung der deutschen Geschichte, zur bürgerlichen Umwälzung in Deutschland, zur Revolution von oben und zum Bonapartismus als Herrschaftssystem in Übergangsepochen mit seinem Namen verbunden.

Ernst Engelberg hat Geschichte über das ganze bewegte 20. Jahrhundert hinweg erlebt, erlitten und als Kommunist und Marxist aktiv mit zu gestalten versucht; sein historiographisches Schaffen entstand so in unmittelbarer Auseinandersetzung mit den geschichtlichen Umwälzungen, deren Beobachter und engagierter Teilnehmer er immer war und erst recht nach der letzten großen Zäsur 1989/90 geblieben ist. Trotz tief empfundener Enttäuschung über die Folgen des Umbruchs von 1989/90 resignierte er nicht, sondern mischte sich – soweit es ihm Alter und abnehmende Kräfte erlaubten – aktiv in die neuen weltanschaulichen und politischen Auseinandersetzungen ein und engagierte sich in Wort und Schrift für die Fortführung und Weiterentwicklung marxistischer Forschungstraditionen in den Sozial- und Geisteswissenschaften. Von Anfang an Mitglied der Leibniz-Sozietät, hat als deren erster Vizepräsident, an der Seite von und gemeinsam mit Mitja Rapoport, nicht nur wichtige Anregungen für die Arbeit nach der Abwicklung der Akademie gegeben, sondern auch durch den Einsatz seiner national und international respektierten Persönlichkeit wertvollen Rückhalt gegeben. Er setzte sich insbesondere für die Weiterentwicklung und Förderung einer praktisch eingreifenden emanzipatorischen Wissenschaft von Geschichte und Gesellschaft ein, wie er 1994 in einem Vortrag über „Erneutes Nachdenken über den Sinn der Geschichte“ ausgeführt hat. Er hat damit wichtige Anregungen für das interdisziplinäre Anliegen wissenschaftlicher Arbeit gegeben, dem sich die Leibniz-Sozietät verpflichtet weiß.

Wolfgang Küttler

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *110(2011), 195–197*

Werner Krause/Erdmute Sommerfeld

Lothar Sprung, Helga Sprung: Eine kurze Geschichte der Psychologie und ihrer Methoden. Profil Verlag München – Wien 2010. ISBN 987–3-89019–649–7

Geschichtsbücher gibt es viele, Methodenbücher auch. Eine Psychologiegeschichte in enger Verschränkung mit der Entwicklung einer Methodologie und Methodik zu beschreiben, das ist neu, und es ist zugleich höchst verwunderlich, dass es so selten geschieht, denn der Erkenntnisfortschritt in einer Disziplin ist eng an den Fortschritt in der Methodik gebunden. Und dennoch ist es kein „Kohlrausch" der Psychologie. Lothar und Helga Sprung waren als Nichthistoriker geradezu prädestiniert, ein solches Buch mit beiden Schwerpunkten Psychologiegeschichte und Methodengeschichte zu schreiben. Beide Autoren waren als experimentelle Psychologen tätig. Der eine war vornehmlich mit der Methodenlehre, der Psychodiagnostik und der experimentellen Allgemeinen Psychologie, der andere war mit der experimentellen Psychophysiologie, der Psychodiagnostik, der Methodenlehre und mit Psychopharmakologie befasst. Der Erstautor hat jahrzehntelang Vorlesungen über die Geschichte der Psychologie gehalten. Beide eint das Interesse, über die Herausbildung der Methoden und Paradigmen, über die Entstehung von Strömungen und Richtungen und über das, was man den „Zeitgeist" nennt, mehr zu erfahren. Aus dieser jahrzehntelangen Beschäftigung entstand in ihrem Ruhestand dieses Buch, das die Geschichte der Psychologie mit der Geschichte der Methodik vereint. Zugleich wird die Abhängigkeit dieser beiden Schwerpunkte von den jeweiligen politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Zeitgeschichten beleuchtet.

Die Autoren stellen ihrer mehr als 5000jährigen Geschichtsbetrachtung ein Kapitel Methoden und Methodengeschichte voran. Dieses Methodenkapitel liefert den Kompass und die Messlatte. Durch diese Zielvorgabe kann der Leser sehr gut erkennen, dass und wie im Laufe der Geschichte die Methodenkriterien immer besser erfüllt wurden oder wie von der Erfüllung abgewichen wurde und warum. Der Leser erhält auf diese Weise nicht nur einen

ideengeschichtlichen Überblick über die Psychologie, sondern auch eine Einführung in ihre Methodologie und Methodik von den Anfängen bis in die Gegenwart. Die Geschichte der älteren Psychologie und der modernen Psychologie werden behandelt. Ausführlich wird auf die Psychologie- und Methodenentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert eingegangen, besonders auf die Etablierung der Psychologie als Einzelwissenschaft nach Gegenstand und Methode. An Hand der Entwicklung der Psychologie wird immer wieder aufgezeigt, wie erst (bestimmte) neue Methoden neuartige Erkenntnisse ermöglichten, aber auch, wie Rückschritte (z.B. im frühen Mittelalter) zur Hemmung des psychologischen Erkenntnisgewinns führten. So wurde z.B. der Universalienstreit im Mittelalter ausschließlich mit scholastischen Methoden geführt. Erst auf der Basis des Experiments ist im Zeitalter der modernen Psychologie nachgewiesen worden, dass Allgemeinbegriffe mit Hilfe von Invarianten unterschiedlicher Einzelobjekte gebildet werden. Besonders deutlich wird für das 19. und 20. Jahrhundert herausgearbeitet, wie sich zum einen die moderne Psychologie mit Hilfe der modernen Methodenlehre als Empirische und Experimentelle Psychologie und als Theoretische Psychologie entwickelte und wie zum anderen die Entwicklung der Experimentalpsychologie die Entwicklung der Methodenlehre maßgeblich bestimmt hat.

Für die unterschiedlichen Epochen wird die Bedeutung des methodentheoretischen Transferstadiums, das bereits um 600 v.d.Z. mit der Entwicklung der griechischen Naturphilosophien begann, sichtbar gemacht. Dabei werden Methoden und Theorien aufgezeigt, die von den jeweils aktuell führenden Gebieten der Wissenschaften auf die Psychologie übertragen worden sind und es wird deutlich, welche Auswirkungen das auf die Entwicklung der Psychologie und ihrer Methoden hatte.

Ausgehend von einem Rückblick auf die Geschichte des Wirkens von Frauen in Kultur und Wissenschaft ist Frauen in der Geschichte der Psychologie ein eigenes Kapitel gewidmet. Den Abschluss des Buches bildet eine Darstellung der Geschichte der Psychologie der DDR.

Das vorliegende Buch ist durch zwei Ebenen gekennzeichnet. Auf der einen Seite steht eine strenge Systematik von Fakten, Methoden und Ereignissen, die in ihrer Detailliertheit kaum noch zu steigern ist. Hier wird vom Rezipienten beim Lesen viel abverlangt. Dabei wird durch die systematische Herangehensweise und Sicht auf die Methoden – bezogen sowohl auf ihre Entwicklung als auch auf ihre Verschiedenartigkeit – die enge Verbindung („Verzahnung“) zwischen der Geschichte der Psychologie und ihrer Methodenlehre besonders deutlich. Auf der anderen Seite spiegeln die Autoren den

Zeitgeist der jeweiligen Epoche wider, indem sie in den einzelnen Kapiteln erhabene Weisheiten bedeutender Wissenschaftler im Text verteilt haben. Eine gelungene Synthese von „Geist und Buchstaben“.

Lothar Sprung, von einer schweren Krankheit gezeichnet, hat zusammen mit seiner Frau Helga dieses Buch vorgelegt. Dies verdient eine besondere Würdigung. Nachfolgende Historiker finden hier authentische Quellen.

Schließlich ist die ansprechende leserfreundliche Gestaltung des Buches durch den Profil-Verlag (München – Wien) hervorzuheben.

Lesergruppen: Psychologen, insbesondere Studierende, Humanwissenschaftler, Wissenschaftsphilosophen, Wissenschaftshistoriker.